Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedrich Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, S. Ruge, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Dritte Hauptabtheilung.

Vierter Theil.

Geschichte der Revolution in England.

Von Alfred Stern.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1881.

Geschichte

der

Revolution in England.

Von

Dr. Alfred Stern,
Professor an der Universität Bern.

Mit Porträts, Illustrationen und Karten.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1881.

C. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
BERLIN

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort.

Die Geschichte der Revolution in England, welche einen Theil der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" bildet, soll die Ergebnisse der modernen Forschung in möglichst knapper Form zusammenfassen. Sollte der vorgezeichnete Rahmen nicht überschritten werden, so durfte die Darstellung weder so ausführlich werden wie diejenige von Guizot und Ranke noch auch so weit vor- und zurückgreifen wie diejenige von Dahlmann.

Ein zweimaliger längerer Aufenthalt in London, der durch die Vorarbeiten zu meiner Biographie Miltons veranlaßt wurde, ist, wie ich hoffe, auch diesem Werke zu statten gekommen. Es war mir möglich, einiges von den Schätzen des britischen Museums, soweit sie für diesen Zeitraum in Betracht kommen, darunter die reichhaltige Flugschriftensammlung Thomasons und Kopieen der Depeschen des toskanischen Agenten Salvetti zu verwerthen; auch das englische Reichsarchiv, dessen Inhalt übrigens durch die werthvollen Calendars of State Papers immer zugänglicher gemacht wird, ist nicht ganz unbenutzt geblieben.

Die Angaben der Literatur werden demjenigen erwünscht sein, der einzelne Seiten des Gegenstandes genauer zu studiren beabsichtigt. Die Daten richten sich nach dem alten, damals in England noch gebräuchlichen Stile.

Bern, 7. Februar 1881.

Alfred Stern.

Die Revolution in England.

Einleitung.

Die Revolution, welche das englische Volk im siebzehnten Jahrhundert erlebt hat, ist häufig mit jener größeren verglichen worden, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Frankreich ausging. Dem äußeren Verlaufe nach scheinen beide Ereignisse mehr als einen Zug miteinander gemein zu haben. Nachdem die eine wie die andere Nation die Höhe ihres kriegerischen und literarischen Ruhmes erklommen hat, folgen hier wie dort Jahre der Schwäche und Mißregierung, welche die revolutionäre Bewegung entfesseln. Hier wie dort spottet sie aller Versuche sie zu besänftigen. In beiden Ländern führt sie die fanatische Partei zum Siege über die gemäßigte. Beide Male kommt es zum Processe des Königs, zu seiner Hinrichtung, zum Sturze der Monarchie. In Frankreich wie in England erhebt sich über den Trümmern des alten Gemeinwesens eine Militärherrschaft, die sich auf ein tapferes, in der Verwirrung der Ereignisse erst gebildetes Heer zu stützen weiß. An seiner Spitze steht in Frankreich wie in England ein Mann, der sich von unten heraufgearbeitet hat und das höchste kriegerische Genie mit dem schärfsten staatsmännischen Blicke vereinigt. Beide bändigen die Bewegung im Inneren, beide machen in auswärtigen Kämpfen den Namen ihrer Nation über den Erdball hin gefürchtet. So verschieden der Ausgang dieser beiden Söhne der Revolution ist, so gleichartig ist das Ende dieser beiden Revolutionen selbst. Sie schließen in Frankreich wie in England mit der Zurückführung des verfolgten Königsgeschlechtes. Und, um den Vergleich noch weiter auszuspinnen, dies Geschlecht hat während des Exiles nichts vergessen und nichts gelernt, es muß hier wie dort nach kurzer Herrschaft aufs neue vom Platze weichen.

Wie ähnlich einander die beiden Ereignisse in ihren äußeren Umrissen auch erscheinen mögen, man braucht doch nicht sehr tief zu blicken, um die Verschiedenheit ihres inneren Wesens wahrzunehmen. Die Ziele der französischen Revolution waren in erster Linie politische und sociale, die Ziele der englischen waren in erster Linie politische und kirchliche. Gewisse politische Forderungen — Beschränkung der monarchischen Gewalt, regelmäßige parlamentarische Kontrolle des Staatshaushaltes, regelmäßige parlamentarische Mitwirkung bei der Gesetzgebung, Sicherung der persönlichen Freiheit, Her-

stellung unabhängiger Rechtspflege — waren beiden gemein. Aber die Versuche, auf religiösem Gebiete eine Umwälzung hervorzurufen, verliehen der französischen Revolution gleich wenig ihren Charakter, wie die Versuche, den alten Bau der Gesellschaft zu zertrümmern der englischen. Die Erhebung der Göttin der Vernunft war eine ebenso vorübergehende Erscheinung wie das Auftreten der Levellers. Wenn die Massen dort nichts von dem religiösen Enthusiasmus in sich fühlten, welcher die Vorkämpfer des Puritanismus beseelte, so waren sie hier von einer Nivellirung der Stände, wie sie die Schüler Rousseaus anstrebten, sehr weit entfernt. Damit hängt ein weiterer Unterschied zusammen. Die Revolution, welche an den Ufern der Seine losbricht, greift über ihr Geburtsland hinaus, sie wird zu einer europäischen. Vorbereitet durch den Geist der Aufklärung, der die Literatur der occidentalischen Völker seit Jahrzehnten durchdrungen hat, findet sie bei den meisten von ihnen ein günstiges Feld, denn jede leidet noch an mehr oder weniger Resten jenes Feudalsystems, dem in Frankreich der Krieg erklärt worden ist. In Wort und Schrift wird für ihre „Ideen" Propaganda gemacht. Sie wendet sich mit der Erklärung der Menschenrechte an alle Nationen. Und als die schönklingenden Reden durch das Geklirre der Waffen unterbrochen werden, als der unvermeidliche Zusammenstoß mit den alten Staatswesen erfolgt, werden diese durch eine Niederlage nach der anderen selbst dazu gezwungen, die Bahn reformirender Neuerungen zu betreten, die Kräfte ihrer Völker zu entbinden, bis es den vereinigten Anstrengungen gelingt, das Joch der drohenden Universaldespotie von sich abzuschütteln.

Die englische Revolution dagegen bleibt in ihren unmittelbaren Wirkungen auf England beschränkt. Außer Zusammenhang mit einer allgemeinen geistigen Bewegung, gleich derjenigen des achtzehnten Jahrhunderts, äußert sie auch auf die Denkweise, auf den Zustand der übrigen Nationen keinen Einfluß. Dies Drama erschüttert nur das britische Inselreich, und diejenigen, welche eine Rolle darin spielen, haben nicht die Kühnheit, im Namen des Menschengeschlechtes auftreten zu wollen. Die Theorieen Henry Vanes und John Miltons finden auf der anderen Seite des Kanals keinen Anklang, der Sturz des Königthums in England giebt kein Vorbild ab für den Sturz irgend einer festländischen Staatsgewalt, und die Kämpfe, in denen der revolutionäre Emporkömmling die Macht seines Staates nach außen wendet, dienen nicht zu gleicher Zeit auch der Ausbreitung des revolutionären Geistes.

Im Rahmen der allgemeinen Geschichte muß die englische Revolution daher gegenüber der französischen eine untergeordnete Stellung einnehmen. Ohne die Tiefen des englischen Volkes in gleicher Weise aufzuwühlen, ohne einen ähnlichen Umsturz der bisherigen socialen Ordnungen zu bewirken, wie es in Frankreich geschah, bleibt sie auch einem Eingriffe in die Verhältnisse der übrigen Staaten fern und hat nicht die Folge eine Umwandlung der herrschenden politischen und gesellschaftlichen Zustände anzubahnen. Das Ereigniß hat jedoch die Aufmerksamkeit der Nachlebenden von jeher besonders

auf sich gezogen, und es würde schon deshalb eine specielle Behandlung verdienen, weil es der gewaltsamste Versuch ist, den ein an sich sehr konservatives Volk gemacht hat, mit seiner Vergangenheit gründlich zu brechen.

Die letzte wichtigste Thatsache der englischen Geschichte vor dem Ausbruche der Revolution war die Einführung der Reformation. Bis auf diese muß man zurückgehen, wenn man die Wurzeln jener erkennen will. Der Gang der Reformation in England war von dem Verlaufe, den sie in den meisten anderen Ländern genommen hatte, sehr verschieden. Heinrich VIII. riß sich los von der päpstlichen Autorität, aber er gab der Kirche ein neues oberstes Haupt in sich selbst. Er hob die Klöster auf und verfügte über einen großen Theil der Kirchengüter, aber er wollte an der katholischen Lehre und an dem katholischen Kultus nicht rütteln lassen. Wer sich weigerte den Suprematseid zu leisten, war nicht minder todeswürdig wie derjenige, welcher Ohrenbeichte, Messe, Cölibat zu verwerfen wagte. Dieser Zustand konnte nicht fortdauern. Nach dem Tode Heinrichs VIII. mußte es sich entscheiden, ob die reformatorische Richtung zum Siege gelangen, oder ob der Katholicismus das halb verlorene Gebiet zurückerobern würde. Es war das Werk der Vormünder Edwards VI., vor allem des Herzogs von Somerset, daß der erste dieser beiden Wege eingeschlagen wurde. Die drakonischen Verordnungen, welche gegen die Ketzer erlassen worden waren, fielen weg. Den Priestern wurde es freigestellt, sich zu verheiraten. Die Bilder wurden aus den Kirchen entfernt, Seelenmessen und Ohrenbeichte abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und unter Anwendung der Landessprache gespendet. Eine neue Liturgie, ein englisches Common Prayer Book, regelte und vereinfachte den Gottesdienst, wiewohl noch zahlreiche Ceremonieen der alten Kirche beibehalten wurden. Die Erklärung des neuen Testaments von Erasmus, ein Homilienbuch, von reformatorischem Geiste erfüllt, wurde dem Klerus zum Gebrauche überwiesen. Auch als Somerset, bedrängt durch die Mißerfolge seiner auswärtigen wie seiner inneren Politik, einem ehrgeizigen Nebenbuhler hatte weichen müssen, sah sich die katholische Partei in den Erwartungen getäuscht, die sie an dies Ereigniß geknüpft hatte. Der Graf von Warwick setzte als Herzog von Northumberland die begonnene Reformarbeit fort, der junge König wandte ihr seinen entschiedenen Beifall zu, und die flüchtigen protestantischen Gelehrten, die in England ein Asyl fanden, gewährten den herrschenden Gewalten eine sehr erwünschte Unterstützung. Jede Abweichung von dem revidierten Common Prayer Book wurde bei Strafe verboten. In der Abfassung der Glaubensartikel erhielt die englische Kirche eine verbindliche Norm, für welche die Satzungen Calvins von bedeutendem Einfluß waren. — So wurde das Dogma durchaus erneuert, im Ritus noch mancher Rest des Alten bewahrt, an der Spitze der Verfassung das königliche Supremat und unter ihm das Bisthum nebst Patronat, Pfründen und Zehnten festgehalten.

In dieser Gestalt hatte die Reformation gesiegt, aber sie hatte noch nicht die Massen des Volkes ergriffen. Sie war von oben herab eingeführt mit Verletzung alter Gewohnheiten und Interessen, häufig unter Anwendung von Gewalt, nicht immer ohne den Antrieb selbstsüchtiger Beweggründe. Tausende wünschten die Heiligenbilder zurück, vor denen sie ehemals gekniet hatten, und wer der Hintersasse eines Klosters gewesen war, hatte oft genug über die härteren Lasten zu klagen, die der neue Inhaber des eingezogenen Kirchengutes ihm auflegte. Sobald der Tod Edwards VI. der ältesten Tochter Heinrichs VIII. den Weg zum Throne gebahnt hatte, wachten die Hoffnungen der Altgläubigen wieder auf. Sie wurden durch die Regierung Marias nur zu sehr gerechtfertigt. Die Gemahlin Philipps von Spanien hielt sich in ihrem Gewissen für verpflichtet, das englische Volk in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen und ließ sich sehr bald zu einer kirchlichen Reaktion fortreißen, welche dem Grundsatze religiöser Duldung für viele Menschenalter unermeßlichen Schaden zufügte. Anfänglich begnügte sie sich mit der Abschaffung aller Neuerungen aus der Zeit Edwards VI. Darauf schritt sie zur Wiederherstellung der päpstlichen Suprematie. Endlich ließ sie der wildesten Verfolgung der verhaßten Ketzer die Zügel schießen. Damals legte die englische Reformation im eigentlichsten Sinne des Wortes ihre Feuerprobe ab. Als die Scheiterhaufen entzündet wurden, als die Würdenträger der reformirten Kirche todesmuthig den Holzstoß bestiegen, drang das Gefühl inniger Begeisterung für den neuen Glauben in die Tiefen des Volkes. Der Bürgerstand und der gemeine Mann erbaute sich an den Geschichten der Märtyrer und gewöhnte sich daran, mit Abscheu auf ein Bekenntniß zu blicken, in dessen Namen solche Greuel verübt wurden. Der Adel und die Gentry hatten Grund zu fürchten, daß sie gezwungen werden könnten, das eingezogene Kirchengut wieder herauszugeben. Das Parlament, welches die Königin bis dahin unterstützt hatte, drohte widerspänstig zu werden. Die Niederlagen ihrer auswärtigen Politik gaben ihrer Popularität den Rest, und als sie starb, gehaßt und vereinsamt, hinterließ sie den Namen der „Blutigen“.

So war die Lage der Dinge, als Elisabeth die Krone empfing, die Tochter eben jener Anna Boleyn, um derenwillen Heinrich VIII. Rom den Gehorsam gekündigt hatte. An sich ohne tiefere religiöse Leidenschaft, jedoch von Jugend auf für die protestantische Anschauung gewonnen, zwischen zwei feindliche Parteien gestellt, die sich mit Mißtrauen beobachteten, suchte sie zu vermitteln und eine gesetzliche Grundlage des Kirchenwesens zu schaffen, auf der sich die Gegensätze versöhnen sollten. In diesem Bestreben hatte sie das Parlament auf ihrer Seite. Die Suprematsakte gab zwar dem Monarchen den Titel „oberstes Haupt der Kirche“ nicht zurück, aber sie verlieh ihm aufs neue alle Hoheitsrechte über Kirche und Klerus, die oberste kirchliche Gerichtsbarkeit, die Befugniß Kirchenvisitationen vorzunehmen, Reformen anzuordnen, gegen Irrlehren und Mißbräuche einzuschreiten. Die Uniformitätsakte führte das Common Prayer Book wieder ein, aber nicht ohne einige Aenderungen, um

das Buch auch den Altgläubigen genehmer zu machen. Sie selbst, die protestantische Herrscherin, behielt in ihrer Kapelle das Krucifix bei und suchte die Priesterehen zu beschränken. Mit den neununddreißig Glaubensartikeln erhielt das Gebäude der anglikanischen Staatskirche seinen Abschluß, und alle Glieder der Nation wurden gezwungen, sich wohl oder übel in ihm einzurichten. Denn abgesehen von dem Suprematseid, den Geistliche und Beamte zu schwören hatten, war der Gebrauch irgend eines Rituals außer der anerkannten Liturgie verpönt und die Weigerung, dem Gottesdienste der Landeskirche beizuwohnen, gleichfalls mit Strafe belegt.

Die große Masse des Volkes ließ sich die neue Form gefallen, aber von rechts und von links suchten widerstrebende Elemente sich ihr zu entziehen. Katholiken und Puritaner fanden sich durch die unerbittlichen Vorschriften des Anglikanismus aufs schwerste verletzt. Für die Mitglieder der römischen Kirche wurde es gefährlich, sich offen zu ihr zu bekennen. Jedermann machte sich strafbar, der es noch wagte, im heiligen Vater zu Rom das höchste Haupt in geistlichen Angelegenheiten zu verehren. Jede Verbindung zwischen englischen Klerikern und der Kurie war ein Verbrechen. Der Brauch von Messe, Ohrenbeichte, Heiligenanbetung konnte verfolgt werden, auch wenn er sich aus dem Lichte der Oeffentlichkeit in das Dunkel von Privatkapellen und Wohnhäusern zu flüchten suchte. Die schwersten Schläge trafen aber die Anhänger des Katholicismus erst dann, als die Begriffe Papist und Landesfeind in den Augen der meisten Engländer und der herrschenden Gewalten sich deckten, als das Reich Elisabeths, in die großen Gegensätze der Zeit hineingerissen, das hauptsächliche Bollwerk des Protestantismus wurde und die erste Zielscheibe seiner fanatischen Bekämpfer. Wenn der Papst die Tochter Anna Boleyns exkommunicirte, wenn Maria Stuart, so lange sie lebte, als ihre gefährliche Nebenbuhlerin zu fürchten war, wenn Komplotte gegen Elisabeths Herrschaft und Attentate gegen Elisabeths Leben aus katholischen Kreisen einander ablösten, wenn Philipp II. seine Armada gegen das ketzerische Inselvolk entsandte, so war der natürliche Rückschlag, daß politischer und religiöser Fanatismus auch auf dieser Seite verschmolzen, und daß der Arm der Staatsgewalt Schuldige und Unschuldige ohne Unterschied traf, woferne sie nur zur Gefolgschaft des Papstthums zu gehören schienen. Der Engländer, welcher die Rechtfertigung durch den Glauben bekannte, sah in dem Engländer, welcher auf den Schatz der guten Werke hoffte, einen Hochverräther. Die Regierung, die den Niederländern gegen Alexander Farnese Beistand leistete, erschwerte im eigenen Lande den Glaubensgenossen Farneses auf alle Weise ihre Art der Gottesverehrung. Der Suprematseid wurde verschärft und weiter ausgedehnt, die Versäumniß des Kirchenbesuches unter härtere Strafe gestellt, vor allem den Priestern, Jesuiten und Missionaren, als Feinden des Staates, ein unversöhnlicher Krieg erklärt. Mochten die Strafgesetze gegenüber dem katholischen Laien nicht selten milde gehandhabt werden, der katholische Kleriker hatte ihre ganze Strenge zu fühlen. Mancher mußte sein Haupt auf den

Block legen, auch wenn ihm nicht nachgewiesen werden konnte, daß er sein geistliches Gewand zum Deckmantel eines Staatsverbrechens gemacht habe. Dies Verfahren bewirkte zwar nicht eine vollständige Ausrottung des Katholicismus, aber es bewirkte, daß die Kluft zwischen dem Katholicismus und dem Anglikanismus unübersteiglich wurde. Ein Bruchtheil der Nation, geringfügig wie ihn Verfolgung und Heuchelei hatten werden lassen, gehörte der Staatskirche nicht an. Ihr Gewissen über ihren Vortheil stellend, hielten sich im Stillen die katholischen Nonkonformisten.

Sie waren nicht die Einzigen, deren Weigerung, dem einen kirchlichen Rahmen sich einfügen zu lassen, die Absichten Elisabeths durchkreuzte. Auf der anderen Seite standen die Puritaner. Das Bestreben, die Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen, hat ihnen den Namen gegeben. Aus der Fremde, die sie vor dem Wüthen der blutigen Maria beschirmt hatte, waren sie in die Heimat zurückgekehrt, erfüllt von den Gedanken Calvins und seiner Anhänger. Sie fanden das demokratische Kirchenregiment und die Einfachheit des Ritus, wie sie ihnen als Ideal vorschwebten, am wenigsten in der Form des Anglikanismus verwirklicht. Für sie, welche die Schrift als einzige Richtschnur in Sachen der Religion anerkannten, mußte der königliche Supremat ein Gegenstand des Angriffs werden. Vor ihnen, denen der ganze Bau der katholischen Hierarchie als Teufelswerk erschien, konnte das Bisthum unmöglich bestehen. Sie sahen in vielen ceremoniellen Vorschriften, in der wiederholten Kniebeugung, in dem weißen Priestergewande, in der Anwendung des Kreuzsymbols bei der Taufe, in den künstlerischen Zuthaten beim Gottesdienste nur Ueberreste jenes päpstlichen „Babylon", das sie unermüdlich waren zu bekämpfen, weil es durch äußere Mittel auf die Sinne wirke und den Menschen von der rein geistigen Betrachtung des Göttlichen abwende. Nicht wenige Puritaner wiesen auf Schottland hin, wo sich unter harten Kämpfen eine kirchliche Form durchgesetzt hatte, auf die durch das Muster von Genf der stärkste Einfluß ausgeübt worden war. Mit demselben unduldsamen Anspruch ausgestattet, die ganze Nation in sich aufzunehmen wie die Kirche von England, hatte sich die Kirche Schottlands ein geistliches Supremat des Staatsoberhauptes fernzuhalten gewußt. Sie forderte ihrerseits vom Staate Schutz und Hilfe in der Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit, in der Verfolgung der Sektirer. Ihr Ritus war prunklos und nüchtern, ihre Verfassung widersprach einer geistlichen Aristokratie gleich derjenigen der Bischöfe. Was diese Verfassung besonders kennzeichnete, war das Institut der Presbyter, der Laienältesten, die, aus der Gemeinde erwählt, im Ortskirchenrath, im Presbyterium, in der Provinzial- wie in der Generalsynode der Geistlichkeit zur Seite traten, um mit ihr in Gemeinschaft durch Rüge und Bann Rechtgläubigkeit und sittliche Zucht zu erhalten.

Eine andere Gruppe der Puritaner ging weiter. Sie wurde durch die presbyteriale Nationalkirche Schottlands ebenso wenig befriedigt wie durch die

episkopale Staatskirche Englands. Sie bestritt die Nothwendigkeit einer kirchlichen Form, die darauf berechnet war, für alle Genossen eines Volkes zu gelten. Ihr Streben ging auf Separation, auf die Verbindung gleich Gesinnter zu freien Gemeinden, die unabhängig, independent neben einander bestehen sollten und in denen der Gedanke vom allgemeinen Priesterthume der Gläubigen wieder auflebte. Der erste Verbreiter dieser zukunftreichen Idee war Robert Browne, dessen Anschauung durch die Einwirkungen holländischer Baptisten bestimmt worden zu sein scheint. Er selbst verleugnete zwar sehr bald, was er eine Zeit lang leidenschaftlich in Wort und Schrift verfochten hatte, um sich den unablässigen Verfolgungen zu entziehen, aber seine Anhänger, deren Zahl man gegen Ende des Jahrhunderts auf mehr als zwanzigtausend schätzte, hießen nach ihm die Brownisten. In diesen ersten Erscheinungen des englischen Puritanismus sind schon die Keime der beiden großen Parteien zu erkennen, die sich während der Revolution das Feld streitig machten: der Presbyterianer und der Independenten.

Elisabeth ließ nichts unversucht, um das Anwachsen der puritanischen Strömung zu verhindern. Aber trotzdem ihr die stärksten Machtmittel zu Gebote standen, nahm die Zahl der Nonkonformisten auch aus diesem Lager fortwährend zu. Sie mochte puritanische Schriften strenger Censur unterwerfen, puritanische Professoren ihres Amtes entsetzen, puritanische Geistliche aus ihrer Pfründe vertreiben: diese mächtige Bewegung ließ sich nicht zurückdämmen. Anonyme Pamphlete, welche die Staatskirche als „Reich des Antichrist" brandmarkten, überschwemmten das Land, zahlreiche Presbyterien nach schottischem Vorbilde wagten sich ans Licht, heimliche Konventikel traten an Stelle der unterdrückten separatistischen Gemeinden. Auch der Puritanismus erhielt seine Märtyrer. Vor allem hatten die Brownisten die schwere Hand des Staates zu fühlen. Ihnen gegenüber ließ man es nicht bei Verhängung von Geld- und Gefängnißstrafen bewenden, einige aus ihrer Mitte wurden dem Henker überliefert. Dieser und jener verließ das Land seiner Väter, um sich in den Niederlanden unter dem Schutze duldsamer Behörden mit seinen Leidensgenossen zu kleinen Kongregationen zu verbinden.

Wenn es Elisabeth nicht gelungen war, alle ihre Unterthanen mit der von ihr beliebten Lösung der kirchlichen Frage zu versöhnen, so ließ sich doch nicht verkennen, daß gegen Ende ihrer Regierung die religiösen Gegensätze sich in etwas gemildert hatten. Der glühende Haß des Volkes gegen die Papisten wurde in demselben Grade gedämpft, in welchem die europäische Politik sich vom Gemetzel der Religionskriege friedlicheren Neigungen zuwandte. Von den Puritanern waren viele bereit sich zu unterwerfen, wofern ihnen nur einige Zugeständnisse in Betreff der Ceremonieen gemacht würden. Man findet hie und da in der zeitgenössischen Literatur, bei den ersten Schriftstellern die Forderung, sich äußerliche Verschiedenheiten nachzusehen und im Geiste gegenseitiger Duldung eine Grundlage der Verständigung zu suchen.

In gleicher Weise schienen sich die Gegensätze abzuschwächen, die auf einem anderen Gebiete während der Herrschaft Elisabeths hervorgetreten waren. Die Königin war mehr als einmal in die heftigsten Konflikte mit ihrem Parlamente gerathen. Hier fand die puritanische Opposition den schärfsten Ausdruck. Dem englischen Puritanismus war von Anfang an ein starker Zusatz politischen Unabhängigkeitsgefühles beigemischt. Seine Genossen hatten in Schottland, in Frankreich, in den Niederlanden tyrannischen Fürsten den Krieg erklärt. Seine Lehrmeister hatten von der Kanzel herab wie durch die Presse den Satz von der Berechtigung des Widerstandes gegen Willkürherrschaft verfochten. Der Angriff auf die bestehende kirchliche Uebung und auf die bestehende kirchliche Verfassung war zugleich ein Angriff auf die königliche Prärogative. Ihre Grenzen zu untersuchen, ihre Uebergriffe abzuwehren, in unerschrockener Rede, unter Berufung auf die parlamentarischen Privilegien wurde die Aufgabe von Männern, welche das Verhältniß des Unterthanen zum Herrscher ähnlich auffaßten, wie die Schule von Genf es sie gelehrt hatte. Die Königin hingegen suchte ihre Stellung auf alle Weise zu vertheidigen. Sie machte reichlichen Gebrauch von dem Mittel neue Wahlflecken zu schaffen und auf die Wahlen selbst einzuwirken. Sie lehnte sich gegen die Freiheit der Debatte auf und hielt die kühnsten Redner einige Zeit in Haft. Es kamen Fälle vor, bei denen sie sich über eine Mitwirkung des Parlaments hinwegsetzte und sich mit dem Erlaß von Ordonnanzen begnügte, deren Rechtsgiltigkeit sehr in Zweifel gezogen werden konnte. Aber wenn das Parlament in der Vertheidigung seiner Rechte mitunter erlahmte, sie dem fürstlichen Willen hie und da preisgab, so hütete sich auch die Königin, den Bogen zu straff zu spannen und an den Grundlagen der Landesverfassung zu rütteln. Zufrieden in dem Besitze außerordentlicher Macht entging sie der Versuchung, diese Macht für unbeschränkt zu erklären. Sie wußte die konstitutionellen Formen auszunutzen, um ihre Pläne zu fördern, aber sie war von dem Gedanken weit entfernt, sie zerbrechen zu wollen. Am Ende ihres Lebens gab sie ein großartiges Beispiel der Umsicht, indem sie sich anheischig machte, in der Frage der Monopole die Forderungen des Parlamentes gewähren zu wollen.

Ein Volk läßt sich in seiner Masse durch die Stärke seines unmittelbaren Gefühles leiten, nicht durch die Triebfedern vorschauender Berechnung. Sieht es an seiner Spitze eine große, in ungeheuren Ereignissen bewährte Persönlichkeit, fühlt es sich eins mit ihr in den hauptsächlichsten Zielen, gewöhnt es sich daran, ihr Bild mit kräftigen, unverwischbaren Zügen liebevoll festzuhalten, so freut es sich an der sicheren Gegenwart, ohne sich um die Zukunft Sorgen zu machen. Es verzeiht alle Unbilden der Regierung, weil es darauf baut, daß diese nur sein Bestes wolle. Es entsagt seiner eigenen Kritik, weil es der obersten Führung unbegrenztes Vertrauen schenkt. Diesen Vortheil genoß Elisabeth. Sie verkörperte in sich den Gedanken religiöser und nationaler Selbständigkeit, dem jeder andere in der Masse des Volkes

nachstand. Für diesen Gedanken hatte sie einen glorreichen Kampf durchgefochten, hatte sie ihr eigenes Leben so oft aufs Spiel setzen müssen. Wie sie im Lager zu Tilbury erschienen war, hoch zu Roß, mit anfeuernden Worten von einer Abtheilung zur anderen eilend, blieb unvergessen. Mit ihrem Namen war all das Große innig verknüpft, das England damals in kriegerischen Thaten und in friedlichem Verkehr, in Kunst und Wissenschaft emporblühen sah. Der englische Katholik hatte Grund, auf die heroischen Unternehmungen Drakes und Raleighs stolz zu sein, und der puritanische Sektirer, dem zur Strafe für seine Hartnäckigkeit eine Hand abgehauen wurde, schwang mit der anderen seinen Hut und rief: „Gott segne die Königin". „Die Regierung," berichtet einer der französischen Gesandten, „ist gänzlich in der Hand der Königin, . . . das Volk findet ihre Herrschaft so milde und zuträglich, daß es jeden ihrer Wünsche erfüllt." „Keine Aenderung in Kirche oder Staat," meldet ein anderer aus dem letzten Jahre ihrer Regierung, „ist zu erwarten, denn sie wird nicht nur geliebt, sondern angebetet."

Aber stärker als der stärkste Einzelwille wirken in der Geschichte die Ideen. Die Frage war, ob die scheinbar versöhnten, einander entgegengesetzten Kräfte nicht zufolge innerer Nothwendigkeit losbrechen würden, um sich in offenem Kampfe die Herrschaft streitig zu machen.

Auf der einen Seite hatte sich das Königthum wie in den großen Staatskörpern des Festlandes zu einer beständig anwachsenden Höhe entwickelt. Der erste Tudor hatte die großen Barone durch die Jahrzehnte langen Kriege der beiden Rosen geschwächt gefunden, bereit sich für die Gunst des Königs seinem Willen ohne Widerstand zu fügen. Die Trennung von Rom hatte den Inhaber der Monarchie zum Nachfolger des Papstes gemacht und die beiden Gewalten, die sich so oft in Schach gehalten hatten, in eine Hand gelegt. Auf kirchlichem Gebiete herrschte der König absolut wie in einem reinen Beamtenstaate. Die höchsten geistlichen Würdenträger wurden thatsächlich nach seinem Gutdünken erwählt und konnten nach seinem Gutdünken entlassen werden. Die beiden Häuser der geistlichen Konvokation wurden von ihm versammelt, und ihre Beschlüsse waren ungültig ohne seine Zustimmung. Der High Commission Court, jener Oberkirchenrath, dem die außerordentlichsten Vollmachten gegeben waren, wurde nach seinem widerruflichen Willen besetzt. Diese Ausnahmebehörde konnte ohne Rücksicht auf die üblichen Garantieen der Rechtspflege ihre Gewalten auch auf den Laienstand ausdehnen, von welchem ohnehin ein Theil durch Leistung des Suprematseides seine Unabhängigkeit zu mindern hatte. Endlich beanspruchte das Königthum für die gesammte kirchliche Gesetzgebung das Recht der Initiative. Was lag näher, als daß es die Tendenz erhielt, auch auf anderen Gebieten die Schranken niederzuwerfen, die in so vielen Ländern jenseits des Kanals gefallen waren, die Staatsverfassung nach der Kirchenverfassung umzubilden und das Gebäude der Absolutie der großen europäischen Gemeinwesen zu vollenden.

Auf der anderen Seite ging mit dem Geiste der Bevölkerung eine langsame aber stetige Veränderung vor, welche die nationale und aufgeklärte Regierung der Tudors selbst herbeizuführen geholfen hatte. Die englische Flagge wehte auf allen Meeren, englische Schiffe setzten die kostbarsten Güter aller Welttheile in Umlauf. In den anwachsenden Städten kam der Kaufmann und Gewerbtreibende zu Vermögen, die landsässige Ritterschaft vermehrte nach Erniedrigung der großen Barone und nach der Einziehung von Klostergut ihr Einkommen, der freie Bauer fand für die Erzeugnisse seines Ackers einen reichen Absatzmarkt. Ein neuer politisch berechtigter Mittelstand kam empor, durch das weiter entwickelte Selfgovernment in der Grafschaft und Gemeindeverfassung an die Thätigkeit im öffentlichen Leben gewöhnt, stolz auf die Erfolge seiner Arbeit, durchdrungen von dem Werthe einer gleichmäßigen Bildung, die durch die Verbreitung der Bibel eine bestimmte religiöse Färbung erhalten hatte. In diesen Kreisen hatte der Puritanismus seine Stärke. Aus ihnen gingen die Vertreter hervor, in welchen sich das gesteigerte Vertrauen der städtischen und ländlichen Gentry auf ihre Kraft abspiegelte. Je mehr die geistliche und weltliche Pairie an Selbständigkeit eingebüßt hatte, desto mehr erhob sich in ihren Augen die Stellung des Hauses der Gemeinen. Dieselben Männer, die an der Verwaltung, an der Gerichtsbarkeit, an der Erhaltung der Wehrverfassung in ihren Kreisverbänden und Ortsgemeinden betheiligt waren, mußten sich dazu aufgefordert fühlen, nicht nur der Tendenz des Absolutismus einen zähen Widerstand entgegenzusetzen, sondern auch die Machtsphäre des Parlaments zu erweitern.

Die Tudors hatten es im ganzen und großen verstanden, nach innen ihr politisches System den socialen Anforderungen der Zeit anzupassen. Sie waren, mit seltenen Ausnahmen, in ihrer auswärtigen Politik von den Sympathieen des Volkes getragen. War auch eine Spannung innerhalb der Staatsverfassung bemerkbar, so wurde doch der gewaltsame Riß vermieden. Als aber das fremde Geschlecht der Stuarts die Zügel ergriff, war die Gefahr einer Katastrophe näher gerückt. Es erlag der Versuchung, für den Monarchen, als Staatsoberhaupt, dieselbe Stellung in Anspruch zu nehmen, die er als Leiter des Kirchenregiments inne hatte. Es wich in seinem Verhältniß zu den europäischen Fragen von Ueberlieferungen ab, die von der Nation für heilig gehalten wurden. Da schlossen sich auch auf der Gegenseite die feindlichen Elemente zusammen. Die religiöse und die politische Opposition des Puritanismus verschmolz zu einer Macht. Alte, nothdürftig beruhigte Leidenschaften flammten wieder auf. Königthum und Parlament riefen die Entscheidung der Waffen an. Dieser Zusammenstoß ward durch die Regierung Jakobs I. vorbereitet.

Jakob I., der Thronerbe Elisabeths, dessen Anrecht sie selbst auf ihrem Sterbebette 1603 noch einmal bestätigte, hatte in seinem Wesen wenig

Königliches. In der schwerfälligen Gestalt mit dem dicken Kopfe, vorstehenden Augen und geifernder Zunge hätte niemand den Sohn Maria Stuarts vermuthet. Kurze Zeit nach ihrer Vermählung mit Darnley hatte sich vor ihren Augen jene Schreckensscene abgespielt, die Ermordung Rizzios, deren erschütternder Eindruck auf die Bildung des Kindes, das sie unter dem Herzen trug, nicht ohne Wirkung gewesen sein mag. Es war zwar nur hämische Nachrede, daß Jakob den Anblick eines bloßen Schwertes nicht ertragen könne, und daß seine Kleider auswattirt seien, um ihren Träger vor möglichen Dolchstichen zu schützen. Aber sein Leben lang fehlte ihm der moralische Muth, der den Mann zum Manne macht. So mangelte ihm auch in der Führung der Staatsgeschäfte die Sicherheit und Freudigkeit des Handelns, die Elisabeth ausgezeichnet hatten. Er schrak vor angestrengter Arbeit zurück und scheute sich davor, große Entschlüsse zu fassen. Auf Umwegen suchte er sein Ziel zu erreichen, seiner überlegenen Einsicht gewiß, im voraus sicher, über alle Schwierigkeiten zu triumphiren. Denn darüber herrschte in seiner Seele kein Zweifel, daß er, der König, kraft seiner Würde, im Besitze höherer Gaben sei, die er der göttlichen Gnade verdanke. Auch konnte er sich mancher Eigenschaften rühmen, auf die sich seine Einbildung gründete. Sein Witz war scharf, sein Gedächtniß vortrefflich und seine Gelehrsamkeit, namentlich auf dem Gebiete der Theologie, nicht un-



IACOBVS DEI GRATIA
MAGNÆ BRITANNIÆ FRANCIÆ ET
HIBERNIÆ REX. FIDEI DEFENSOR etc
1625

König Jakob I.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

bedeutend. Er wußte mit großer Schlauheit die Absichten seiner Gegner zu durchschauen. Er verstand es einen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten und, wenn andere im Dunkeln blieben, die richtige Entscheidung zu treffen. Aber auch dann gefiel er sich mehr in tapferen Worten als in kühnen Thaten, in halben Ausflüchten statt durchgreifender Maßregeln. Fand die salomonische Weisheit, die der Polonius auf dem Königsthron ausgespendet hatte, keinen Anklang, stieß er auf Widerstand, so kannte seine Entrüstung keine Grenzen. Er erschöpfte sich in Schmähungen und Beleidigungen, und wurde er genöthigt nachzugeben, so gab er nach ohne Würde, wie er ohne Würde angegriffen hatte. „Wenn er," berichtet ein fremder Beobachter, „die Sprache eines Königs reden will, so ist sein Ton der eines Tyrannen, und wenn er sich herablassen will, wird er gemein."

Der puritanisch gesinnte Bruchtheil des englischen Volkes hatte von dem neuen Könige nichts zu hoffen. Stolz auf seine höhere Kenntniß der einschlagenden theologischen Fragen, beschloß er als Monarch und als Gelehrter den Kampf mit dem Puritanismus aufzunehmen. In seinem schottischen Erbreiche war ihm der Druck dieses Systems sehr fühlbar geworden, und er hatte schon begonnen, ihm daselbst die Anfänge des Episkopalsystems entgegenzustellen. Auf seinem Wege nach London hatte ihn eine große Petition von puritanischen Geistlichen erreicht, welche Reformen im kirchlichen Ceremoniell, in der geistlichen Gerichtsbarkeit und in der Art und Weise, die Pfarreien zu besetzen, befürwortete. Aehnliche Petitionen wurden unter dem Laienstande in Umlauf gesetzt. Die Antwort des Königs war die Berufung einer Konferenz nach dem Schlosse von Hampton-Court im Januar 1604, wo sich zwischen einigen Vorkämpfern des Puritanismus und hohen Würdenträgern der bestehenden Kirche ein mehrtägiges Redeturnier abspielte. Jakob selbst mischte sich mit Behagen in den Streit, und einer der Anwesenden meinte, „Seine Majestät sei durch den Geist Gottes inspirirt". Trotzdem er nicht abgeneigt war, in der Sache kleine Zugeständnisse zu machen, hielt er doch mit Entschiedenheit an dem Grundsatze fest, daß jede Abweichung von den Vorschriften der Kirche strafbar sei. In wahre Aufregung versetzte ihn die Erwähnung des Wortes „Presbyter". Er gedachte der ihm verhaßten Einrichtungen seines Heimatlandes. „Ein schottisches Presbyterium," sagte er, „verträgt sich mit einer Monarchie nicht besser wie Gott mit dem Teufel. Da werden Jack und Tom und Will und Dick zusammenkommen und nach ihrem Belieben mich und meine Räthe und alle unsere Maßregeln kritisiren." Mit seinen Ansichten von Fürstenrecht war die Idee eines ergebenen, abhängigen Klerus aufs innigste verknüpft. Er fand ihn in der bischöflichen Verfassung der englischen Kirche. Königthum und Bisthum schienen ihm mit einander stehen und fallen zu müssen. Die Parole „kein Bischof, kein König" wurde für lange Jahre hinaus maßgebend.

Vergeblich drangen die Gemeinen während der Parlamentsverhandlungen von 1604, obwohl in ihrer Mehrzahl Anhänger der bestehenden Kirche, im

wohlverstandenen Interesse des Friedens auf Nachgiebigkeit gegenüber den Freunden der Reform. Die Selbständigkeit, die sie hierin zeigten, ihr Widerstreben gegen die geplante völlige Union von Schottland und England, die freimüthige und doch gemessene Sprache, die sie führten: alles dies hatte den König so sehr gereizt, daß er sich nicht enthalten konnte, sie im Tone eines Schulmeisters abzukanzeln. Welchen Eindruck mußte es auf diese Männer machen, Worte zu hören wie die folgenden: „Während meiner Regierung in Schottland hat man mich nicht nur als einen König, sondern als einen Rathgeber gehört. Hier weiß man vom Morgen bis zum Abende nur an meinen Vorschlägen zu mäkeln. Dort wurde alles gutgeheißen, was von mir ausging, hier wird alles verdächtigt . . Ihr habt in Vielem unüberlegt gehandelt. . . Ich wünsche, daß Ihr in Zukunft eure Freiheit mit mehr Bescheidenheit gebrauchen mögt." Für die gefügige geistliche Konvokation, welche gleichzeitig mit dem Parlamente tagte, waren solche Ermahnungen überflüssig. Die hier vereinbarten Canones, deren Wirksamkeit sich auf den gesammten Klerus ausdehnte, forderten bei Strafe der Exkommunikation die strengste Beobachtung des üblichen Rituals. Jeder Exkommunicirte konnte, bis er seinen Irrthum abschwor, in Haft gehalten werden. Und nicht bloß stillschweigende Konformität wurde verlangt, sondern Unterzeichnung einer Erklärung, durch welche der Supremat des Königs und die Uebereinstimmung des Common Prayer Book wie der neunundbreißig Glaubensartikel mit dem Worte Gottes anerkannt werden sollte.

Die neuen Canones gaben den Anlaß zu einer harten Verfolgung von puritanischen Geistlichen. An dreihundert verloren ihre Stellen, weil sie sich nicht fügen wollten. Petitionen zu ihren Gunsten wurden für strafbar erklärt. Auch auf den Universitäten ward ein neuer Eid vorgeschrieben, um das Eindringen des Puritanismus zu verhindern. Freilich ließ man nach einigen Jahren von der anfänglichen Strenge ab. Die erzbischöfliche Würde von Canterbury kam an George Abbot, einen Mann von versöhnlichen Gesinnungen, der in einigen Punkten mit den Verfolgten gleicher Ansicht war und dem zelotischen Treiben des staatskirchlichen Klerus Einhalt that. Aber die Puritaner waren deshalb der Zukunft noch nicht sicher, und je weniger sie auf dauernde Nachsicht an höchster Stelle rechnen konnten, desto mehr Sympathieen gewann ihre Sache in den Tiefen des Volkes.

Den katholischen Unterthanen des neuen Königs schien nach seiner Thronbesteigung eine Besserung ihrer unwürdigen Lage bevorzustehen. Er hatte ihnen, um die Zahl seiner Anhänger zu verstärken, Hoffnung darauf gemacht, daß die Bestrafung der Rekusanten, d. h. derjenigen, die sich weigerten dem üblichen Gottesdienste beizuwohnen, ermäßigt werden sollte. In der That kamen die schweren Geldbußen in Wegfall. Ein vornehmes Mitglied der katholischen Partei fand Aufnahme in den geheimen Rath. Aber die Entdeckung von Verschwörungen, in welche Katholiken verwickelt erschienen, und die Furcht vor jesuitischen Umtrieben ließen den König auf der betre-

tenen Bahn wieder innehalten. Er wollte die Laien noch schonen, den Jesuiten und den Zöglingen der Priesterseminare hingegen, die bis dahin eine heimliche Wirksamkeit unter ihren Glaubensgenossen ausgeübt hatten, wurde eine kurze Frist gesetzt, binnen deren sie das Königreich verlassen mußten. Die Folge war, daß sich in einer Anzahl von Köpfen fanatische Rachegedanken bildeten, aus denen der Plan der sogenannten Pulververschwörung hervorging. Einige vor nichts zurückbebende Männer, denen der Zweck die Mittel heiligte, vereinigten sich zu dem Vorhaben, bei passender Gelegenheit den König, die Lords und die Gemeinen in die Luft zu sprengen. Daß die alten Strafgesetze hie und da mit barbarischer Härte durchgeführt, daß selbst die Rekusanten wieder zur Entrichtung der Bußen angehalten wurden, diente nur dazu, sie in ihren verbrecherischen Absichten zu bestärken. Der Tag, an dem das Parlament wieder zusammentreten sollte, der fünfte November 1605, nahte heran. Ein Keller unterhalb des Parlamentsgebäudes war mit zwanzig Tonnen Pulver gefüllt, die man unter Holzscheiten und Reisigbündeln versteckt hatte. Geldsummen waren beigesteuert, Waffen angekauft und alle Vorbereitungen für den Ausbruch eines Aufstandes getroffen. Fast im letzten Augenblicke wurde einer der Verschworenen durch die Angst für das Leben eines Verwandten, eines Mitgliedes des Hauses der Lords, dazu getrieben, das Geheimniß in ziemlich deutlichen Worten zu verrathen. In der Nacht des vierten November wurde jener Keller durchsucht, und Guy Fawkes, ein aus Flandern nach England zurückgekehrter Soldat, auf dessen Muth und Gewandtheit besonders gerechnet war, in dem Gewölbe ergriffen. Das ganze, weitverzweigte Komplott kam an den Tag. Die Schuldigen wurden auf der Flucht niedergemacht oder auf den Richtplatz geführt, und das Schicksal der englischen Katholiken war durch das wahnsinnige Unternehmen nur noch verschlimmert. Alle Vorurtheile eines früheren Zeitalters wachten in der Bevölkerung wieder auf. Man erlebte wieder die Exekutionen einiger Priester, und die königlichen Kassen bereicherten sich durch die Erhebung von Bußgeldern und die Einziehung von Ländereien der Rekusanten.

Diese kleinlichen Mittel reichten allerdings nicht aus, um den Staatsseckel zu füllen. Jakob hatte schon in den ersten Jahren seiner Regierung mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er war ein schlechter Haushalter, dessen Verschwendung sehr unliebsam gegen die sparsame Verwaltung Elisabeths abstach. Sein Hofstaat verschlang große Summen, ein Schwarm von Günstlingen bereicherte sich durch seine Spenden, eine in Irland ausgebrochene Rebellion drohte den Staatsschatz außerordentlich in Anspruch zu nehmen. Schon vorher waren die Ausgaben eines Jahres auf 500,000 Pfund gestiegen, bei weitem mehr, als Elisabeth in Friedenszeiten jemals gebraucht hatte. Die regelmäßigen Einnahmen der Krone waren nicht im Stande, das Defizit zu decken. Das Parlament zeigte sich nicht gewillt, die liederliche Finanzwirthschaft der Regierung zu unterstützen. Unter diesen Umständen verfiel sie auf ein Auskunftsmittel, dessen Anwendung die schlummernden

konstitutionellen Streitfragen zu neuem Leben erwecken mußte. Seit den Zeiten Heinrichs VII. war es Regel geworden, gewisse Abgaben, die bei der Einfuhr und Ausfuhr von Waaren zu entrichten waren, beim Beginne jeder Regierung dem Fürsten auf Lebenszeit zu bewilligen. Die Verwaltung hatte durch diese Einnahmen, welche unter dem Titel Tonnen- und Pfundgeld zusammengefaßt wurden, eine feste finanzielle Grundlage erhalten. Unter Maria und Elisabeth war dies Recht der Krone gelegentlich weiter ausgedehnt worden, und diese und jene Auflage ohne parlamentarische Bewilligung erhoben worden. Jakob I. trug kein Bedenken, weitere Zollerhöhungen lediglich auf dem Wege der Verwaltung vorzunehmen, und als einer der dadurch betroffenen Kaufleute sich weigerte, die geforderte Summe zu zahlen, sprachen sich die Richter des Schatzgerichtes (Court of Echequer) zu Gunsten der Krone aus. Es war also für vollkommen vereinbar mit den Landesgesetzen erklärt, daß die Prärogative des Königs allein ihn ermächtige, den Handel bei der Ausfuhr und Einfuhr aller Waaren zu besteuern. Auf diese Entscheidung gestützt, nahm die Regierung im Einverständniß mit hervorragenden Vertretern des Handelsstandes eine Umwandlung der Zolltarife vor, von der man sich eine bedeutende Minderung des jährlichen Deficits versprechen konnte.

Da es indessen immerhin noch 180,000 Pfund betrug, wurde dem Parlament im Jahre 1610 der Vorschlag gemacht, dem Könige für seinen Verzicht auf einige veraltete Rechte aus der Feudalzeit, die ebenso einträglich für ihn wie drückend für die Bevölkerung waren, zur Tilgung der Schulden und zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben 600,000 Pfund und außerdem jährlich 200,000 Pfund über das bisherige Einkommen hinaus zu gewähren. Die Gemeinen waren bereit, der Regierung Mittel zu bewilligen, um sie in Stand zu setzen, den dringendsten Bedürfnissen zu genügen, aber sie waren nicht gewillt, sie so verschwenderisch auszustatten, daß sie ihrer Kontrolle nicht mehr benöthige. Hatten sie bis dahin zu der willkürlichen Veränderung der Zollauflagen geschwiegen, so begannen sie jenem Richterspruch zum Trotz, zu untersuchen, inwiefern frühere Statuten und Präcedenzfälle diese Ausdehnung der Prärogative rechtfertigen könnten. Der Eifer, den sie dabei an den Tag legten, war um so begreiflicher, je kecker die Lehre von der unumschränkten Gewalt des Monarchen sich hervorwagte, und je gläubiger Jakob I. auf sie zu hören schien. Die Canones der Konvokation von 1606 hatten den Grundsatz des leidenden Gehorsams für alle Fälle proklamirt. Ein 1607 erschienenes, dem Erzbischof Bancroft gewidmetes Rechtslexikon hatte den König für „absolut" für „über den Gesetzen stehend" erklärt und ihm das Recht zugesprochen, ungeachtet seines Krönungseides, „einzelne Gesetze zu ändern oder aufzuheben". Immer war es der hochkirchliche Klerus, welcher solche Theorieen unter seinen Schutz nahm, dessen Gerichtshöfe ihre Kompetenz im Widerspruch mit den Juristen von Fach beständig auszudehnen suchten und welche die Gefühle des puritanischen Unmuths dadurch in weitere Kreise trugen. Der König

wich, um zu seinem Ziele zu gelangen, Schritt für Schritt zurück. Er befahl, jenes anstößige Rechtslexikon zu unterdrücken, er hob sein anmaßendes Verbot, die Frage der Zollauflagen zu verhandeln, wieder auf. Man war dem Abschlusse eines Kompromisses nahe, aber noch fehlte eine befriedigende Antwort des Königs auf die ihm vorgetragenen Beschwerden, deren wichtigste sich auf die kirchlichen Zustände bezogen.

Als das Parlament zur Wintersession zusammentrat, waren die Aussichten auf eine Verständigung wieder geschwunden. Der König fürchtete zu wenig zu erhalten, die Gemeinen fürchteten zu viel zu geben. Wenn dort der Wunsch vorherrschte, sich in nichts binden zu lassen, so tauchte hier schon der Gedanke auf, daß den Mitgliedern des Unterhauses, „den Repräsentanten“ des Landes, eine höhere Würde zukomme als den Lords. Am 9. Februar 1611 wurde das Parlament aufgelöst.

Vier Jahre lang versuchte Jakob sich ohne Parlament zu helfen. Die Zollauflagen wurden forterhoben, der Verkauf von Krongut und von Adelstiteln bildete eine Einnahmequelle, während die Ausschreibung von Zwangsanlehen ohne nennenswerthen Erfolg blieb. Aber die Schwierigkeiten der Verwaltung wuchsen von Monat zu Monat. Im Jahre 1614 war es unerläßlich, Neuwahlen auszuschreiben. Die Opposition ging entschieden gestärkt aus dem Wahlkampfe hervor. Sie sträubte sich dagegen, eine Geldbewilligung zu machen, ehe nicht die Beschwerden des Landes abgestellt, vor allem über die Erhebung der Zollauflagen ein gesetzliches Abkommen getroffen wäre. Die Weigerung der Peers, sich den Wünschen des Unterhauses anzuschließen, erbitterte um so mehr, da sich einer der geistlichen Lords beleidigende Worte gegen die Gemeinen erlaubte. Der König mischte sich in den Streit der beiden Häuser, aber als die Gemeinen nur um so hartnäckiger wurden, entschloß er sich dazu, auch dieses Parlament, das kaum zwei Monate gesessen hatte, aufzulösen. Zur Wuth gereizt, ließ er vier Führer der Opposition in den Tower verbringen, wo sie einige Zeit in Haft blieben, und die Papiere, welche der Konferenz zwischen Lords und Gemeinen hatten zu Grunde gelegt werden sollen, vor versammeltem Rathe verbrennen.

Der Bruch war erfolgt. Ohne daß man sich dessen auf beiden Seiten klar bewußt gewesen wäre, hatte der Kampf darum begonnen, wo das Schwergewicht der Regierung künftig liegen solle, ob beim König, nach dessen Ansicht es ebenso unerlaubt war, die monarchische Allmacht anzuzweifeln wie „die Allmacht Gottes“, oder bei denen, die sich als „Repräsentanten“ des Landes fühlten und in diesem Gefühle ihre Stärke fanden. Zunächst behauptete die monarchische Allmacht das Feld, um sieben Jahre hindurch mit denselben Mitteln zu arbeiten, die sie bereits früher rücksichtslos angewandt hatte. Schon aber erhob sich an einzelnen Stellen ein unerwarteter Widerstand. Der große Kenner des gemeinen Rechtes, Sir Edward Coke, rettete die Ehre seines Standes durch den Muth, mit dem er jeden Eingriff der königlichen Prärogative in den Gang der Rechtspflege abwehrte. Er wurde

zur Strafe seines Postens als Oberrichter des Court of Kings Bench (Oberhofgericht) enthoben. Ganze Grafschaften weigerten sich, die „freiwilligen Gaben" (Benevolences) in die Staatskasse fließen zu lassen, zu deren Ablieferung sie aufgefordert wurden, und ließen sich durch keine Drohung der Regierung einschüchtern.

Bei Hofe war indessen von der Ungunst der Zeiten nichts zu merken. Hier fand sich eine glänzende lebensfrohe Gesellschaft zusammen, zu munteren Jagden, pomphaften Banketten, üppigen Maskenspielen, welche unter schimmernder Hülle die Gluth zügelloser Leidenschaften kaum noch versteckte. Der Hof Elisabeths war kein Muster der Moral gewesen, aber das Epigonengeschlecht, das ihren Nachfolger umdrängte, taumelte einem wahren Abgrunde sittlicher Verkommenheit entgegen. Fremde Gesandte wagten die Dinge, die unter ihren Augen vorgingen, vor keuschen Ohren nicht in wahrheitsgetreuen Ausdrücken zu berichten. Skandalprocesse brachten Geheimnisse der hohen Gesellschaft an den Tag, welche an die schlechteste Zeit der schlechtesten italienischen Fürstenhäuser erinnerten. Dem Könige konnte der Vorwurf nicht erspart werden, daß er inmitten dieses verführerischen Kreises seine Würde aufs Spiel setzte. Von jeher geneigt, einem Günstling, der seine Schwächen zu benutzen wußte, eine ungemessene Einwirkung auf den Gang aller Geschäfte zu gestatten, suchte er den einmal Bevorzugten in jeder Weise emporzuheben und zu stützen. Eine Zeit lang hatte sich Robert Carr, ein junger Schotte, in dieser Stellung behauptet. Er wurde zum Grafen von Somerset gemacht und mit der Gemahlin des Grafen von Essex verheiratet, deren erste Ehe auf nichtige Gründe hin unter Zuthun des Königs getrennt wurde. Als das adlige Paar der Theilnahme an einem Giftmorde überführt ward, blieb beider Leben, dank der königlichen Gnade, geschont. Den Platz Somersets nahm George Villiers ein, der allmählich zur Würde eines Herzogs von Buckingham emporstieg. Er war begabt, aber doch nur ein begabter Dilettant, immer durch galante Abenteuer abgezogen, eitel auf sein hübsches Gesicht, auf seine glänzenden Kleider und seinen weibischen Schmuck. Sein unerhörtes Glück machte ihn hochmüthig und anspruchsvoll. Er wollte seine Verwandtschaft an seinen Triumphen theilnehmen lassen und schien die Staatsverwaltung als seine Domäne zu betrachten. Wer ein Anliegen hatte, wer eine Standeserhöhung wünschte, wer befördert werden wollte, hatte sich an ihn zu wenden. Obwohl nicht habsüchtig von Natur, gewöhnte er doch die Masse der Bittsteller daran, niemals mit leeren Händen zu kommen. Der Schwarm von Parasiten, der um ihn emporwucherte, ahmte mit Freuden sein Beispiel nach. An diesem Hofe schien alles käuflich zu sein: das Recht und die Ehre, Aemter und Würden, die Protektion der Männer und die Gunst der Frauen. Man kannte die Summe, für deren Bezahlung eine Pairie zu erschachern war, und vornehme Herren ließen sich auf gröbere oder feinere Weise von den Monopolisten, den „Gründern" der damaligen Zeit, bestechen, denen sie Handelspatente zu verschaffen wußten.

So stellte sich die Regierungsgewalt den Augen des Volkes dar, während dieses sich immer stärker mit dem Geiste des Puritanismus durchdrang. Die kirchlichen Gerichtshöfe verhängten schwere Strafen, ein Geistlicher von unbotmäßiger Haltung wurde gefoltert, aber nichts konnte verhindern, daß tausende von ernsten, sittenstrengen Naturen mit Widerwillen auf die Zustände von Staat und Kirche hinblickten, die ihrem Ideale so wenig entsprachen. Und in eben dieser Zeit nahm auch die auswärtige Politik der Regierung eine Richtung, von der sich die Masse der Nation mit Entrüstung abwandte. Die Engländer sahen in ihrer Mehrzahl auf die Verhältnisse des Auslandes noch immer mit den Augen ihrer Väter, welche die Armada besiegt und die Silberflotten Philipps II. gekapert hatten. Spanien betrachteten sie als den Erbfeind ihres Reiches, als den Vorkämpfer der katholischen Propaganda. Eben mit Spanien aber hatte sich König Jakob in Verhandlungen eingelassen, hinter denen das Mißtrauen der Massen das Schlimmste vermuthete. Der englische Thronerbe, Prinz Karl, sollte mit einer spanischen Infantin vermählt werden. Der König verband mit diesem Plane die Hoffnung, durch die spanische Mitgift aus seinen Geldverlegenheiten gerettet zu werden, und war bereit, den englischen Katholiken zum Danke einige Zugeständnisse zu machen. Die Absichten des spanischen Gesandten an seinem Hofe gingen viel weiter. Dieser, Diego Sarmiento de Acuña, später Graf Gondomar, der alle Fäden der Angelegenheit in der Hand hielt, hoffte dem gesammten Protestantismus einen tödtlichen Streich zu versetzen. Sein letztes Ziel war, nicht nur die Duldung seiner Glaubensgenossen zu erwirken, sondern England einen katholischen Fürsten zu geben und der Ketzerei ihre festeste Stütze zu entziehen. Es gab keine verhaßtere Persönlichkeit im Lande als den weltklugen, freigebigen Diplomaten, aber alles, was man sich von seinen finsteren Umtrieben erzählte, fiel auf den König, als seinen Gönner, zurück. Der schwärzeste Argwohn schien gerechtfertigt zu sein, als 1618 einer der Heroen des elisabethanischen Zeitalters, Sir Walter Raleigh, dem Zorne der Spanier aufgeopfert wurde.

In dieser Stimmung hörte man die Kunde von dem Ausbruche der böhmischen Revolution, die das Signal zum Beginne des großen deutschen Krieges gab. Sofort sah sich Jakob dazu aufgerufen, gegenüber den festländischen Ereignissen Stellung zu nehmen. Seine Tochter Elisabeth war die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Dieser nahm die böhmische Königskrone an und wurde damit zum Rebellen gegen den Kaiser. Ihn unterstützen, hieß das Recht des Widerstandes billigen, hieß vor allem den Bruch mit Spanien herbeiführen, das die Interessen des Gesammthauses Habsburg aufzuopfern nicht gewillt sein konnte. Lange Zeit wußte sich der König von England in der undankbaren Rolle des Vermittlers zu halten. Als die Sicherheit der Pfalz gefährdet schien, beruhigte er sich dabei, daß Sir Horace Vere mit englischen Freiwilligen dorthin eilte, um Friedrichs Streitkräfte zu verstärken. Aber als Spinola von den Niederlanden aus sich in

Bewegung setzte, und die Invasion des Kurfürstenthums durch die Spanier eine Wahrheit wurde, blieb dem Herrscher, der so stolz auf seine „Königskunst" war, wenn er den Kindern seiner Tochter ihr Erbtheil retten wollte, nur ein Ausweg offen: ein Parlament zu berufen und sich mit diesem zu verständigen.

Noch ehe am 30. Januar 1621 das Parlament zusammentrat, langte die Nachricht von der Schlacht am weißen Berge an, deren Verlust Friedrich und Elisabeth zur Flucht aus Böhmen nöthigte. Die Aufregung des englischen Volkes stieg höher und höher. Flugschriften riefen zur Bekämpfung der Spanier auf. Gondomar wurde vor den Dolchen der Puritaner gewarnt. Im Parlamente machte sich ein kriegerischer und protestantischer Enthusiasmus Luft. Aber wenn die Gemeinen auch sofort einstimmig zum Zeichen ihrer Ergebenheit zwei Subsidien (etwa 160,000 Pfund) bewilligten, so bedachten sie sich, weitere Verpflichtungen zu übernehmen, bis sie die Wege der inneren und äußeren Politik, welche die Regierung einschlagen wollte, übersehen könnten. Hier wie dort erfolgte ein neuer Zusammenstoß. Die letzten Jahre hatten die Mißstände im Staate derart anwachsen lassen, daß dem Unterhause Stoff genug zur Kritik vorlag. Vor allem hatten, in ähnlicher Weise wie einst zu Zeiten Elisabeths, die Monopole den größten Unwillen erregt. Die willkürliche Ertheilung von Privilegien für den Betrieb eines Gewerbes oder den Verkauf einer Waare war eine drückende Last wegen des Ausschlusses der Konkurrenz und zugleich eine unversiegliche Quelle der Korruption und des Betruges. Die Gemeinen erzwangen nicht nur die Aufhebung einer großen Anzahl dieser verhaßten Patente, sondern sie wagten auf den alten Brauch zurückzugehen, gegen einzelne Persönlichkeiten als Kläger an der Barre des Hauses der Lords aufzutreten. Sie erklärten jener Günstlingswirtschaft den Krieg, die unter Buckinghams Patronat aufgeblüht war. Sie nahmen als ihr Recht in Anspruch, auch die höchsten Staatsbeamten zur Rechenschaft zu ziehen. Der berühmte Lordkanzler Francis Bacon fiel ihrem unwiderstehlichen Angriffe zum Opfer. Er wurde angeklagt, seine richterlichen Entscheidungen für Geld verkauft zu haben, und wenn sich auch dies nicht erweisen ließ, so stand es fest, daß er, ehe das Urtheil gesprochen war, bedeutende Geschenke angenommen hatte. Der König konnte die gegen ihn ausgesprochene Geld- und Gefängnißstrafe mildern, aber aller seiner Würden ging Bacon für immer verlustig.

Das Unterhaus warf sich mit um so größerem Eifer auf Gegenstände der inneren Staatsverwaltung, je weniger der Gang der auswärtigen Politik seinen Beifall fand. Unzweifelhaft sah der König auf diesem Felde weiter als die Männer der parlamentarischen Opposition. Er erkannte, daß nicht das friedensbedürftige Spanien in erster Linie zu fürchten war, sondern der Kaiser und die Liga. Er wußte, daß ein Krieg gegen diese ein gewagtes Unternehmen sein würde. Er hoffte die Pfalz zurückzugewinnen durch diplomatische Mittel, durch Verhandlungen mit dem Hofe von Wien und durch ein Einvernehmen mit dem Hofe von Madrid. Aber er

täuschte sich über den wahren Charakter der festländischen Angelegenheiten, welche eine solche Politik der Umwege und Halbheiten nicht vertrugen. Es entging ihm, daß nicht nur das Schicksal der Pfalz, sondern daß das Schicksal des Protestantismus auf dem Spiele stand. Und vor allem: er hielt seine Pläne vor denen hochmüthig verborgen, von welchen er zu ihrer Durchführung dennoch die reichsten Geldmittel forderte. Zwischen ihm und dem Parlamente fehlte das Vertrauen, das zur Entwicklung der Energie nach außen unentbehrlich war. Die Fragen der großen Politik sollten dem Parlamente ein Buch mit sieben Siegeln sein, während das Parlament die Vorlage eines bestimmten Programmes statt allgemeiner Redewendungen verlangte.

Von diesem Willen beseelt, trat es nach der Vertagung des Sommers 1621 gegen Ende des Jahres wieder zusammen. Die Debatten nahmen alsbald einen gereizten Charakter an, wie sehr man sich auch davor zu hüten suchte, einen Bruch mit dem König herbeizuführen. Aber das Thema der spanischen Heirat, der Umtriebe des spanischen Gesandten schwebte auf aller Lippen. Eine Petition der Gemeinen beschwor den König, sich an die Spitze der protestantischen Welt zu stellen, den Prinzen von Wales mit einer Genossin seines Glaubens zu vermählen und gegen die katholischen Rekusanten keine Nachsicht zu üben. Der König, angereizt durch Gondomar, bedeutete den Sprecher, daß das Haus sich um „Staatsgeheimnisse" nicht zu kümmern habe, da diese das „Verständniß" der Mitglieder überschritten und seine „Prärogative" dadurch verletzt werde. Der Streit um die auswärtigen Fragen wurde zu einem Streite um die Freiheit der Rede. Schon waren Mitglieder des Parlaments wegen gewisser „Aeußerungen, die sie während der Verhandlungen gemacht hatten", in Haft verbracht worden. Was einer Elisabeth nachgesehen worden war, sollte von einem Jakob nicht geduldet werden. Ein feierlicher Protest wurde in das Protokoll des Hauses eingetragen, durch den es sich allein für berechtigt erklärte zu beurtheilen, ob ein Mitglied seine Redefreiheit mißbraucht habe. Der König antwortete durch die Auflösung des Parlamentes. Aber dies konnte ihm nicht genügen. Er begab sich schon vorher am 30. December nach Whitehall und riß in Gegenwart des Rathes und der Richter jenes Blatt, das den Protest enthielt, eigenhändig aus dem Protokoll. Einige Parlamentsmitglieder, die seinen Zorn besonders erregt hatten, wurden ihrer Freiheit beraubt.

Von neuem sah sich die Regierung darauf angewiesen, durch Anwendung von ungesetzlichen Mitteln ihre Auslagen zu decken. Ein Theil derselben war zur Unterstützung des bedrängten Friedrichs von der Pfalz bestimmt. Noch schien dessen Sache nicht völlig verloren zu sein. Sir Horace Vere hielt mehrere seiner festen Plätze, Mannsfeld und Christian von Braunschweig standen für ihn im Felde, der Markgraf von Baden stellte sich an seine Seite. Aber was Jakob beisteuern konnte, war nur ein Tropfen auf den heißen Stein, Tillys und Cordovas Siege zersprengten die Hilfstruppen Friedrichs, die letzte Festung der Pfalz mußte den Spaniern ihre Thore

öffnen. Um so zäher klammerte sich Jakob an den Gedanken, daß es möglich sein würde, durch eine Familienverbindung mit dem madrider Hofe die Pfalz ohne große Opfer zurückzugewinnen und den Frieden herzustellen. Es war ein Wahn, dem Prinz Karl und sein Mentor Buckingham durch ein sonderbares Abenteuer zu schmeicheln bereit waren. Sie machten sich 1623 verkleidet, mit falschen Bärten, unter falschem Namen heimlich auf den Weg, um wie in einer Komödie die Erkorene in der Ferne mit Sturm zu erobern und eine allgemeine Versöhnung herbeizuführen. Das ganze Unternehmen war ein schlecht ausgedachter Theaterstreich, und die beiden reisenden Schauspieler wußten sich nicht einmal sonderlich in ihre Rolle zu finden. Die Infantin wäre wohl im Stande gewesen, den Abscheu zu überwinden, den ihr Beichtvater ihr gegen den Ketzer einzuflößen suchte. Aber die spanische Regierung wollte weder die Interessen der Kirche verletzen noch mit dem Kaiser und der Liga in Zwiespalt gerathen. Ihre Forderung ging auf das Versprechen einer Umgehung, womöglich einer Aufhebung der Gesetze, unter welchen die englischen Katholiken litten, Gewährung eines allgemein zugänglichen Gotteshauses für die Infantin, Erziehung ihrer Kinder während der ersten Jugend in der katholischen Religion. Der Prinz nahm alles an und versprach, zu jeder Zeit den fremden Geistlichen Gehör schenken zu wollen. König Jakob beschwor die öffentlichen und die geheimen Artikel. Das englische Volk sah mit Bangen in die Zukunft und verbitterte sich noch mehr in puritanischem Hasse gegen alles, was papistisch war.

In kurzer Zeit veränderte sich indessen die ganze Sachlage. Die Spanier hatten viel gefordert, aber sie wollten nichts gewähren. Sie dachten nicht daran, sich wegen der pfälzischen Frage mit den katholischen Machthabern in Deutschland zu überwerfen. Das von ihnen vorgeschlagene Auskunftsmittel, daß der Kurprinz im katholischen Glauben erzogen, mit einer Tochter des Kaisers vermählt, und daß ihm sein Erbtheil nach seiner Volljährigkeit zurückgegeben werde, konnte weder Jakob noch seinen Schwiegersohn befriedigen. Endlich weigerte man sich in Madrid, die Infantin nach England ziehen zu lassen, da man der Ausführung der englischen Versprechungen nicht traute. Noch ehe die Verhandlungen abgebrochen waren, hatten Karl und Buckingham Spanien verlassen. Sie langten in der Heimat an, vom Jubel der Bevölkerung empfangen, die wie von einem Alpdruck erlöst war. Sie sah nur, daß der Prinz und Buckingham mit Spanien brechen wollten und ahnte nicht, wie weit beide kurz vorher sich Spanien gegenüber gebunden hatten. Einige Zeit blieb alles in der Schwebe. Als es jedoch immer klarer wurde, daß von Madrid nichts zu erwarten sei, überließ sich Jakob der Führung seines Sohnes und seines Günstlings, in denen eine entschieden kriegerische Stimmung erwacht war.

Ein Krieg ließ sich jedoch nur führen mit vollster Unterstützung durch die Nation. Das letzte Parlament war aufgelöst worden, weil es die Fragen der auswärtigen Politik vor sein Forum gezogen hatte, ein neues wurde

1624 berufen, um der veränderten auswärtigen Politik seine Billigung zu ertheilen. Ohne Genugthuung für Vergangenes zu fordern, begrüßte es den Umschwung mit Freuden und bewilligte Subsidien im Betrage von 300,000 Pfund zur Vertheidigung des Reiches, zur Unterstützung der Niederlande und anderer Alliirten und zur Ausrüstung der Marine. Die Zahlung sollte erfolgen nach Auflösung des Vertrages mit Spanien, an Schatzmeister, die das Parlament selbst ernennen würde. Schon in dieser Form der Bewilligung war ausgedrückt, wie man den Krieg geführt wissen wollte. Es sollte ein Krieg in alter Weise sein, vorwiegend zur See gegen Spanien geführt mit einer Diversion, um den Niederlanden zu Hilfe zu kommen. Sich in einen großen festländischen Krieg einzulassen, schien den Männern des Parlaments unerwünscht, weil die Kosten unübersehbar waren, und schien ihnen unnöthig, weil sie die Macht des Kaisers und der Liga unterschätzten. Die Regierung beurtheilte die Dinge richtiger. Sie wünschte mit englischen Subsidien eine große festländische Allianz zusammenzubringen, um den Kampf in Deutschland aufzunehmen. Nicht blos protestantische, auch katholische Mächte sollten ihr angehören. Hatte man mit Spanien gebrochen, so ließ sich auf Frankreich hoffen. Hatte sich die Verbindung des Prinzen von Wales mit der Infantin zerschlagen, so mochte seine Verbindung mit der Tochter Heinrichs IV. der Kitt eines neuen Bündnisses werden. Diese Pläne waren nicht dazu angethan, den Beifall des Landes und seiner Vertreter zu finden. Eine große Allianz auf dem Kontinente drohte dem englischen Volke eine Verantwortlichkeit aufzulegen, die es nicht übernehmen wollte. Der Bund mit einem katholischen Herrscherhause drohte eine Abänderung jener unduldsamen Gesetze mit sich zu bringen, die nun einmal als die Vollwerke der nationalen Unabhängigkeit und der Landesreligion betrachtet wurden. Man ließ der Regierung indessen Zeit, ihre Entwürfe bis zur nächsten Session vorzubereiten, im Vertrauen auf das Wort des Königs, daß über die Verwendung des bisher Bewilligten Rechenschaft abgelegt und ohne den Beirath des Parlaments keine weitere Verpflichtung übernommen werden sollte.

Inzwischen fand sich Gelegenheit, das Uebergewicht des Parlaments an einem neuen Beispiele auf dem Gebiete der inneren Politik zu zeigen. An der Spitze der spanisch Gesinnten unter den hohen Beamten stand der Lordschatzmeister Graf von Middlesex. Seine Sparsamkeit hatte oft genug der Verschwendung Buckinghams einen Zügel anzulegen gesucht. Die kriegerischen Absichten des leitenden Staatsmannes und des Kronprinzen erschienen ihm gefährlich für den Zustand der Finanzen. Es galt, ihn von seinem Platze zu verdrängen, und da er bei der Führung seines Amtes eben so wenig tadellos gehandelt hatte wie Bacon, verfehlte die Anklage, welche die Gemeinen vor den Lords gegen ihn erhoben, keineswegs ihr Ziel. Middlesex verlor alle seine Aemter, wurde für unwürdig erklärt, je wieder einen Posten im Staatsdienst oder einen Sitz im Parlament einzunehmen, sollte eine Strafe von 50,000 Pfund zahlen und nach Belieben des Königs in Haft gehalten

werden, sowie für immer vom Hofe verbannt sein. Buckingham war mit dem Verlaufe, den der Proceß genommen hatte, sehr zufrieden. Aber der König rief ihm das warnende Wort zu: „Du bist ein Narr. Du machst eine Ruthe, mit der du selbst einst geschlagen werden wirst.“ Ein solcher Sieg mußte das Selbstvertrauen des Unterhauses steigern. Es schickte sich dazu an, dem Könige die „Beschwerden“ des Landes vorzulegen, unter welchen wie früher diejenigen keine kleine Rolle spielten, die den Zustand der Kirche betrafen. Jakob fühlte, wie weit er schon hatte zurückweichen müssen. Er sträubte sich dagegen, noch mehr zu gewähren. Am 28. Mai äußerte er sich in so starken Ausdrücken, daß die Gemeinen Anstand nahmen, seine Worte in ihr Protokoll aufzunehmen. Am folgenden Tage wurde das Parlament prorogirt, und der Termin seiner Einberufung ward später nochmals hinausgeschoben.

Die Regierung blieb ein Jahr lang ohne parlamentarische Kontrolle, und sie suchte diese Zeit zu benutzen, vor allem um ihre auswärtige Politik festzustellen. Buckingham erhielt, trotz des inneren Widerstrebens seines Herrn, freie Hand. Der Krieg mit Spanien stand bevor, während den Niederländern eine englische Hilfsmacht zugesichert ward. Mit Dänemark und Schweden verhandelte man über den Abschluß einer Allianz. In Frankreich wurde ein Freund, wenn auch von sehr selbständigem Willen, gewonnen, und das Verlöbniß des Prinzen von Wales und der Schwester Ludwigs XIII. kam zu Stande. Aber die Frage war, ob Buckingham nicht mehr auf seine Schultern genommen habe, als das Land gutheißen würde. Ohne seiner Unterstützung sicher zu sein, entwarf er die umfassendsten Pläne, und was von ihnen zur Ausführung kam, war von schlimmer Vorbedeutung. Von zwölftausend Mann, die Mannsfeld in England angeworben hatte, ging der größte Theil elend in Holland zu Grunde. Auch war der Vertrag mit Frankreich der Art, daß seine vollständige Veröffentlichung sofort den heftigsten Widerspruch geweckt haben würde. Prinz Karl hatte im Parlamente ausdrücklich gelobt, daß seine Ehe mit einer Katholikin den englischen Rekusanten keinen Vortheil bringen werde. Die harten Gesetze gegen diese bestanden noch in Kraft, und das Parlament, weit entfernt davon, ihre Aufhebung zu befürworten, hatte mehrfach auf ihre unerbittliche Anwendung gedrungen. Aber die Prinzessin Henriette Maria sollte ihren Fuß nicht auf englischen Boden setzen, ohne das Loos ihrer duldenden Glaubensgenossen zu erleichtern. Eine besondere Urkunde, vom Könige, dem Prinzen und einem Staatssekretär unterzeichnet, sicherte den katholischen Angehörigen des Reiches ein größeres Maß von Religionsfreiheit, als es einst in dem spanisch-englischen Vertrage bestimmt gewesen war. Sie sollten weder an Leib noch an Gut ihres Bekenntnisses halber gestraft und zur Ablegung keines Eides, der gegen ihre Religion wäre, gezwungen werden, vorausgesetzt, daß sie den schuldigen Gehorsam als gute Unterthanen leisten würden.

Noch ehe die Regierung wieder dazu genöthigt war, ihre Politik vor

dem Lande zu vertreten, starb König Jakob (27. März 1625). Die zweiundzwanzig Jahre seiner Herrschaft ließen die tiefsten Spuren zurück. Sie hatten dem Puritanismus eine Kraft gegeben, die in unzähligen Erscheinungen des Volkslebens zum Ausdruck kam. Sie hatten einen Kampf der Staatsgewalten eingeleitet, der nur durch einen kurzen Waffenstillstand unterbrochen wurde. In den Tiefen der Nation politische und religiöse Leidenschaften aufgewühlt, nach außen eine Masse ungelöster Aufgaben übernommen, das Ansehen der Verwaltung erschüttert, die finanziellen Mittel erschöpft, eine Niederlage statt eines Erfolges, geheime Abmachungen im Widerspruch mit feierlichen Zusagen: das war die Erbschaft, welche König Karl beim Antritt seiner Regierung überkam.

Erstes Buch.

Von der Thronbesteigung Karls I. bis zum Beginne des Bürgerkrieges.

Erstes Kapitel.

Regierungsanfänge Karls I. und seine drei ersten Parlamente.[1])

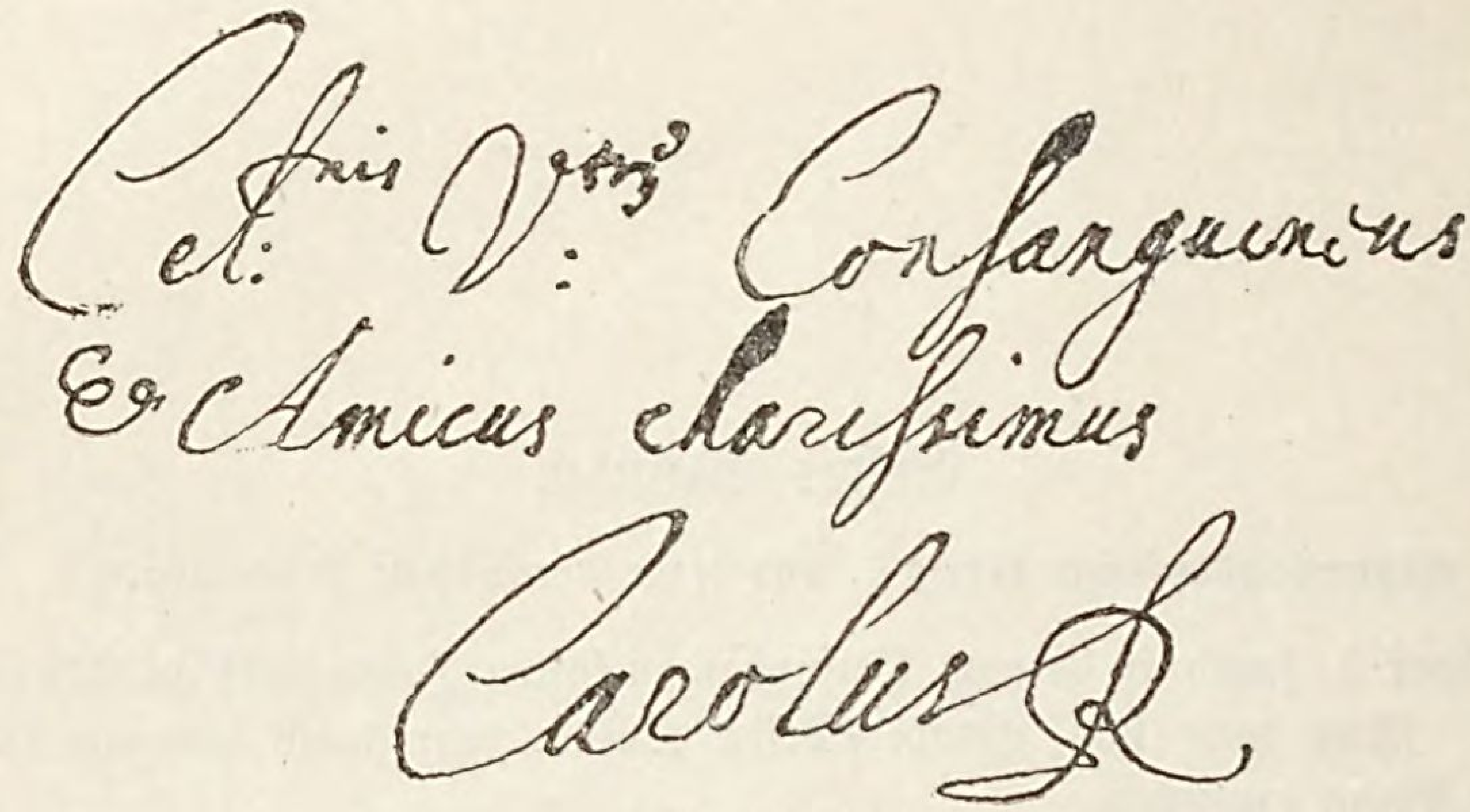
Karl I. stand in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, als er den Thron bestieg. Was man von seinem Wesen wußte, war wohl geeignet für den jungen König einzunehmen. Aus dem schwächlichen Kinde war ein in allen Leibesübungen gewandter, stattlicher Mann geworden, der von der Gebrechlichkeit der ersten Jugend her nur eine gewisse scheue Zurückhaltung bewahrt hatte. Selbst diese diente dazu, seiner ganzen Art zu sein etwas Anziehendes zu geben. Er erschien vornehm, ernst, gemessen, und da ihm persönlicher Muth, Neigung für alle künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, haushälterischer Sinn, Fähigkeit rascher Auffassung nicht abzusprechen waren, so konnte man hoffen, in ihm eine Zierde des Thrones zu sehen.



Karl I.
Nach einem gleichzeitigen Stich; Originalgemälde von van Dyck.

Der Gelehrsamkeit und der Zungenfertigkeit seines Vaters konnte er sich allerdings nicht rühmen, aber er hatte auch die Pedanterie und die rohen Neigungen Jakobs nicht geerbt. In den Geschäften war er nicht unerfahren; die Art

1) An dieser Stelle können nur die wichtigsten allgemeinen Werke genannt werden, die sich auf die Geschichte Karls I. und der englischen Revolution beziehen. Auch die verschiedenen Quellen, aus denen sie schöpfen, können nicht sämmtlich angeführt werden.



Unterschrift Karls I.
Von einem Briefe an den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg; datirt 22. August 1626.

und Weise, wie er nach seiner Rückkehr aus Spanien in sie eingegriffen hatte, war vom Beifall des Volkes begrüßt worden. Aber eine Eigenschaft

Es ist zum Theil urkundliches Material, wie es durch den Druck veröffentlicht worden ist in den großen Sammelwerken von Rushworth, Historical Collections . . . beginnig the sixteenth year of king James 1659—1701, 7 Bände. Nalson (von royalistischem Standpunkt aus gegen Rushworth gerichtet), An impartial collection of the great affairs of state from the beginning of the Scotch rebellion 1682. 1683, 2 Bände. State Papers collected by Edward Earl of Clarendon 1767—86, 3 Bände, vgl. dazu Calendar of the Clarendon State Papers preserved in the Bodlejan library ed. by Ogle and Bliss 1872 ff. Dazu kommen Briefe, Gesandtschaftsberichte, die Journale der beiden Häuser des Parlamentes, Kompilationen wie die Parliamentary or Constitutional History 1751, 24 Bände, die Parliamentary History of England ed. by Cobbett 1806 ff., so unkritisch sie häufig auch ist, vor allem sodann für die Geschichte der inneren Regierung Karls I. der treffliche, seit 1858 schon zu einer stattlichen Reihe von Bänden angewachsene Calendar of State Papers, Domestic Series of the reign of Charles I. preserved in Her Majestys Public Record Office, herausgegeben von John Bruce, fortgesetzt von W. D. Hamilton 1858 ff. Zum Theil bestehen diese Quellen ferner aus Memoiren von Zeitgenossen, oft solchen, welche mithandelnd den Ereignissen nahe gestanden haben. Die berühmteste Sammlung dieser Memoirenliteratur ist die von Guizot veranstaltete, in französischer Uebersetzung: Collection des mémoires rélatifs à la révolution d'Angleterre 1827 ff. in 25 Bänden, darunter die Memoiren von Warwick, Ludlow, Mrs. Hutchinson, und eine Ergänzung dieser Sammlung bilden Guizots Etudes biographiques sur la révolution d'Angleterre 1851. Mit Vorsicht sind die oft citirten Memoiren Whitelockes (zuerst 1682, besser 1732) zu benutzen, die durchaus nicht überall als ursprünglich gelten können. Demnächst kommen die zeitgenössischen Historiker in Betracht, von denen keiner gleiches Ansehen erlangt hat wie der Graf von Clarendon. Er war als Edward Hyde Mitglied des kleinen und des langen Parlamentes gewesen. Seine history of the rebellion and civil wars in England, zuerst erschienen 1702 ff., war von ihm schon begonnen worden, als er zum ersten Male, in den vierziger Jahren, während der Revolution sein Vaterland hatte verlassen müssen, und wurde zunächst in Form einer Biographie fortgesetzt, als er, der gestürzte Minister Karls II., wiederum ins Exil gehen mußte. Ueber die Entstehung des Werkes und die Verschmelzung

war dieser Natur eingewurzelt, welche alle ihre Vorzüge aufzuheben drohte: eine unauslöschliche Lust an der Intrigue, an geheimen Vorbehalten bei offen abgelegten Versprechungen. Seine Unzuverlässigkeit in Worten und Thaten war um so gefährlicher, da der Fürst selbst sich ihrer mitunter nicht bewußt wurde, in jedem Falle sie für vollkommen entschuldbar hielt. Auf diese zweischneidige Waffe, deren er sich schon während der Verhandlungen mit Spanien bedient hatte, setzte er ein unerschütterliches Vertrauen. Ein wahrer Virtuose in ihrer Führung, glaubte er fremden Rath verschmähen und sich den Eingebungen seines Eigenwillens überlassen zu dürfen. Buckingham verstand es, diesem zu schmeicheln. Er entwarf mit leichtbeweglicher Phantasie Plan auf Plan, wußte immer neue Auswege anzugeben und wiegte dadurch den König in den Wahn ein, daß alle seine Wünsche unschwer zu erfüllen seien. Daher schrieb sich der außerordentliche Einfluß, den der redselige, ausschweifende, verschwenderische Günstling auf den wortkargen, unverdorbenen, ordnungsliebenden Monarchen ausübte. Das gemeinsam verlebte spanische Abenteuer hatte sie zu Freunden gemacht. Seit dieser Zeit hielt der eitle Herzog sich

---

seiner Theile hat Ranke in den Analekten der englischen Geschichte vorzüglich gehandelt. So unleugbar Clarendon kein unparteiischer Zeuge ist, und so viele Irrthümer im einzelnen sich ihm nachweisen lassen, so übt er doch durch seine Darstellung einen Zauber aus, der nicht wenig dazu beigetragen hat, seine Auffassung für Menschenalter zur herrschenden zu machen. — Endlich sind die Erzeugnisse der Tagespresse für diese bewegte Zeit eine höchst beachtenswerthe Quelle, entweder in poetischer Fassung, wie politische Lieder und Satiren, oder in prosaischer Form, wie Zeitungen, Flugschriften u. s. w. Die größte Sammlung solcher Erzeugnisse der Journalistik, von einem damals lebenden Buchhändler Thomason angelegt, befindet sich im britischen Museum.

Unter den neueren Darstellungen, denen diese Quellen zu gute gekommen sind, nimmt diejenige von Guizot noch immer einen hohen Rang ein. Auf seine zweibändige Histoire de la révolution d'Angleterre depuis l'avènement de Charles I. jusqu'à sa mort 1826, 1827 folgten in je weiteren zwei Bänden 1854 die histoire de la république d'Angleterre et de Cromwell 1649—1658 und 1856 die histoire du protectorat de Richard Cromwell et du rétablissement des Stuart 1658—1660. Guizot hatte die Absicht, auch noch die Geschichte der zweiten englischen Revolution zu erzählen. Diesen Plan hat er jedoch nicht ausgeführt, dafür aber der vierten Auflage des zuerst genannten Werkes einen geistvollen Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre vorausgeschickt. Guizot hat unsere Kenntnisse durch die Mittheilung von neuem Material bereichert, worunter namentlich die diplomatischen Aktenstücke aus den Archiven von Paris und Simancas von hohem Werthe sind. Seine Darstellung ist glänzend und bestechend, jedoch nicht selten anfechtbar. Guizot schöpft mitunter aus unlauteren Quellen, wie z. B. der Sammlung der englischen politischen Processe, die so manche fabelhafte Anekdote in Umlauf gesetzt hat. Merkwürdig ist, daß Guizot, in dem selbst ein Stück Puritaner steckt, doch der puritanisch-religiösen Seite der englischen Revolution am wenigsten gerecht wird. Für ihn kommt so gut wie ausschließlich ihre politische Seite in Betracht, wohl deshalb, weil er beim Beginne seiner Arbeit, kurz vor dem Ausbruche der Juli-Revolution das Gefühl hatte, zu Nutzen seines eigenen Volkes zu schreiben. Es handelte sich für ihn wesentlich um den Nachweis, daß, wie er im Vorwort sagt, „die absolute Gewalt illegitim sei". —

fast alles für erlaubt. Er nahm sich selbst in Gegenwart des Königs Freiheiten heraus, die Anstoß erregten, aber er war doch klug genug, seinen Herrn immer merken zu lassen, daß er sich ihm gegenüber etwas mehr Zurückhaltung auflege, als gegenüber anderen.

Für beide gab es damals keine wichtigere Angelegenheit als die Angelegenheit des Krieges. Die Flotte wurde in Stand gesetzt, der König von Dänemark mit Subsidien versehen, der niederländische Freistaat zur Mitwirkung aufgefordert. Auch Frankreich war seine Rolle bei dem großen Unternehmen zugedacht worden. Doch weigerte sich Ludwig XIII. um so entschiedener Buckinghams Anforderungen nachzukommen, je mehr ihn dessen frivoles Benehmen verletzen mußte. Benutzte Buckingham doch seinen Aufenthalt in Frankreich dazu, Ludwigs jungem Weibe eine Liebeserklärung in bester Form zu machen. — Alles was bis dahin geschehen war, hatte bedeutende Summen verschlungen, bei weitem mehr, als das Parlament bewilligt hatte,

---

Eine politische Bedeutung hatte auch die Geschichte der englischen Revolution von Dahlmann (erste Auflage 1844), und abgesehen von der kernigen Darstellung, verdankte das Buch wohl wesentlich diesem Umstande seinen großen Erfolg. Es ist aus Vorlesungen erwachsen, die Dahlmann an der Universität Bonn gehalten hatte. Der Verfasser trat nicht mit dem Anspruch auf, neues Material verarbeiten zu wollen. Seine Erzählung, welche mit der Geschichte Heinrichs VII. beginnt und bis zum Regierungsantritt Wilhelms III. fortgeführt wird, sprach aber, um mit Anton Springer zu reden, „die Gedanken und Stimmungen" aus, welche damals, kurz vor dem Jahre 1848, die Herzen des Volkes bewegten. Bei weitem tiefer hat Ranke die Aufgabe gefaßt. Der zweite, dritte und vierte Band seiner englischen Geschichte (zuerst 1860 ff. Ges. Werke, Band 15—17) beschäftigt sich mit den hier in Frage kommenden Ereignissen. Die volle Beherrschung des Stoffes, das ruhige Urtheil, der feine psychologische Blick Rankes verleugnen sich in dieser Schöpfung seines Genius eben so wenig wie in allem sonst, was wir ihm verdanken. Weit entfernt davon, sich mit der Benutzung schon bekannter Quellen zu begnügen, hat Ranke namentlich aus venetianischen und französischen Dokumenten neue, wichtige Aufklärungen beigebracht. Wenn ihm die Schilderung der revolutionären Massenbewegungen vielleicht weniger kongenial ist als anderen, so ist er dafür unbestritten der erste Meister, wenn es gilt, das Gewebe der politischen Intriguen zu entwirren und die universal-historischen Beziehungen der Ereignisse nachzuweisen.

Die englischen Historiker haben sich dagegen, mit wenigen Ausnahmen, darauf beschränkt, die Geschichte der Revolution von ihrem ausschließlich insularen Standpunkte aus zu schreiben, und hier kamen denn jeweilen die Gegensätze von Kavalier und Puritaner, von Tory und Whig zum Vorschein. Lange Zeit herrschte die den Führern der Revolution feindliche Auffassung vor, welche mit der Restauration zum Siege gelangt war. Auch nach der zweiten Vertreibung der Stuarts und der festen Begründung des konstitutionellen Systems, hatte man für die „Königsmörder" fast nur bittere Worte. David Hume, Verfasser der History of Great Britain (1754 ff.) war nicht fähig, mit seiner Skepsis den puritanischen Fanatismus zu begreifen. Seine milde Beurtheilung Karls I. wirkte noch viel später nach in Isaac d'Israelis Commentaries on the Life and Reign of Charles I. (1828—31, neue Ausgabe, veranstaltet von seinem Sohne, 2 Bde. 1851). Gegen diese Auffassung machte sich eine starke Reaktion geltend. Zwar brachte Lingard in den einschlägigen Bänden seiner History of England zuerst 1819 ff. von katholischem Standpunkte aus den Puritanern keine

und was die Ausführung des ganzen Programmes kosten würde, ließ sich noch gar nicht übersehen. Karl brannte darauf, sich an ein neues Parlament zu wenden und bezweifelte keinen Augenblick, daß es ihm blindlings vertrauen würde.

Die Versammlung, die er am 18. Juni 1625 eröffnete, war denn auch von den Gefühlen der Loyalität erfüllt, allein sie war entschlossen, die Regierung an ihre letzten Versprechungen zu mahnen.[1]) England sollte in seiner auswärtigen Politik keine Verpflichtungen übernehmen, die über die gemachte Bewilligung hinausgingen. Aber man befand sich schon inmitten der unangenehmsten Verwicklungen, über welche nicht einmal Rechenschaft abgelegt wurde. Die Gesetze gegen die katholischen Rekusanten sollten in Kraft bleiben. Aber man glaubte fürchten zu müssen, daß Karl als König nicht halten werde, was er als Prinz gelobt hatte. In beiden Beziehungen trat das Mißtrauen der Gemeinen zu Tage. Sie beschränkten ihre Bewilligung auf

---

Sympathieen entgegen, aber Brodie, History of the British Empire from the accession of Charles I. to the restoration of Charles II. 4 Vols. 1822, Godwin, History of the Commonwealth of England, 4 Vols. 1824—28 haben sich mit Leidenschaft und Geschick zu Vertheidigern der Leiter der Revolution aufgeworfen. In demselben Sinne sind die mannichfachen, ausgezeichneten Arbeiten von John Forster gehalten, von denen hier nur seine Historical and biographical essays, Vol. I, 1858 und seine Statesmen of the Commonwealth of England, New-York 1846 (zuerst in Lardners Cyclopaedia 1836—39) genannt werden sollen. Hieran reihen sich die gleichfalls auf den gründlichsten Studien beruhenden Studies and Illustrations of the great rebellion von John Langton Sanford, London 1858. Auch hat Hallams Constitutional History of England zuerst 1827 und die Einleitung zu Macaulays englischer Geschichte nicht wenig dazu beigetragen, die frühere Beurtheilung der Revolutionsepoche zu verdrängen.

Von allen neueren englischen Historikern, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, fordert aber keiner so sehr die Beachtung heraus wie Samuel Rawson Gardiner. Dieser unermüdliche Forscher hat eine Geschichte Englands seit dem Tode Elisabeths begonnen, von welcher bis jetzt schon acht Bände vorliegen: History of England from the accession of James I. to the disgrace of chief-justice Cook, 2 Vols. 1863. Prince Charles and the Spanish marriage, 2 Vols. 1869. A history of England under the duke of Buckingham and Charles I. 2 Vols. 1875. The personal government of Charles I. 1628—37. 2 Vols. 1877. In diesen Bänden wird eine gründliche Revision der früheren Arbeiten vorgenommen. Der Verfasser verfügt über eine Menge neuer Archivalien, die er im Inlande wie auf dem Kontinente gesammelt hat und folgt dem Muster Rankes darin, daß er sich über die streitenden Parteien zu erheben und den Einwirkungen der auswärtigen Politik die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken sucht. Mitunter, z. B. bei der Charakteristik Straffords, wird er Widerspruch erwecken, aber niemand kann sich mit der Geschichte Karls I. beschäftigen, ohne beständig die Bücher Rawson Gardiners zu Rathe zu ziehen. Eine vortreffliche Zusammenfassung seiner Studien und zugleich einen Ueberblick über die Geschichte der Revolution bildet das kleine Werkchen desselben Verfassers: The first two Stuarts and the Puritan revolution in der Sammlung Epochs of modern history. London, Longmans, Green and Co., 1876.

1) Debates in the house of Commons in 1625, edited from a Ms. in the library of Sir Rainald Knightley, Baronet, by S. Rawson Gardiner (Camden-Society 1873).

zwei Subsidien, etwa 140,000 Pfund, während die Last, welche die Regierung auf sich genommen hatte, mindestens das Siebenfache betrug. Sie beschlossen sogar, das Tonnen- und Pfundgeld statt auf die Lebenszeit des Königs, zunächst nur für ein Jahr zu gewähren und machten Miene, die Streitfrage über die Rechtmäßigkeit der neuen Zollauflagen wieder aufzunehmen. Es konnte nicht zur Versöhnung der Gemüther beitragen, daß ein Verfechter der Regierungspolitik seine Kollegen versicherte, man werde die Summen, die ihr verweigert würden, „auf eine andere Art" aufzubringen wissen.

Das Parlament wurde wegen einer pestartigen Krankheit, die London heimsuchte, nach Oxford verlegt. Buckingham wollte es nicht auseinandergehen lassen, ohne es zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Gerade gegen ihn aber wandte sich die Opposition an dem neuen Berathungsorte mit verdoppelter Schärfe. Man nahm es übel auf, daß einzelne katholische Priester Befreiung von den herrschenden Gesetzen erhalten hatten, daß dem französischen Könige englische Schiffe, während er die Hugenotten in Rochelle bekämpfte, zur Verfügung gestellt wurden, daß man keinen klaren Einblick in die Verwendung der Gelder erlangen konnte. Vergeblich suchte Buckingham seine Politik zu rechtfertigen. Er gab die Katholiken preis, er berief sich auf seine ehrlichen Absichten. Seine Worte fanden keinen Glauben. Man hatte kein Vertrauen zu einem ersten Minister, der die Staatsgeschäfte auf eigene Hand betrieb, ohne die Zustimmung von Sachverständigen einzuholen, leichtfertig und nachlässig wie seine Privatangelegenheiten. „Der Regierung," rief Sir Robert Phelips aus, „hat es an gutem Rathe gefehlt; die Macht ist monopolisirt." Man ging auf Beispiele aus der Landesgeschichte zurück, um den Beweis zu führen, daß der Leiter der Politik für seine Handlungen verantwortlich sei. Während ringsum die unumschränkte Fürstenmacht sich befestigte, drohte in England ein ehrgeiziger, kecker Günstling dem gleichen Ziele zuzustreben. Das sollte nicht geduldet werden. „Wir sind die letzte Monarchie," erklärte derselbe Phelips, „die ihre ursprünglichen Rechte und ihre ursprüngliche Verfassung noch bewahrt," Worte, aus denen die Ahnung sprach, daß es sich auf dieser Stelle der Erde um einen Kampf für die Menschheit handelte.

Buckinghams besonderes Fach war die Verwaltung der Marine. Eben auf diesem Felde waren unentschuldbare Mißgriffe entdeckt worden; selbst der englische Handel war in der Nähe der heimatlichen Küsten vor den Angriffen der Piraten nicht geschützt. „Es ist nicht gut," mußte der Minister sich sagen lassen, „die Sicherheit des Reiches denen anzuvertrauen, deren Fähigkeiten für ihr Amt nicht ausreichen." Man schien von einer förmlichen Anklage nicht weit entfernt zu sein. Da zögerte der König nicht länger, die Auflösung auszusprechen (12. August 1625). Beim Beginne seiner Regierung erneute sich der Konflikt zwischen den konstitutionellen Gewalten, der in den letzten Zeiten seines Vaters nur äußerlich beigelegt war.

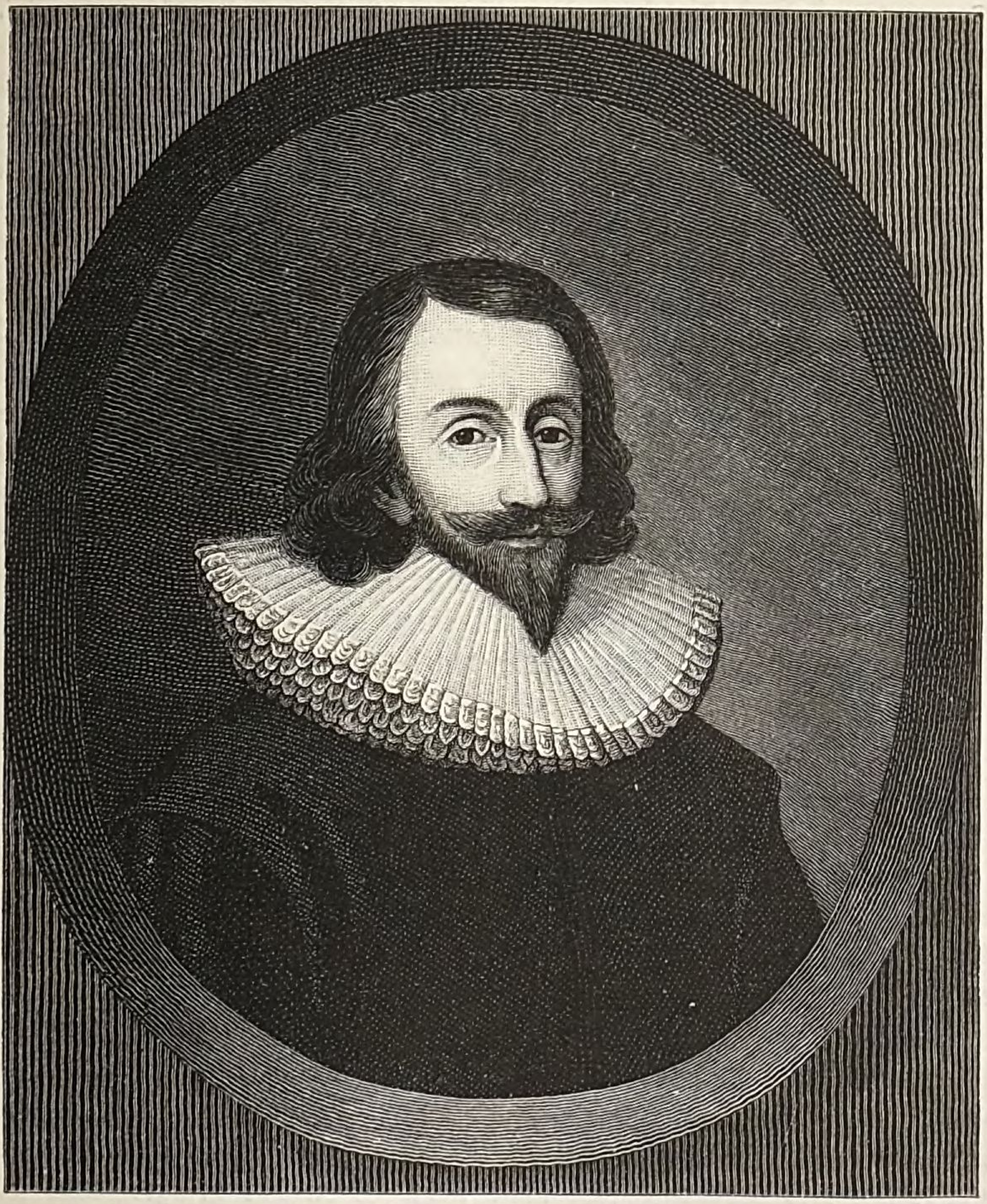
Buckingham wollte nicht ein zweites Mal einem Parlamente gegenübertreten, ohne auf große Triumphe hinweisen zu können. Er träumte sich in

eine Welt von glänzenden Erfolgen und betrieb seine Pläne mit fieberhafter Geschäftigkeit. Wenn die englische Flotte, beschwert mit reicher spanischer Beute, zurückkehrte, wenn die große Allianz auf dem Festlande zu Stande kam, wenn Frankreich, im Inneren beruhigt, mit England gemeinsame Sache machte, so mochte er hoffen, die widerspänstigen Redner des Unterhauses zum Schweigen zu bringen. Aber alle seine Berechnungen schlugen fehl. Die Flotte bestand zum größten Theile aus Handelsschiffen, die mit ihrer Mannschaft zum Dienste des Königs gepreßt waren. Die Truppen, die sich an Bord befanden, waren mit Gewalt ausgehoben, schlecht bezahlt und ohne Disciplin. Bei der Auswahl der Officiere hatte oft genug nicht das Verdienst, sondern die Protektion des allmächtigen Ministers den Ausschlag gegeben. Die Lieferungen waren nachlässigen oder habsüchtigen Kreaturen überlassen. Mit solchen Mitteln ließen sich die Unternehmungen Raleighs und Drakes nicht erneuern. Bei einem Angriff auf das Fort Puntal, das den Hafen von Cadix deckte, suchten sich die Kapitäne der meisten Schiffe außer der Schußlinie zu halten. Als das Fort endlich in die Hand der Engländer fiel, war es zu spät, um einen Handstreich auf Cadix selbst wagen zu können. Statt dessen führte der Kommandant der Expedition seine Truppen ein paar Meilen landeinwärts in der Irre umher, ließ sie sich in feurigem spanischen Weine berauschen und mußte froh sein, sie wieder einschiffen zu können, ehe sie von den Feinden überfallen wurden. Die spanische Silberflotte, die von Westen heransegelte, rettete sich, indem sie einen großen Umweg machte, und die stolze englische Armada langte mit zerrissenem Takelwerk und mit verhungerter Mannschaft wieder in der Heimat an.

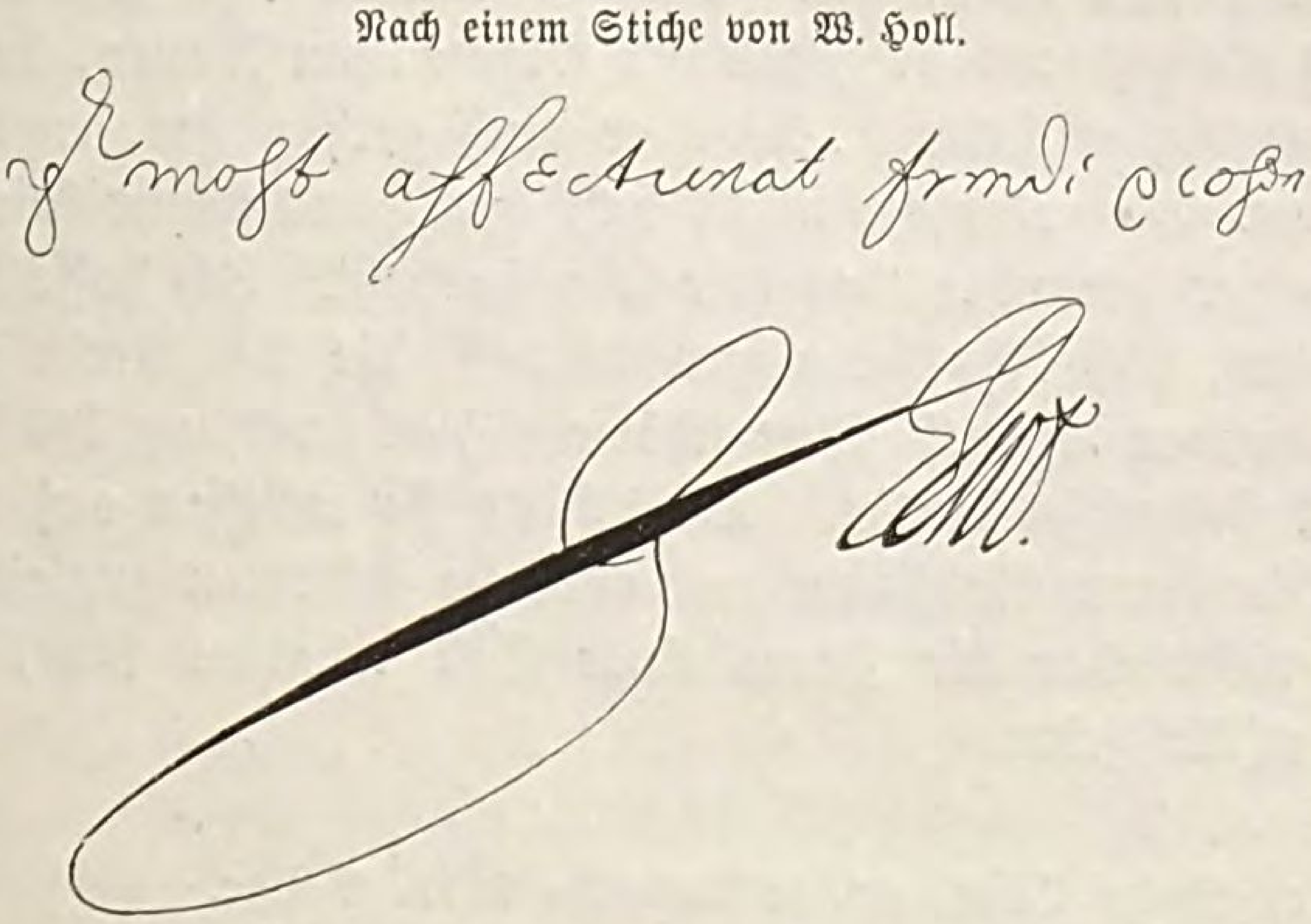
Währenddessen begab sich Buckingham nach dem Haag, um die Verhandlungen mit den Generalstaaten und Dänemark zum Abschluß zu bringen. Dem dänischen Könige wurden von den Niederländern wie von England regelmäßige Subsidien versprochen, die ihm ermöglichen sollten, seinen Feldzug in Deutschland zu bestreiten. Buckingham zählte auf die Genehmigung des Vertrages durch ein neues Parlament. Schlimmsten Falles glaubte er über die Kronjuwelen verfügen zu dürfen, die den Kaufleuten von Amsterdam ein genügendes Pfand sein würden. Unsicher wie diese Pläne waren, wurden sie noch dazu durch die Mißhelligkeiten gekreuzt, die sich zwischen England und Frankreich erhoben. Auf der einen wie auf der anderen Seite waren die Hoffnungen nicht erfüllt worden, die sich an die Annäherung beider Mächte geknüpft hatten. Karl I. und Buckingham hatten Frankreich zum sofortigen Kriege gegen Spanien und den Kaiser mit fortreißen wollen und sie fanden, daß in Paris durchaus keine Neigung herrschte, sich ihren Wünschen anzubequemen. Ludwig XIII. und Richelieu hatten den englischen Katholiken Duldung verschaffen wollen, und sie bemerkten, daß die Regierung jenseits des Kanals, um die puritanische Opposition zu entwaffnen, ihre anfänglichen toleranten Maßregeln wieder aufhob. Hier wie dort traten andere Gründe des Mißvergnügens hinzu. Die junge Königin von England gerieth

in Zwistigkeiten mit ihrem Gemahl, dem es wünschenswerth schien, sie dem Einflusse ihres französischen Gefolges zu entziehen. Englische Kaperschiffe machten Jagd auf französische Kauffahrer, wenn diese den spanischen Niederlanden Waaren zuführten, die in England als Contrebande betrachtet wurden. Frankreich antwortete damit, englische Schiffe für gute Prise zu erklären, sobald sie sich in seinen Gewässern betreffen ließen. Endlich drohte Karl I. durch seine Einmischung in die inneren Verhältnisse des Nachbarstaates das friedliche Verhältniß zu diesem gänzlich zu vernichten. Seit einiger Zeit war Rochelle, die feste Burg der Hugenotten, in offenem Aufstande gegen die Regierung. Nichts hatte in England so sehr erbittert, als daß englische Schiffe dazu bestimmt waren, mit zur Eroberung der Stadt verwandt zu werden. Auch Karl und Buckingham hätten gewünscht, früher eingegangene darauf abzielende Verpflichtungen abschütteln zu können. Eine künstlich erregte Meuterei der Schiffsmannschaft sollte ihren Absichten zu Hilfe kommen. Erst als der Friede mit den Hugenotten gesichert zu sein schien, wurden die Schiffe, wenn schon ohne Bemannung, den Franzosen ausgeliefert. Sie blieben in ihrer Hand, auch als der eben geschlossene Vertrag nicht ausgeführt wurde. Nun aber verlangte Karl nicht nur die Zurücklieferung seiner Schiffe, er warf sich auch zum Protektor der Hugenotten auf. Wenn Ludwig XIII. sich der friedlichen Katholiken Englands angenommen hatte, glaubte er sich der rebellischen Reformirten Frankreichs mit nicht geringerem Rechte annehmen zu dürfen. Er machte Forderungen zu ihren Gunsten geltend, die ihrer Sache mehr Schaden als Nutzen bringen mußten, und verscherzte durch sein Auftreten vollends die Verwirklichung einer Allianz mit Frankreich.

Die Lage der Dinge hatte sich, wie man sieht, durchaus nicht vereinfacht, als der König am 6. Februar 1626 das neue Parlament eröffnete. Diesmal hatte die Regierung Maßregeln ergriffen, um der Opposition ihre besten Kräfte zu nehmen. Einige der entschiedensten Gegner Buckinghams waren zu Sheriffs gemacht worden, und die Pflichten, die sie in ihren Grafschaften zu erfüllen hatten, verhinderten sie, ihre Sitze in Westminster einzunehmen. Aber ein Mann erschien wieder im Unterhause, dem einige parlamentarische Erfahrung zur Seite stand, und der entschlossen war, dem Leiter des Staates, den er bis dahin geschont hatte, energisch entgegen zu treten. Es war John Eliot. In früher Jugend hatte ihn eine festländische Reise zuerst mit Buckingham zusammengeführt und ihm dessen Gunst erworben. Allein die Bande persönlicher Neigung konnten ihn nicht davon zurückhalten, das zu thun, was er als Pflicht gegen das Gemeinwohl betrachtete. Ein echtes Kind seiner Zeit, in mehr als einem Vorurtheile der Epoche befangen, wußte er sich durch den idealen Schwung, der jedes seiner Worte kennzeichnete, durch die ritterliche Kühnheit, mit der er sich in die breiteste Bresche stellte, durch die angeborene Gabe, die Geister zu leiten, zum Führer des Unterhauses aufzuschwingen. In ihm lebte ein glühender Patriotismus und die



John Eliot.
Nach einem Stiche von W. Holl.



Ueberzeugung, daß das Wohl des Landes nirgends bessere und weisere Schützer finden könne als die Gemeinen.[1])

Eliot hatte in seiner Eigenschaft als Viceadmiral von Devon die beste Gelegenheit gehabt, sich von der elenden Ausrüstung der letzten Expedition und von ihrem kläglichen Ergebniß zu überzeugen. Er hatte die ruhmlos zurückgekehrten Soldaten zerlumpt und bettelnd umherziehen sehen, wie sie einen Gegenstand mehr der Angst als des Mitleids der friedlichen Bürger bildeten. Das Herz von Unmuth geschwellt, verlangte er vor irgend einer neuen Bewilligung von Geldern eine genaue Untersuchung der letzten Vorgänge. „Unsere Ehre," rief er aus, „ist geopfert, unsere Schiffe sind versenkt, unsere Leute getödtet nicht durch Waffengewalt, nicht durch den Feind, nicht durch einen unglücklichen Zufall, sondern, wie es prophetisch vorhergesagt worden, von denen, auf welche wir unser Vertrauen setzen sollen." Die Theorie, daß der König kein Unrecht thun könne, aber daß die Berather des Königs verantwortlich seien, eine Theorie, die in den Anklagen gegen Bacon und Middlesex erst kürzlich erhärtet war, kam aufs neue, gegen Buckingham, zur Geltung. Ausdrücklich wurde dem Monarchen versichert, daß die Gemeinen von dem Wunsche beseelt seien, „ihn daheim zu schützen und nach außen gefürchtet zu machen", aber ebenso ausdrücklich hielten sie an dem Rechte fest, die Handlungen seiner Minister zu untersuchen und von dem Ergebnisse dieser Untersuchung ihre Geldbewilligung abhängig zu machen. Sie verlangten Aufklärung vom Kriegsrathe darüber, wie die Subsidien von 1624 verwendet worden seien, sie frugen, mit welchem Rechte das Tonnen- und Pfundgeld, über das bis dahin keine Bill zu Stande gekommen war, forterhoben worden sei.

Karl I. trat diesen Ansprüchen mit Entschiedenheit entgegen. Er beklagte sich darüber, „daß so viel Zeit mit der Untersuchung von Beschwerden verschwendet werde". „Einige — ich will nicht sagen alle — kritisiren die Handlungen nicht eines gewöhnlichen Dieners der Krone, sondern eines Mannes, der mir persönlich sehr nahe steht. Man hat gesagt: Was wollen wir gegen den Mann thun, den zu ehren dem Könige gefällt? Nun aber überlegen doch einige, was sie gegen den Mann thun können, der dem Könige solcher Ehre würdig erscheint . . Was er auch gethan hat, er hatte von mir den Befehl dazu. Ich wünsche nicht, daß das Haus meine Diener zur Rede stelle, viel weniger jemanden, der mir so nahe steht. Ich hoffe so viel Genugthuung zu finden, daß Ihr diejenigen bestraft, die sich hierin etwas werden zu Schulden kommen lassen." Eine schärfere Zurückweisung des Vorgehens der Gemeinen ließ sich nicht denken. Eliot hielt sie indessen auf der betretenen Bahn fest. Sie boten Subsidien an, aber sie erklärten zugleich, daß dieser ihr Beschluß nicht eher die Form einer Bill erhalten solle, als bis ihre Forderungen erfüllt seien.

1) Forster, John Eliot, zweite Ausgabe 1872. 2 Bde.

Während ihre Committees damit beschäftigt waren, Material zu einer Anklage gegen Buckingham zu sammeln, erhielten sie eine unvermuthete Unterstützung im Hause der Lords.[1]) Die Lords waren schon früher durch die Verhaftung eines ihrer Mitglieder in ihren Privilegien gekränkt worden, als Graf Bristol unter ihnen erschien und seine Stimme gegen den Minister erhob. Er hatte den Posten eines Gesandten am spanischen Hofe bekleidet, während es im Werke gewesen war, die Infantin für den Prinzen von Wales zu gewinnen. Er kannte das ganze Geheimniß jener Verhandlungen und war durch die unverdiente Mißgunst gereizt, die er nach der Auflösung des Ehevertrages von Karl wie von Buckingham erfahren hatte. Um seines Schweigens sicher zu sein, hatten sie ihn aus dem Oberhause fern halten wollen. Als die Lords seine Berufung durchsetzten, wurde gegen ihn eine Anklage wegen Hochverraths erhoben, zu der seine diplomatische Vergangenheit den Stoff liefern mußte. Aber der Angeklagte wurde zum Ankläger und enthüllte so viel von den Zugeständnissen, die Buckingham damals den Spaniern gemacht hatte, daß der König es für nöthig hielt, bei den Peers zu Gunsten seines Vertrauten einzuschreiten. Das Unterhaus wurde durch diese Vorgänge bedeutend ermuthigt, seinen Weg zu verfolgen. Eine Deputation, in der Eliot nicht fehlen durfte, brachte an den Schranken des Hauses der Lords alle Beschwerden vor, die sich gegen Buckingham angesammelt hatten. Er selbst hatte die Keckheit zu erscheinen und seinen Anklägern ins Gesicht zu lachen. Eliot entledigte sich, nach zweitägigen Vorträgen seiner Genossen, der Aufgabe, die einzelnen Punkte der Beschuldigung abschließend zusammenzufassen. In seiner Rede war freilich Irriges mit Wahrem gemischt, aber der feste Glaube an die Richtigkeit aller mitgetheilten Thatsachen lieh seinen Worten eine leidenschaftliche Gluth. Unter seinen Händen wurde Buckinghams Bild zum Bilde eines Mannes, der selbst vor dem Verbrechen nicht zurückgebebt habe. Er nahm keinen Anstand, ihn mit Sejanus zu vergleichen.

Der König war über eine solche Sprache empört. „Wenn der Herzog Sejanus ist," soll er gesagt haben, „so muß ich Tiberius sein." Er antwortete damit, daß er John Eliot und Digges, der die Anklage vor den Lords eröffnet hatte, in den Tower werfen ließ. Die Gemeinen beschlossen, nicht eher in irgend ein Geschäft einzutreten, als bis ihnen ihre geraubten Mitglieder wiedergegeben seien. Als dies geschehen war, erklärten sie einstimmig, daß Eliot und Digges durch ihre Reden keinen Anlaß zu einem Tadel gegeben hätten. Einige Tage später nahmen sie den Antrag an, daß die Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes ungesetzlich sei, so lange es nicht bewilligt worden. Während Buckingham vor den Lords seine Vertheidigung vorbrachte, beschlossen sie den König in einer Remonstranz zu bitten, den Herzog zu entlassen, „da sie fürchten müßten, daß alles Geld, welches sie

1) Notes of the debates in the house of Lords officially taken by Henry Elsing, clerk of the parliaments a. D. 1624 and 1626 edited from the original Ms. in the possession of E. G. Carew by S. R. Gardiner (Camden-Society 1879).

geben könnten oder geben wollten, durch seine Mißverwaltung zum Nachtheil des Reiches verwandt werden würde". Noch niemals war das Verlangen so deutlich hervorgetreten, den Schwerpunkt des Staates ins Parlament zu verlegen. Dem Könige riß die Geduld. Er hatte sich einmal dahin ausgesprochen, daß seine Regierung sich den Rath, aber nicht die Kontrolle des Parlamentes gefallen lassen wolle. Auf das Ersuchen der Lords, nur noch einige Tage zu warten, antwortete er: „Nicht eine Minute." Am 15. Juni erfolgte die Auflösung.

Karl I. befand sich in dem Irrthum, das aufgelöste Unterhaus nicht als den Dolmetscher der nationalen Stimmung gelten lassen zu wollen. Vom Volke glaubte er ohne Opfer erhalten zu können, was ihm die Erwählten des Volkes nur nach Vorschrift schwer lastender Bedingungen gewähren wollten. Er wurde jedoch in kurzem eines anderen belehrt. Tonnen- und Pfundgeld, das nach der Ansicht der Regierenden forterhoben werden durfte, floß allerdings, dem Beschlusse der Gemeinen zum Trotz, wie vor Alters in die königlichen Kassen. Aber die City wollte nichts auf die Kronjuwelen leihen, ähnlich wie sich auch die Kaufleute von Amsterdam geweigert hatten, sie als Pfand anzunehmen. Die Aufforderung, welche an alle Grafschaften erging, die Subsidien durch freiwillige Gaben aufzubringen, begegnete fast allgemeiner Mißachtung. In der Halle von Westminster erhob sich der tumultuarische Ruf: „Ein Parlament, ein Parlament, keine Subsidien ohne dieses." Die größten Hoffnungen wurden danach auf die Ausschreibung einer Zwangsanleihe gesetzt. Auch gelang es, diejenigen einzuschüchtern, von denen sie zuerst gefordert wurde. Als aber die Richter sich weigerten, durch ihre Namensunterschrift für die Gesetzlichkeit der Maßregel einzutreten, gab eine Anzahl von Peers dem Lande das Beispiel des Widerstandes. In mehreren Grafschaften weigerten die Kommissäre der Regierung selbst die Zahlung. In anderen suchte die Gentry im Bunde mit der bäuerlichen Bevölkerung ihnen Hindernisse aller Art in den Weg zu legen. Der König blieb bei seinem Sinn. Wurde dem gemeinen Manne die Wahl gelassen, zu zahlen oder sich zum Soldaten- und Matrosendienst anwerben zu lassen, so sahen sich Leute von Stande vor den Rath citirt und durch Entziehung ihrer Freiheit bestraft. John Hampden, der junge Landedelmann aus Buckinghamshire, den man schon in den letzten Parlamenten gesehen hatte, erklärte, er fürchte durch Fügsamkeit den Fluch der Magna Charta auf sich zu laden, mit welchem alle ihr zuwider Handelnden zweimal im Jahre öffentlich gebrandmarkt werden sollten. Er wurde ins Gefängniß gebracht und, als er bei seiner Erklärung beharrte, zu einer Art von Internirung in Hampshire verurtheilt. John Eliot, nach Auflösung des Parlamentes seiner Aemter beraubt, war einer der ersten, der sich gegen die Willkür der Regierung auflehnte und hatte geduldig darauf zu harren, daß ein neues Parlament seine Fesseln löse. Thomas Wentworth aus Yorkshire, der als Graf von Strafford unter einem ganz anderen Bilde in der Geschichte fortlebt, stand damals auf demselben

Boden wie Hampden und Eliot und wurde zur Strafe seiner Weigerung, dem Zahlungsbefehle nachzukommen, aus der heimatlichen Grafschaft verbannt.

Mit dem Gelde, das man dem Lande, mit den Schiffen, die man den Hafenstädten und Küstenbezirken abgepreßt hatte, glaubte Buckingham einen großen Schlag führen zu können, der ihm die Gunst des Volkes zurückgewinnen sollte. Es galt weniger, dem Könige von Dänemark oder Mannsfeld zu Hilfe zu kommen, deren Sache schon als eine halb verlorene betrachtet werden mußte, als vielmehr die Hugenotten von Rochelle zu befreien, die in immer größere Bedrängniß geriethen. Der Bruch mit Frankreich ließ sich so wie so nicht vermeiden, nachdem von dieser Seite ein vorläufiges Abkommen mit Spanien getroffen war. Buckingham selbst befehligte die Expedition, welche am 12. Juli 1627 wider die Insel Rhé gegenüber dem belagerten Rochelle gerichtet wurde. Nach heftigem Kampfe gelang die Landung, aber schon hier zeigten sich in auffallender Weise die Mängel dieser zusammengewürfelten, schlecht disciplinirten Mannschaften, die der Herzog, den Stock in der Hand, zur Erfüllung ihrer Pflicht anzutreiben suchte. Die beschwerliche Blokade des Forts von St. Martin, des wichtigsten Platzes auf der Insel, schien zum glücklichen Ziele zu führen, als es französischen Booten gelang, die Einschließung der Feinde zu durchbrechen und die Belagerten mit frischem Proviant zu versorgen. Krankheit und Kälte lichteten die Reihen der Engländer, Verstärkungen waren dringend nöthig. Ihre Ankunft verzögerte sich, da der Widerstand des englischen Volkes und die Verwirrung der ganzen Verwaltungsmaschinerie die Hand des Königs lähmte. Noch ehe die ersehnte Hilfe zur Stelle war, sah sich Buckingham von einer französischen Streitmacht angegriffen und nach einem verfehlten Sturme auf das Fort am 29. Oktober zum Rückzuge gezwungen. Ein Zusammenwirken verhängnißvoller Umstände machte diesen zu einer furchtbaren Niederlage. Die englischen Soldaten fielen zu hunderten dem Schwerte des Feindes oder den Wellen des Meeres zum Opfer. Der Herzog brachte nicht die Hälfte seiner Mannschaft zurück in die Heimat.

Der Rückschlag dieses Mißerfolgs auf die Gesinnung des englischen Volkes war unverkennbar. Alle Flüche und Verwünschungen galten Buckingham. Im ganzen Lande wuchs der Widerstand gegen das Zwangsanlehen. Einige von denen, die wegen ihrer Weigerung zu zahlen ins Gefängniß geworfen waren, forderten vom Hofe der Kings Bench einen Befehl des Habeas Corpus[1]), um vor Gericht gestellt und belehrt zu werden, welche Anschuldigung gegen sie vorliege. Vier der angesehensten Juristen vertraten ihre Sache. Sie beriefen sich auf die Magna Charta, welche verbot, daß jemand verhaftet werde, außer nach dem Urtheil von seines gleichen oder nach dem Gesetze

1) Der writ des Habeas corpus, so genannt von seinen Anfangsworten „Habeas corpus ad subjiciendum", enthält die Aufforderung, den Verhafteten mit Angabe der Ursache seiner Verhaftung vor Gericht zu bringen.

des Landes. Die Richter erkannten in entgegengesetztem Sinne, daß eine Verhaftung auf besonderen Befehl des Königs keine Angabe einer Ursache bedürfe, und die Gefangenen wurden wieder abgeführt. Aber es war ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, daß die Reden ihrer Vertheidiger trotz der Heiligkeit des Ortes mit Freudenrufen und Händeklatschen der Zuhörer begleitet worden waren. Die Aufregung der Bevölkerung wurde durch das zuchtlose Benehmen der einquartierten Soldaten noch vergrößert. Vor allem wurden die Irländer in Essex lästig. Sie spielten die Herren im Hause des Bauern und machten ihm eine Regierung verhaßt, die ihm den Frieden seines Herdes störte.

Noch immer wollte Karl sich nicht eingestehen, wohin der Lauf der Dinge ihn treibe. Buckinghams Vorschlag, ein Parlament zu berufen, wies er von sich. Eifrig mit neuen Kriegsvorbereitungen beschäftigt, suchte er weitere Mittel ausfindig zu machen, die ihn der Nothwendigkeit entheben sollten, sich an eine Versammlung zu Westminster zu wenden. Verschiedene Vorschläge, Erhebung einer Accise von Bier und Wein, Einrichtung einer stehenden Streitmacht, Anwerbung deutscher Reiterei, wurden im geheimen Rathe erwogen und wieder fallen gelassen. Endlich gab der König nach, in der Hoffnung, daß die Anklage gegen Buckingham nicht wieder aufgenommen werde. Diejenigen, welche ohne Angabe von Gründen ihrer Freiheit beraubt worden waren, wurden gleichfalls ohne Angabe von Gründen der Freiheit zurückgegeben. Wenig später ergingen die Ausschreiben für den Zusammentritt des Parlamentes.

Zum dritten Male seit dem Beginne der Regierung Karls I., am 17. März 1628, versammelten sich Lords und Gemeine an gewohnter Stelle. In ihrer Mitte erschienen die wohlbekannten Führer der Opposition. Die Sprache, welche der König führte, konnte sie nicht milder stimmen. Er forderte das Parlament auf, seine Pflicht zu thun, um den Gefahren des Reiches zu begegnen, wo nicht, so werde er jene anderen Mittel gebrauchen müssen, die Gott in seine Hand gelegt habe. „Nehmt dies nicht für eine Drohung," fügte er hinzu, „denn ich verschmähe es, denen zu drohen, die nicht meines gleichen sind." Ohne sich durch solche Worte aufhalten zu lassen, machte man sich ans Werk. Reiche Subsidien wurden in Aussicht gestellt, aber es sollte nicht früher über ihre Bewilligung etwas beschlossen werden, ehe nicht den Beschwerden des Landes abgeholfen sei. In langer Reihe wurden sie vorgeführt. Die Frage der außerparlamentarischen Besteuerung, der Zwangseinquartierung, der gewaltsamen Aushebung, der widerrechtlichen Anwendung des Martialgesetzes mitten im Frieden, der willkürlichen Verhaftung englischer Bürger, alles, was in den letzten Monaten England bewegt hatte, wurde mit Eifer behandelt, mit Beispielen belegt, auf den Grund des bestehenden Rechtes hin geprüft. Es war bemerkenswerth, daß bei diesen Debatten John Eliot hinter Thomas Wentworth zurücktrat. Nicht minder beredt und leidenschaftlich, von stolzem Selbstgefühle getragen, wußte

dieser eine Zeit lang jenem die Führerschaft des Hauses der Gemeinen zu entwinden. Sie waren beide einig darüber, daß der Staat an schweren Uebeln kranke, aber sie dachten sehr verschieden über die Mittel, die man anzuwenden hätte, ihn zu heilen. Eliot setzte sein ganzes Vertrauen auf ein allmächtiges Parlament, Wentworth hoffte auf die Durchführung von Reformen durch eine aufgeklärte Verwaltung. Eliot wünschte ausführliche Erörterungen über den ganzen Zustand der Nation, Abfassung einer Petition, in welcher alle Rechtsbrüche des Königs aufgezählt würden und die einen entschiedenen Protest gegen sie enthielte. Wentworth wünschte aufregende Diskussionen über Souveränität und Präcedenzfälle zu vermeiden und in einer Bill, die kein Register aller Rechtsverletzungen sein sollte, kurz und bündig auszusprechen, was in Zukunft als Landesgesetz zu gelten hätte. Er mochte hoffen, auf diese Weise der Krone eine Demüthigung zu ersparen und ihr zugleich für außerordentliche Fälle das Recht einer diskretionären Gewalt zu sichern.

Dieser letzte Gesichtspunkt trat namentlich hervor, als man die Frage der willkürlichen Verhaftung behandelte. Es war kein Zweifel darüber, daß dann und wann englische Unterthanen ohne Angabe eines Grundes und ohne in bestimmter Frist Recht gefunden zu haben, auf Befehl des geheimen Rathes in Haft gehalten worden waren. Auch ließen sich Fälle denken, in denen das Staatswohl erforderte, die Regierung mit einer außerordentlichen Befugniß der Art zu bekleiden. Aber andererseits hatte die jüngste Vergangenheit gezeigt, welcher Mißbrauch mit diesem Machtmittel getrieben werden konnte. Englische Bürger, deren Vergehen darin bestand, den Gesetzen des Landes treu geblieben zu sein, waren in den Kerker geworfen. Ihr Ansuchen um Erlaß eines Writ des Habeas Corpus war vergeblich gewesen. Sie hatten nicht erreicht, daß sie vor Gericht gestellt würden, um dort den Grund ihrer Verhaftung zu erfahren, und ohne weiteres oder doch gegen Bürgschaftsleistung in Freiheit gesetzt zu werden, falls das Gericht nicht anders entscheide. Wenn hier nicht Abhilfe geschafft wurde, so konnte ein Engländer nach Gutdünken des Königs und seines geheimen Rathes so lange hinter Schloß und Riegel gehalten werden, bis der Tod die Pforten seines Kerkers sprengte. Eine spätere Zeit hat die Aufgabe gelöst, die individuelle Freiheit zu schützen und doch der Exekutive in Augenblicken großer Gefahr eine unentbehrliche Waffe zu geben. Die Lösung besteht in der Möglichkeit, die Habeas Corpus-Akte mit Zustimmung des Parlamentes zu suspendiren. Einen Ausweg dieser Art galt es zu finden. Aber der König stieß die Hand, die ihn stützen wollte, zurück. Er wollte von dem, was er als seine Prärogative betrachtete, auch nicht den kleinsten Theil opfern. Er forderte, daß man sich ohne weitere Verhandlungen auf ihn verlasse. Er rechnete auf die günstige Stimmung der Lords, deren Mehrheit geneigt war, ihm und keiner anderen Autorität sonst die Anwendung außerordentlicher Maßregeln in Nothfällen zuzuerkennen. Aber um ein solches Vertrauen zu

verdienen, hätte er es erst einflößen müssen. Je weniger dies nach allem, was man schon erlebt hatte, der Fall war, desto entschiedener wurde die Sprache der Gemeinen. Der Versöhnungsversuch, den Wentworth unternommen hatte, war gescheitert. John Eliot übernahm wieder die Führung.

Statt einer Bill wurde eine „Petition des Rechtes" ausgearbeitet, eine Aufzählung aller in jüngster Zeit vorgekommenen Ungesetzlichkeiten, vor deren Wiederkehr man durch ausdrückliches Versprechen des Königs gesichert sein wollte. Kein Unterthan sollte in Zukunft gezwungen werden können, eine Steuer zu zahlen, die nicht auf Bewilligung des Parlamentes beruhe. Jemanden im Falle der Weigerung zur Verantwortung zu ziehen oder sonstwie zu belästigen, wurde verboten. Niemand durfte ohne Angabe des Grundes vor Gericht in Haft gehalten werden. Zwangseinquartierung wie Anwendung des Standrechts sollten aufhören. Die Lords versuchten die Petition zu mildern. Sie wünschten den Artikel, welcher die Verhaftung betraf, einzuschränken. Erst nach heftigen Debatten schlossen sie sich den Gemeinen an, indem sie sich gegen die Absicht verwahrten, damit der königlichen Prärogative zu nahe treten zu wollen. Der Stolz Karls I. bäumte sich dagegen auf, wie ein geschlagener Feldherr, unter diesem Joche hindurchzugehn. Aber die Nachrichten vom deutschen Kriegsschauplatze und von Rochelle lauteten so wenig tröstlich, daß er dringend wünschen mußte, möglichst schnell in Besitz der Subsidien zu gelangen. Er versuchte, sich wenigstens eine Hinterthüre offen zu halten. Zuerst forderte er ein Gutachten der höchsten Richter ein, das ihm von Nutzen sein konnte, wenn er, der Petition zum Trotz, wieder zu willkürlichen Verhaftungen hätte schreiten wollen. Danach gab er seine Zustimmung, aber nicht in der üblichen, feierlichen Form, sondern in einigen allgemeinen und unverbindlichen Worten (2. Juni). Diese ungewohnte Art der Antwort erregte die größte Unzufriedenheit. Bei den Gemeinen begann aufs neue der Angriff gegen Buckingham, auf dessen Antrieb man auch den letzten Widerstand des Königs zurückführte. Unter Eliots Leitung wurde die Abfassung einer Remonstranz gegen die Politik des ersten Ministers an die Hand genommen. Scharfe Botschaften des Königs suchten ihren Fortgang zu hindern. Der Sprecher erklärte mit Thränen in den Augen, er habe Befehl, jeden zu unterbrechen, der die Diener des Monarchen beleidige. Von Stunde zu Stunde wuchs die Aufregung. Einer der Redner verstieg sich zu der Aeußerung, er hoffe, Gott werde ihnen Hände und Schwerter geben, um die Feinde des Königs und des Staates zu vernichten. Und die Gemeinen standen nicht allein, auch bei den Lords fand ihr Vorgehen Beifall. Unter diesen Umständen wich der König zurück. Von einer Deputation beider Häuser um die Annahme der Petition des Rechtes gebeten, sprach er am 7. Juni vom Throne herab nach normännisch-französischer Formel die üblichen Bestätigungsworte „Soit droit fait comme est désiré". Lauter Jubel schallte ihm nach, die Glocken läuteten, Freudenfeuer erleuchteten die Straßen der Hauptstadt.

Die große Bedeutung der Petition des Rechtes liegt darin, daß sie dem heftigen Streite um die Anwendung und Auslegung alter Statuten, Gewohnheiten, Präcedenzfälle ein Ende machen und eine feste Norm an Stelle schwankender Begriffe setzen sollte. Sie sollte nicht eine Aenderung der Landesverfassung bedeuten, sondern nur diejenigen ihrer Einschränkungen beseitigen, die von den Tudors auf die Stuarts übergegangen waren. Mit ihrer Annahme begann eine neue Aera konstitutioneller Kämpfe; das Schlachtfeld, auf dem diese sich abzuspielen hatten, war abgegrenzt. Noch waren indessen nicht alle die früheren Streitfragen gelöst. Der Wortlaut der Petition des Rechtes bezog sich nicht auf die Erhebung von Tonnen- und Pfundgeld, wennschon ihr Sinn gegen die Eintreibung irgend einer Auflage gerichtet war, die ohne Zustimmung des Parlamentes erfolgen würde. Der König bestand darauf, wie seine Vorgänger Tonnen- und Pfundgeld einziehen zu dürfen, die Gemeinen sprachen ihm das Recht dazu ab, ehe nicht eine darauf abzielende Bill zu Stande gekommen sei. Sie setzten ferner ihre Angriffe gegen einige Würdenträger der Kirche fort, deren Verhalten mit ihren puritanischen Bestrebungen im Widerspruch stand. Noch tiefer kränkte den König, daß sie ihre Remonstranz gegen Buckingham nicht fallen ließen. Er hatte gehofft, durch Annahme der Petition den Freund beschützen zu können, und nun wurde er aufgefordert, ihn, als den Urheber aller Mißstände in Kirche und Staat, aus seinem Rathe zu stoßen. Der Subsidien war er sicher, nachdem er der Petition seine Zustimmung gegeben hatte. Nichts hielt ihn davon zurück, durch eine Prorogation auf mehrere Monate die lästigen Redner in Westminster zum Schweigen zu bringen.

Die Zwischenzeit sollte benutzt werden, um einen neuen Versuch zur Entsetzung Rochelles zu machen. Wie in dem vorausgegangenen Jahre wollte Buckingham selbst die Rolle des Kriegshelden und des Befreiers auf sich nehmen. Er war in Portsmouth mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt, durch manches Symptom darüber belehrt, wie verhaßt er dem Volke sei. Als er am Morgen des 23. August nach dem Frühstück die Vorhalle seines Hauses durchschritt, stürzte ein Mann auf ihn zu und stieß ihm mit den Worten „Gott sei deiner Seele gnädig!" ein Messer in die Brust. Der Streich war tödtlich, der Herzog sank blutend zu Boden, die Herzogin, seit lange von trüben Ahnungen gequält, erschien im Nachtgewande wehklagend auf der Gallerie und war Zeugin der Schreckensscene. Der Mörder wurde von den Umstehenden sofort ergriffen und abgeführt. Sein Name war Felton. Er hatte die Expedition nach der Insel Rhé mitgemacht, umsonst von Buckingham Beförderung erbeten, elend und verbittert seine Tage hingeschleppt, bis der Entschluß in ihm gereift war, sich selbst und sein Land an dem Manne zu rächen, der als Feind des Gemeinwohls bezeichnet wurde. Es war ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß das Volk in London die Gesundheit des Mörders trank und unter Rufen des Mitleids den Tower umdrängte, dessen Mauern ihn bis zu seiner Hinrichtung einschlossen. Inzwischen wurde Buckinghams Stelle als

Admiral neu besetzt, die Flotte segelte ab, aber das Unternehmen scheiterte ebenso wie das frühere. Rochelle blieb seinem Schicksale überlassen, am 18. Oktober setzte die Kapitulation der Stadt ihrem heldenmüthigen Widerstande ein Ende.

Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse wurde die neue Session des Parlamentes im Januar 1629 eröffnet. Diesmal stand Karl I. ihm ohne Mittelsperson gegenüber. Er hatte die Aemter Buckinghams auf andere Männer übertragen, Buckinghams übermächtigen Einfluß erbte keiner von ihnen. Der König selbst wurde sein erster Minister, leitete die auswärtige und innere Politik und übernahm den regelmäßigen Vorsitz im geheimen Rathe. Wenn der Konflikt wieder ausbrach, mußten seine Folgen noch gefährlicher werden als vordem.

Die Angelegenheit des Tonnen- und Pfundgeldes war die erste, an der er sich aufs neue entzündete. Während das Parlament nicht versammelt war, hatten einzelne Kaufleute, durch seine Erklärung dazu ermuthigt, sich geweigert, die geforderte Auflage zu zahlen. Die Regierung hielt sich ihrerseits für vollkommen berechtigt, die zollpflichtigen Waaren mit Beschlag zu belegen. Als die Kaufleute auf gerichtlichem Wege die Aufhebung der Sequestration durchzusetzen versuchten, sprach sich der Hof des Exchequer (Schatzkammergericht) dahin aus, daß die Güter so lange in Verwahrung der königlichen Beamten zu verbleiben hätten, bis eine Entscheidung über die Rechtsfrage erfolgt sei. Die Sache verwickelte sich dadurch noch mehr, daß einer der Kaufleute, Henry Rolle, Mitglied des Hauses der Gemeinen war. Das Haus bezeigte nicht übel Lust, in dem Vorgekommenen eine Verletzung seiner Privilegien sehen zu wollen. Nur eine maßvolle Ansprache des Königs, welche eine verfassungsgemäße Lösung der Streitfrage hoffen ließ, bewog die Gemeinen für den Augenblick, diese Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen.

Mit um so größerer Heftigkeit wandte sich ihre Opposition einem anderen Felde zu. Niemals hatten sie über den politischen Beschwerden die kirchlichen Beschwerden vergessen. Von einem starken religiösen Gefühle erfüllt, erschreckt durch die reißenden Fortschritte der katholischen Macht auf dem Festlande, mißtrauisch gegen alles, was ihnen auch nur im entferntesten als eine Annäherung an die Bräuche und Lehren der alten Kirche erschien, hatten sie mit wachsendem Argwohn das Treiben angesehener Mitglieder des heimischen Klerus verfolgt. Unter der anglikanischen Geistlichkeit bildete sich eine Schule aus, reich an Gelehrsamkeit, mit den Schriften der Kirchenväter wohl vertraut, ehrfurchtsvoll aufblickend zu der bischöflichen Würde, welche auf einen göttlichen Ursprung zurückgeführt wurde, eingenommen für die Anwendung ritueller Formen, welche auf die Einbildungskraft der Gemeinde wirken sollten. Sie hielt auf künstlerischen Schmuck der Gotteshäuser, auf die Errichtung stattlicher Hochaltäre, auf feierliche Gewandung der Priester und demüthige Kniebeugung der Gläubigen. Hier und da war sie über die Vorschriften des Common Prayer Book noch hinausgegangen.

Fühlten sich die puritanisch Gesinnten schon hierdurch schwer verletzt, so

bemerkten sie mit noch größerem Widerwillen, daß diese Würdenträger der Landeskirche selbst in dogmatischen Fragen eine Stellung einnahmen, die ihnen als überaus gefährlich erschien. Die schärfste Wendung gegen das katholische System, die sich denken ließ, war im Calvinismus hervorgetreten. Das calvinistische Hauptdogma von der unbedingten Prädestination, der fatalistische Glaube an die göttliche Vorherbestimmung, welcher die Schaaren der Hugenotten und der Niederländer in ihrem verzweifelten Ringen mit der feindlichen Uebermacht gestählt hatte, war zum Gemeingut der englischen Volksmassen geworden. Aber die mildere Anschauung des Arminianismus, die zwischen unbedingt Auserwählten und unbedingt Verworfenen keine starre Scheidewand aufrichtete, hatte eben in England eine Zuflucht gefunden, nachdem ihr in Holland das Dasein erschwert worden war. Die arminianische Lehre, von so vielen unversöhnlichen und argwöhnischen Geistern als ein halber Abfall zum Papismus betrachtet, wurde von den Vertretern der Hochkirche mit Freuden aufgenommen und sichtlich begünstigt, da sie als vorzügliche Waffe gegen den strengen Puritanismus zu gebrauchen war. In dieser Weise verwendet, verlor sie den besten Theil ihres Werthes. Ihre Gegner sollten nicht überzeugt, sondern zum Schweigen gebracht werden. Waren vakante Kirchenämter zu besetzen, waren königliche oder bischöfliche Pfründen zu vergeben, so konnten strebsame Anhänger des Arminianismus darauf rechnen, vor entschiedenen Anhängern des Calvinismus bevorzugt zu werden. Um dem gehässigen Streite über das Dogma ein Ende zu machen, hatte schon König Jakob den Predigern bestimmte Schranken zu ziehen gesucht. Karl I. erließ aus demselben Beweggrunde im Einverständnisse mit den Bischöfen vor dem Ablauf des Jahres 1628 eine Deklaration, die dem officiellen Druck der neununddreißig Artikel vorausgeschickt wurde. Sie verbot, von der Kanzel herab oder durch den Druck jene dogmatischen Kontroversen zu berühren und überwies die Behandlung dieser Fragen, die königliche Erlaubniß vorausgesetzt, der Konvokation des Klerus.

Zu den sonstigen Gründen der Unzufriedenheit mit dem herrschenden Kirchenregiment trat endlich als letzter die Erkenntniß, der man sich nicht verschließen konnte, daß die absolutistischen Neigungen des Königthums wie zu Lebzeiten Jakobs von den Männern der Hochkirche befördert und vertheidigt wurden. Das Wort eines ihrer Vorkämpfer, des Richard Montague: „Schütze du mich mit dem Schwerte, und ich will dich mit der Feder schützen!" schien die Parole dieser ganzen geistlichen Schaar geworden zu sein. William Laud hatte, noch als Bischof von St. Davids, bei der Eröffnung des ersten Parlaments Karls den Monarchen als „unmittelbaren Stellvertreter Gottes auf Erden" bezeichnet, als den Inhaber aller Macht, in dessen Hand auch das Parlament nur ein abhängiges Werkzeug sei. Robert Sibthorpe hatte sein geistliches Amt dazu benutzt, seiner Zuhörerschaft einzuprägen, daß es die Pflicht des Fürsten sei, „Gesetze zu machen", und die Pflicht der Unterthanen, ihm unter keinen Umständen Widerstand zu leisten, selbst dann nicht, wenn

die Gesetze etwas Unmögliches oder wider Gott und die Natur von ihnen fordern sollten. Roger Manwaring hatte vor dem Könige selbst wiederholt verkündigt, daß es ein sündliches Unterfangen der Unterthanen sein würde, der Regierung in dringenden Fällen unbewilligte Steuern vorzuenthalten, und er hatte sich diesen Anlaß nicht entgehen lassen, der parlamentarischen Opposition derbe Anzüglichkeiten zu sagen. Das Parlament hatte es sich seinerseits nicht nehmen lassen, gegen die Vorfechter des Arminianismus und des Absolutismus einzuschreiten, aber der König wußte sie in auffälliger Weise durch rasche Beförderung und Zuwendung von Gnadenbezeugungen schadlos zu halten. Es war nicht zu verwundern, daß dies böses Blut machte und den puritanischen Eifer aufs neue entflammte.

Die Gemeinen unterwarfen das ganze religiöse Gebiet ihrer Prüfung und nahmen, ohne es sich deutlich zu gestehen, geführt von Eliot, auch auf diesem Felde die Souveränität für sich in Anspruch. Sie forderten die Urheber der kirchlichen Neuerungen zur Verantwortung vor. Sie erklärten die calvinistische Auslegung der Glaubensartikel für die einzig richtige. Das Parlament verwandelte sich in ein Koncil. Der Gedanke, Freiheit an Stelle des Zwanges zu setzen, lag diesen Männern ganz fern, denn nur durch Zwang, wie er ihren Ansichten entsprach, glaubten sie die Auslieferung der Landeskirche und des Gemeinwesens an „Papisten und Jesuiten" verhindern zu können. In diesen Debatten nahm als entschiedener Gegner des kirchlichen Regimentes das Mitglied für Huntingdon, der neunundzwanzigjährige Oliver Cromwell, zum ersten Male das Wort.

Die Behandlung der religiösen Fragen hatte die Gemüther aufs äußerste erhitzt, als man Kunde von einigen Vorgängen erhielt, die das Haus nöthigten, sich der Angelegenheit des Tonnen- und Pfundgeldes wieder zuzuwenden. Gegen mehrere Kaufleute, die ihre sequestrirten Güter in ihren Besitz gebracht hatten, war ein Proceß in der Sternkammer eröffnet worden. Auch das Parlamentsmitglied John Rolle wurde vorgefordert. Das Haus citirte die Zollbeamten und erklärte, daß sie in ihrem Verfahren gegen Rolle seine Privilegien verletzt hätten. Es hatte nicht an Stimmen gefehlt, die vor einer so gewagten Erklärung gewarnt und gefordert hatten, man solle die Hauptsache, die Abwehr unbewilligter Auflagen, im Auge behalten. Aber diese Stimmen wurden übertönt. Da hielt auch der König nicht länger an sich. Er erklärte, daß, was von Seite der Zollbeamten geschehen sei, durch seinen eigenen Befehl und durch die Weisungen seines geheimen Rathes gedeckt werde. Ein paar Tage später brachte das Haus seine Resolutionen zu Ende, in denen es die kirchliche Politik der Regierung verurtheilte. Einige Zeit, während einer kurzen Vertagung, ging über vergeblichen Versuchen hin, ein Einverständniß zu erzielen. Dann kam die Entscheidung.

Am 2. März verkündigte der Sprecher, des Königs Wille sei, das Haus bis zum zehnten aufs neue zu vertagen. Niemand bezweifelte, daß dies das Vorspiel der nahen Auflösung bedeute. Es mußte von höchster

Wichtigkeit sein, ehe man auseinanderging, noch zum Lande zu sprechen, an seine Entscheidung für die nächsten Wahlen zu appelliren. Eliot war der Mann dazu, der Dolmetscher seiner Genossen zu sein. Aber als er sich erhob, weigerte sich der Sprecher, John Finch, ihn zu Worte kommen zu lassen. Er berief sich auf den Befehl des Königs, der ihm gebiete, sofort seinen Platz zu verlassen. Eine tumultuarische Scene erfolgte. Zwei kräftige Mitglieder hielten ihn auf seinem Sitze fest, andere versperrten ihm den Weg. Eliot begann zu reden und forderte, daß die Erklärung, die er aufgesetzt hatte, verlesen werde. Aufs neue beschwor der geängstigte Sprecher die Versammlung, ihn nicht der königlichen Ungnade auszusetzen, während einer nach dem anderen ihn an seine Pflicht mahnte, und die Thüren des Saales verschlossen wurden. Als die Ruhe hergestellt war, entwickelte Eliot seine Ansichten und schloß mit einem Hinweise auf seine Erklärung. Eine Debatte knüpfte sich daran, die endlos zu werden drohte, da der Sprecher sich noch immer dagegen verwahrte, eine Abstimmung vornehmen zu lassen. Schon hörte man den Beamten, der eine Botschaft des Königs überbringen sollte, an der Thüre klopfen, schon hatte Karl nach seiner Wache gesandt, um den Schluß der Sitzung zu erzwingen. Da trat Denzil Holles vor, um anstatt des Sprechers zur Abstimmung bringen zu lassen, was Eliot vorgeschlagen hatte. Den Entwurf selbst hatte Eliot, da alle seine Bemühungen vergeblich zu sein schienen, vernichtet. So trug denn Holles seinen Antrag mündlich vor. Es waren drei Resolutionen. Als ein Feind des Reiches, als ein Verräther der englischen Freiheit wurde erklärt, wer Neuerungen in der Religion einführe, wer zur Eintreibung des unbewilligten Tonnen- und Pfundgeldes rathe oder dazu mitwirke, wer freiwillig diese unbewilligten Zölle entrichte. Die Versammlung gab in ihrer Mehrheit ihre laute Zustimmung zu erkennen, beschloß sich selbst zu vertagen und ging sehr aufgeregt auseinander.

Der König verkündigte hierauf am 10. März die Auflösung des Parlamentes. Vor den Lords sprach er von den „Vipern", die im anderen Hause ihr Gift von sich gegeben hätten. Vor seinen Unterthanen suchte er sich, „wiewohl nur Gott gegenüber verantwortlich", durch eine ausführliche Deklaration zu rechtfertigen. Eliot und einige seiner Gesinnungsgenossen wurden gefangen genommen. Ihr Verbrechen sollte darin bestehen, den König beleidigt und einen Aufruhr angestiftet zu haben. Die Richter, gedrängt durch den König, weigerten sich, sie gegen Bürgschaft zu entlassen, so lange sie nicht ein entwürdigendes Gelöbniß ihres Wohlverhaltens ablegen würden, wie es höchstens von übelbeleumundeten Personen gefordert zu werden pflegte. Nachdem beinahe ein Jahr verflossen war, sprachen sie ihr Urtheil. Es lautete auf Zahlung bedeutender Strafsummen und Fortdauer der Haft bis zur förmlichen Anerkennung der Schuld und Angelobung künftigen loyalen Benehmens. Bis auf Eliot wußte einer nach dem anderen seine Freiheit zu erkaufen. Eliot allein blieb das Opfer der Tyrannei. Wie er dem

Tribunale die Zuständigkeit abgesprochen hatte, so wollte er sich dem Richterspruche nicht unterwerfen. Er wurde der Märtyrer der Sache, welcher sein bestes Wollen und Können geweiht gewesen war. In den düsteren Mauern des Tower eingekerkert, zwischen dumpfen und kalten Steinwänden, der kleinen Bequemlichkeiten des Lebens beraubt, fühlte er seine körperlichen Kräfte schwinden, während sein stolzer Geist ungebrochen blieb bis zum Tode. Nachdem er beinahe vier Jahre lang geduldet hatte, erlag er. Die Rache des Königs erstreckte sich noch über das Ende des großen Parlamentariers hinaus. Er litt nicht, daß der Sohn die Leiche seines Vaters in Empfang nehme, um sie in heimatlicher Erde, auf dem Landsitze in Cornwallis, welcher das Eigenthum der Familie war, an der Seite der Vorausgegangenen zu bestatten. Er führte Krieg nicht nur mit den Lebenden, sondern auch mit den Todten.



König Karl I. von England.

Nach dem Stiche von Robert Strange; Originalgemälde von van Dyck.

Zweites Kapitel.

Der Absolutismus in Kirche und Staat.

Karl I. hatte sich einmal vor den Mitgliedern des Unterhauses in folgender Weise vernehmen lassen: „Bedenkt, daß es ganz und gar in meiner Gewalt steht, Parlamente zu berufen, tagen zu lassen oder aufzulösen. Je nachdem ich sie an ihren Früchten erkenne, je nachdem diese gut oder übel sind, sollen sie fortdauern oder nicht." Die Früchte des letzten Parlamentes erschienen ihm so bitter, daß er elf Jahre lang darauf verzichtete, ein neues um sich zu versammeln. Man kann nicht sagen, daß er mit vollem Bewußtsein dem Ziele zugestrebt hätte, die Landesverfassung umzustoßen und das englische Königthum unumschränkt zu machen wie die großen Monarchieen des Festlandes. Er glaubte im Gegentheile den Spuren der Tudors zu folgen und den Gesetzen nicht zuwider zu handeln. Aber je länger es ihm möglich war, sich ohne Parlament zu behelfen, desto mehr gewöhnte er sich an den Gedanken seiner völligen Entbehrlichkeit. Er verbot, daß man ihn um die Einberufung eines Parlamentes ersuche. Erst die bittere Noth zwang ihm das Geständniß ab, daß er ein verlorener Mann sei ohne die Unterstützung einer parlamentarischen Versammlung.

Die nächsten Rückwirkungen der veränderten Regierungsweise trafen die auswärtige Politik. Die finanzielle Lage der Regierung erlaubte ihr nicht, den Kampf mit zwei Großmächten fortzusetzen und hochfliegende Pläne einer thätigen Einmischung in die Verhältnisse des Kontinentes auszuführen. Zuerst kam, noch im Jahre 1629, der Vertrag mit Frankreich zu Stande, welcher Richelieu freie Hand gab, alle Kräfte des geeinigten Reiches gegen das Haus Habsburg zu wenden. Am Ende des folgenden Jahres wurde der Zwist mit Spanien beigelegt gegen das Versprechen dieser Macht, ihr Bestes für die Herausgabe der Pfalz thun zu wollen. In Wahrheit blieb aber Karl I. die Einsicht nicht erspart, daß die Hoffnungen seiner Schwester und seiner Neffen sich niemals vollständig verwirklichen lassen würden. Er suchte sich zwar noch lange darüber zu täuschen und jagte bald diesem bald jenem Wahnbilde nach, das ihm die Erfüllung seiner Wünsche zu versprechen schien. Seine Diplomaten verhandelten gleichzeitig mit dem Kaiser und mit Gustav Adolf. Es gab Augenblicke, in denen Karl bereit war, mit den Spaniern gemeinsame Sache zu machen, um sich gegen die Niederlande und gegen

Frankreich zu wenden, andere, in denen er im Begriff stand, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich abzuschließen. Aber es blieb immer beim ersten Anlauf. Alle diese Schwankungen der auswärtigen Politik bewiesen recht deutlich, daß der König keinen festen Grund und Boden unter den Füßen hatte. Seinen Geldversprechungen war nicht zu trauen, seinen Rüstungen fehlte der Nachdruck. So lange er „in Streit mit seinem Volke lebe", deutete der scharfblickende Prinz von Oranien ihm an, sei nichts Bestimmtes von ihm zu erwarten. Der Nation, der jenes ganze Gewebe geheimer Verhandlungen verborgen blieb, schien die Fahne des Protestantismus schmählich verlassen zu sein. Die Hugenotten hatten sich unterwerfen müssen, die deutschen Glaubensgenossen waren auf schwedische und französische Hilfe angewiesen, am Hofe sah man die Männer von „spanischer Gesinnung" im höchsten Ansehen stehen.

Unter diesen nahm der Lordschatzmeister Weston die vornehmste Stellung ein. Gegen ihn hatte Eliot in der letzten stürmischen Sitzung des Unterhauses den heftigsten Angriff gerichtet. Er hatte ihn als den gelehrigen Schüler Buckinghams, als „das Haupt aller Papisten" gebrandmarkt, wie man denn Grund hatte zu vermuthen, daß er sich heimlich zur katholischen Religion bekenne. Obwohl mit Buckinghams Unterstützung emporgekommen, führte Weston die Verwaltung doch in ganz anderer Weise wie ehemals der Herzog. Er suchte vor allem die große Schuldenlast zu verringern, neue maßlose Ausgaben zu vermeiden und war eben deshalb der entschiedenste Fürsprecher des Friedens. Blieb dieser gewahrt, gelang es, den englischen Handel zu heben, das materielle Wohl der Bevölkerung zu fördern, so hoffte er, auch ohne Parlament alle finanziellen Schwierigkeiten glücklich zu besiegen. Er hatte die Genugthuung zu bemerken, daß die ergiebigste Einnahmequelle der Krone keineswegs versiegt war. Tonnen- und Pfundgeld wurden, trotz der letzten parlamentarischen Resolution, regelmäßig bezahlt. Jedermann, der die Gesetzmäßigkeit dieser Auflage leugnete, hatte Gefängnißstrafe zu gewärtigen, und die grausame Behandlung eines der widerspänstigen Kaufleute bewies aller Welt, daß die Regierung kein Bedenken trage, mit ihren Drohungen Ernst zu machen. Die gewöhnlichen Gerichte versagten ihre Hilfe, der Handelsstand gab es auf, einem politischen Grundsatze zu Gefallen seinen Vortheil zu vernachlässigen, Einfuhr und Ausfuhr fingen an zu steigen, der Ertrag der Zölle wuchs um ein Bedeutendes.

Es war trotzdem unerläßlich, auf eine Erhöhung der Einnahmen zu denken, wenn man den vielfachen Bedürfnissen der Verwaltung genügen wollte. Ebenso erfinderisch wie rücksichtslos, machte sich die Regierung in den weitesten Kreisen durch ihre Erpressungen verhaßt und gefürchtet. Längst vergessene Feudalgerechtsame der Krone mußten für diese Erpressungen den gesetzlichen Vorwand abgeben. Männer von unbezweifelter Loyalität wurden schwer gebüßt, weil sie versäumt hätten, bei der Krönung den Ritterschlag einzuholen. Große und kleine Grundbesitzer sahen sich ihres Eigenthums beraubt oder zur Zahlung

bedeutender Entschädigungssummen genöthigt, weil parteiische Forstgerichte hunderte von Morgen, die seit Menschenaltern in Privatbesitz gestanden hatten, für Domanialgut erklärten. Der Mißbrauch der Monopole wagte sich wieder ans Licht, und die Eingriffe der Staatsgewalt in die freie Bewegung von Handel und Gewerbe rief eine begreifliche Erbitterung hervor.

Immer deutlicher zeigte es sich, daß die Petition des Rechtes, welche die Freiheiten des englischen Bürgers hatte schützen sollen, für diesen Zweck gänzlich ungenügend war. Die gewöhnlichen Richter, deren Anstellung und Verbleiben im Amte vom Belieben des Königs abhing, waren nur zu sehr geneigt, sich auf seine Seite zu schlagen. Aber abgesehen hiervon bestanden Ausnahmegerichte, deren Wirksamkeit durch die Petition des Rechtes gar nicht berührt wurde. Das bedeutendste von diesen war die Sternkammer. Sie trug ihren Namen von dem Lokale ihrer Berathungen, einem Raume, dessen Decke mit goldenen Sternen verziert war. Mit dem Worte Sternkammer wurde der geheime Rath bezeichnet, insoferne er mit Zuziehung der beiden Oberrichter seine alte Machtvollkommenheit als Strafbehörde ausübte. Dieser außerordentliche Gerichtshof hatte in früheren Zeiten als Schützer des Gemeinwohls gegen widerspänstige Große gute Dienste geleistet. Er war ein gewaltiges Mittel zur Durchführung der Reformation gewesen. Nun aber verwandelte er sich in ein niemals versagendes Werkzeug, dessen sich die Regierung bei der Verfolgung ihrer absolutistischen Bestrebungen bedienen konnte. Hier fehlten alle üblichen Garantieen der englischen Rechtspflege. Das Tribunal stand unter dem unmittelbaren Einflusse des Monarchen. Es war in der Mehrzahl der Fälle, die es behandelte, zugleich Partei. Die Zuziehung einer Jury fiel fort, Berufung an eine höhere Instanz war ausgeschlossen, das Verfahren setzte sich über die sonst üblichen Formen hinweg. Unbestimmt, wie die Befugnisse dieses Tribunales waren, war es dazu geneigt, alle Fälle vor sein Forum zu ziehen, in denen ein Widerstand gegen die Staatsgewalt hervorzutreten schien. Es erkannte auf Geldstrafen von kleinen Summen bis zu tausenden von Pfunden, auf Gefängniß von ein paar Monaten bis auf Lebenszeit, auf Ausstellung am Pranger und körperliche Verstümmelung.

Neben der Sternkammer machte sich keine Behörde einen so gefürchteten Namen wie der Hof der hohen Kommission. Er verdankte seine Entstehung der Regierung Elisabeths. Seine wesentliche Aufgabe bestand darin, allen Verletzungen der Supremats- und Uniformitätsakte entgegenzutreten, allen ketzerischen Meinungen, aufrührerischen Büchern, verleumderischen Worten, die gegen diese Gesetze gerichtet würden, nachzuspüren. Er wurde aus geistlichen und weltlichen Beamten nach dem widerruflichen Willen des Königs besetzt. Sein Verfahren gab ihm den Charakter einer Art von protestantischer Inquisition. Seine Strafgewalt betraf vor allem den Klerus, aber auch der Laienstand war gegen Anwendung seiner außerordentlichen, dehnbaren Machtbefugnisse nicht geschützt. Sternkammer und hohe Kommission hatten viele

Mitglieder gemeinsam, beide Behörden griffen durch ihre Thätigkeit ergänzend in einander ein.



Erzbischof William Laud.
Nach dem Schwarzkunstblatt von J. Watson; Originalgemälde von van Dyck.

Hier fand William Laud ein reiches Feld für sein unheilvolles Wirken. Der kleine bewegliche Mann, von ehrgeizigen Plänen erfüllt, gelehrt und weltkundig zugleich, wußte sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zur ersten Stelle im englischen Kirchendienst hinaufzuarbeiten.[1]) Schon unter König

1) Die neueste Biographie von Laud findet sich in W. F. Hook, Lives of the archbishops of Canterbury. Band XI. London 1875.

Jakob hatte er Einfluß gehabt, unter Karl I. wurde er einer der eifrigsten Beförderer des innigen Bundes zwischen Thron und Altar. Die geistlichen Waffen sollten dem unumschränkten Königthum zu Gebote stehen, aber die Waffen der Staatsmacht sollten dafür die Würde der Kirche schützen. Wie Laud diese Würde auffaßte, bestand sie wesentlich in einer strengen Einhaltung der äußeren Formen. Er war das Haupt jener Schule von Klerikern, die im Gegensatz zur nüchternen, kalten Ansicht der Puritaner durch sinnliche Mittel auf das Gemüth der Gläubigen wirken wollte. Er kannte kein Seelenheil, wenn nicht das durchgeführt würde, was er mit einem Lieblingsausdruck die „Schönheit der Heiligkeit" nannte. Unzweifelhaft konnte der Gottesdienst mancher Gemeinde in Stadt und Land durch eine bessere Beobachtung der Formen nur gewinnen. Es war verletzend, daß die Pächter über den Preis ihres Rindviehs in ihren Kirchstühlen verhandelten, oder daß ihre Diener ihr Gebet unterbrachen, um sie, wenn sie vorbeigingen, demüthig zu begrüßen. Aber es war nicht minder verletzend, daß jedermann gezwungen sein sollte, vor dem Hochaltar in der östlichen Nische des Chores die Kniee zu beugen, und daß jedermann mit Strafe bedroht war, der die Einführung von Krucifixen und Marienbildern zu tadeln wagte. Die Hinneigung zu den milderen arminianischen Ansichten hatte nicht die Wirkung, diesen Anbeter der starren Disciplin duldsam zu machen. Laud hatte schon vor Jahren der Regierung eine Liste eingehändigt, welche die orthodoxen Geistlichen von denen trennte, die als puritanische denuncirt wurden. Nur die der ersten Klasse hielt er der Beförderung für würdig, die der zweiten galt es zu überwachen. Von diesem Grundsatz geleitet, verwaltete er seit 1628 als Bischof von London eine der größten und wichtigsten Diöcesen. Fünf Jahre später wurde er Erzbischof von Canterbury und hatte in dieser beherrschenden Stellung alle Mittel für die Durchführung seiner Pläne zur Verfügung.

In den ersten Jahren der parlamentslosen Zeit, ehe Laud das Primat erlangt hatte, kam sein Zelotismus noch nicht zu voller Entfaltung. Auch erreichten die Gewaltmaßregeln von Sternkammer und hoher Kommission, deren einflußreichstes Mitglied er war, noch nicht ihren höchsten Gipfel. Doch kamen einige Fälle vor, die nicht verfehlen konnten, Aufsehen zu machen. Im Jahre 1630 wurde Alexander Leighton auf einen Haftbefehl des hohen Kommissionshofes hin ergriffen, Wochen lang gefangen gehalten und alsdann vor die Sternkammer geführt. Es war ein Schotte von presbyterianischer Gesinnung, der sich 1628 in einem leidenschaftlichen Pamphlete gegen die Bischöfe, „das Gesindel des Antichrists" und gegen die katholische Königin, „die Tochter Heths" gewandt, ja sogar das Parlament zum Widerstande gegen eine Auflösung ermahnt hatte. Das Urtheil ging auf Zahlung einer Buße von 10,000 Pfund, Auspeitschen am Pranger, Brandmarkung des Gesichtes, Aufschlitzen der Nase, Abschneiden der Ohren, Gefängniß auf Lebenszeit. Nach Verkündigung des Spruches entblößte Laud

sein Haupt und dankte Gott mit erhobenen Händen dafür, daß er ihm diesen Sieg über seine Feinde geschenkt habe. Es war nicht daran zu denken, daß Leighton auch nur den hundertsten Theil der Strafsumme werde zahlen können, wie denn die Sternkammer sehr häufig durch übertriebene Steigerung der Bußgelder in ihren Urtheilen nur den Grad ihres Abscheus über das begangene Verbrechen auszudrücken pflegte. Aber die körperliche Züchtigung und Verstümmelung wurde wenigstens zur Hälfte an dem Unglücklichen vollstreckt. Als das lange Parlament zehn Jahre später seinen Kerker öffnete, kam er beinahe taub und blind wieder zum Vorschein. Ein anderes Opfer dieser barbarischen Strafjustiz wurde 1634 der Advokat William Prynne, der mit einer bedeutenden antiquarischen Gelehrsamkeit eine finstere, rigoristische Lebensansicht verband. Er hatte sich schon der Prädestinationslehre angenommen, gegen Trinkgelage und Lockentracht geeifert, als er in dem zeitgenössischen Theater den wahren Gegenstand für seine in Gift getränkte Feder erkannte. Es war von jeher ein Lieblingsthema vieler Puritaner, die Bühne als eine Brutstätte der Sünde zu schildern, und in der damaligen Epoche gab sie zu Vorwürfen dieser Art manchen berechtigten Anlaß. William Prynne faßte in seinem dicken Quartbande „die Schauspielergeißel" alles zusammen, was sich in dieser Hinsicht sagen ließ. Er deutete an, daß die Regierung Vorwürfe verdiene, weil sie dem Uebel nicht steuere und machte gehässige Anspielungen, die sich auf die Neigung der Königin, bei theatralischen Aufführungen mitzuwirken, beziehen ließen. Auch er wurde gleichzeitig von der hohen Kommission und der Sternkammer verfolgt, durch Laud als ein Anstifter von „Rebellion" gebrandmarkt. Seine Strafe bestand, von einer unerschwinglichen Buße abgesehen, im Verlust von Amt und Titeln, Ausstellung am Pranger, Abschneidung der Ohren und Gefangenschaft auf so lange, bis der König ihn begnadige.[1])

Es gab einen hohen Beamten, auf dessen unbedingten Beifall gerechnet werden konnte, wenn sich der Absolutismus dieser abschreckenden Mittel bediente, Thomas Wentworth, den ehemaligen Kampfgenossen John Eliots. Seitdem sein Versuch gescheitert war, zwischen dem Unterhause und dem Könige die Brücke der Versöhnung zu schlagen, hatte er es aufgegeben, auf der parlamentarischen Arena eine Rolle zu spielen. Erhaben über dogmatische Engherzigkeit, wandte er sich von einer Versammlung ab, welche auch in dogmatischen Fragen der Gesammtheit bindende Verpflichtungen auflegen wollte. Verächter der öffentlichen Meinung, stellte er sich mit allen seinen Talenten dem Königthum zur Verfügung, von dessen Unumschränktheit er mehr für das gemeine Beste erwartete als von der Obmacht einer erwählten Vertretung des Volkes. Er fühlte die Kraft in sich, die Monarchie in die Bahn des wahrhaft aufgeklärten Despotismus zu leiten. Seine Opposition

1) Ueber den Proceß Leightons wie Prynnes sind neuerdings Dokumente veröffentlicht worden in den Editionen der Camden-Society 1875 und 1877.



Antonius Vandike Eques pinxit

Charles Prince of Wales, James Duke of York

From the painting of Sr. Anthony Vandike. 5 feet Wide

Sold at the Golden Head, Henriett

Die Kinder K

Nach dem Stiche von Robert Stran



Robertus Strange Sculpsit

…, and Princess Mary. Children of King Charles the 1.st

… by 4 feet 4 inches high in the Royal Palace of Kensington

… Street, Covent Garden. London.

… König Karls I.

…ge; Originalgemälde von van Dyck.

sogar war immer der Art gewesen, daß sie den König von seiner Unentbehrlichkeit hatte überzeugen sollen. Aber er übersah, daß England den Despotismus niemals auf die Dauer ertragen würde, selbst wenn er aufgeklärter gewesen wäre als derjenige Karls I. Derselbe Mann, auf dessen Betreiben einst eine „Akte zur besseren Sicherung des Privateigenthums und der persönlichen Freiheit" ausgearbeitet worden war, scheute sich nicht, die beste Stütze einer Regierung zu werden, deren Handlungen darauf abzielten, dem Eigenthume und der persönlichen Freiheit des Bürgers jede Sicherheit zu rauben. Er wurde zum Verräther an seiner eigenen Vergangenheit, im Wahne, damit die Zukunft seines Landes zu retten. Unmittelbar nach der Prorogation des Parlamentes im Sommer 1628 war er in die Pairie erhoben. Er hatte schon damals die Anwartschaft auf die Präsidentenstelle des „Rathes des Nordens" erhalten, während seine Aufnahme in den geheimen Rath erst im November 1629 erfolgte. Auf seinen wichtigen Posten versetzt, fand er ein reiches Feld für seinen Schaffensdrang. Der Rath des Nordens war eine Provinzialbehörde von außerordentlicher Macht, dessen Justiz- und Administrativgewalt sich über das ganze Gebiet nördlich vom Flusse Humber erstreckte. Hier schaltete Wentworth wie ein unabhängiger Fürst. Er war die einzige Quelle des Rechtes, aber dies Recht sollte das gleiche sein für Vornehm und Gering, für Arm und Reich. Rücksichtslos durchgreifend, weigerte er sich, die Autorität der Gerichtshöfe von Westminster anzuerkennen und wurde um so härter, je häufiger er Widerstand fand. Nirgends geschah so viel für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und für die Linderung der öffentlichen Noth, aber nirgends fanden auch die drückenden Maßregeln der Regierung auf finanziellem und kirchlichem Gebiete eine so bereitwillige Unterstützung. Einem so fähigen und ergebenen Diener der Krone war ein größerer Schauplatz des Wirkens bestimmt. Im Anfange des Jahres 1632 erhielt Wentworth seine Ernennung zum Statthalter von Irland.[1])

Mit Weston als Verwalter der Finanzen, mit Laud als Leiter der Kirche und mit Wentworth als Vertreter der Staatsmacht zuerst im Norden, alsdann in Irland, konnte Karl I. sich lange Zeit darüber täuschen, wie schwankend der Boden sei, auf dem der künstliche Bau seiner Herrschaft ruhte. Die Bevölkerung in ihrer Masse schien sich wohl zu befinden. Mit der Herstellung des Friedens hoben sich Handel und Gewerbe. Die Spuren des Mißbehagens wegen der vorwaltenden Tendenzen des kirchlichen und politischen Regimentes wurden verwischt, die spärlichen Anzeichen von Widersetzlichkeit leicht beseitigt. Der Hof bot ein glänzendes Bild ohne die Schatten-

1) John Forster, Thomas Wentworth, Earl of Strafford in den Statesmen of the commonwealth, namentlich gestützt auf Straffords letters and dispatches, 2 Vols. 1740. S. Rawson Gardiner hat seine abweichende Ansicht über die „Apostasie" Straffords (s. o. S. 31) noch besonders zu begründen versucht in einem Aufsatze der Quarterly Review, April 1874.

seiten, die man vor Jahren während der Regierung Jakobs bemerkt hatte.[1]) Wie frei die Sitten und die Sprache der vornehmen Gesellschaft auch waren, das Beispiel des Herrscherpaares hielt sie in Schranken. Karl I. konnte als Muster eines zärtlichen Gatten, eines guten Familienvaters betrachtet werden. Die Streitigkeiten, welche die erste Zeit seiner Ehe getrübt hatten, waren längst vergessen, und die geistvolle, lebhafte Königin übte nicht geringen Einfluß auf ihn aus. Beide waren Gönner des Theaters, der Malerei, der Musik und ermuthigten in ihrer Umgebung künstlerische Bestrebungen und prunkvolle Schaustellungen. Während Laud mit seinen Gesinnungsgenossen den größten Eifer entwickelte, verfallene Kathedralen auszubessern und den Ritus zu verschönern, wandten die Mitglieder der Rechtskollegien tausende von Pfunden auf, um dem Hofe ein großartiges Festspiel vorzuführen. Hier waren van Dyck und Rubens gern gesehene Gäste. Ben Jonson ergötzte die adligen Herren und Damen durch seine Maskenstücke, Inigo Jones entzückte sie durch seine Prachtbauten. Ohne den Abgrund zu ahnen, der vor ihren Füßen lag, durchschwärmte die geschmückte Schaar galanter Kavaliere und reizender Frauen diese schimmernden Säle, von deren Wänden die Gestalten Raphaels und Titians auf sie niederblickten.

Währenddessen machte aber im Stillen die puritanische Denkungsart in den breiten Schichten des Volkes immer größere Fortschritte. Der Kaufmann und der Handwerker, der Landedelmann und der Pächter erbaute sich nach des Tages Arbeit an der Bibel und wandte sich unmuthig ab von dem leichtfertigen Treiben der üppigen Weltkinder. Viele legten durch ihr Auftreten, durch ihre Tracht und durch ihre Rede den religiösen Ernst an den Tag, der sie beseelte. Sie feierten am Ende der Woche den „Sabbath" nicht durch lärmende Lustbarkeiten, sondern durch fromme Gedanken und Werke. Ihr Lieblingsdichter war nicht der sinnige George Herbert, der die bunten Fenster der Kapellen besang und dem Mosaik des Kirchenflures eine allegorische Bedeutung beizulegen wußte, sondern der finstere Francis Quarles, der die Schrecken des jüngsten Gerichtes schilderte, das den Erwählten von dem Verworfenen sondern würde. Sie sahen Tage der Prüfung voraus, die sie nicht unvorbereitet finden sollten. Sie ahnten schwere Kämpfe, für die es galt sich zu rüsten. Allmählich wuchs ihnen der Muth. Die Zuversicht ihres Glaubens kam ihrem politischen Freiheitsgefühl zu Hilfe. Der Unwille über die Härte der unumschränkten Gewalten wurde lauter, der Widerstand, der diesen an einzelnen Stellen geleistet wurde, fand Beifall und Nachahmung.

Die Regierung selbst that das Beste, diesen Widerstand zu wecken. Nachdem sie schon so manchen erfolgreichen Versuch gemacht hatte, auf diesen und jenen Vorwand hin den Unterthanen unbewilligte Geldsummen abzupressen, fand sie ein neues Mittel, die Staatskasse auf gute Art zu füllen, in der

1) The Court and Times of Charles the first, illustrated by authentic and confidential letters etc. 2 Bde. London 1848.



Karl I. und seine Gemahlin bei Tafel.

Nach dem Stiche von Greatbach; Originalgemälde von van Bassen.

Forderung des Schiffsgeldes. In früheren Zeiten hatten die Könige bei drohender Gefahr von den Hafenstädten und Küstengrafschaften auf Grund ihrer Kriegshoheit die Stellung von Schiffen und die Mittel zu ihrer Ausrüstung verlangt. In dem Augenblicke, als die Armada das ganze Dasein des Gemeinwesens bedrohte, hatte Elisabeth von sich aus eine solche Forderung an den hochgehenden Patriotismus ihres Volkes richten können. Im Jahre 1626, als England zwar keinen Angriff zu fürchten brauchte, aber sich wenigstens noch im Kriege befand, hatte Karl I. gleichfalls den am Meere liegenden Shires und den Hafenstädten die Lieferung einer Flotte zugemuthet. Zwei Jahre später hatte er inmitten seiner finanziellen Bedrängnisse daran gedacht, statt der Stellung von Schiffen die Zahlung eines Schiffsgeldes zu erzwingen, und nicht nur die Küstengebiete, sondern das ganze Land in Anspruch zu nehmen. Doch wurde dieser kecke Plan damals bald wieder aufgegeben. Seit dem Abschluß des Friedens mit Frankreich und Spanien war es kaum denkbar, eine erneute Forderung der Art auch nur scheinbar zu rechtfertigen. Und doch bedurfte der König einer starken Seemacht. Er wünschte der mächtigen holländischen und der aufstrebenden französischen Marine entgegenzutreten, der englischen Flagge und der englischen Fischerei auf den nächstgelegenen Theilen der See ein Monopol zu sichern. Aus aufgefangenen Depeschen erfuhr er, daß ein gemeinsamer Angriff der Generalstaaten und Frankreichs auf das wichtige Dünkirchen zu befürchten war, welches er nicht in die Hand der mächtigen Nachbarn gelangen lassen wollte. Die Spanier benutzten dies, um ihn zur Verhandlung über einen Bündnißvertrag zu bewegen. Er sollte eine Flotte in den Kanal senden, einen Theil der Kosten wollte Spanien auf sich nehmen.

Diese Verhandlungen mußten aber geheim gehalten werden. Vor der Welt sollte es den Anschein haben, als gälte es den englischen Handel gegen die Piraten zu schützen. Nur von diesen war die Rede, als König Karl auf Anrathen seines Attorney-General (Kronanwalts), William Noy, im Oktober 1634 den Hafenstädten und Küstenbezirken anbefahl, eine Anzahl von Schiffen sowie die nöthigen Geldsummen aufzubringen, die zur Ausrüstung der Flotte dienen sollten. Der Befehl wurde, wenn auch nicht ohne einiges Widerstreben, befolgt, die Flotte stach in See, aber ohne auf einen Feind zu stoßen. Die Spanier erklärten es ihrerseits für unmöglich, den versprochenen Beitrag zu zahlen, der Vertrag wurde nicht ausgeführt, und das ganze kriegerische Unternehmen verlief im Sande.

Allein die Versuchung, welche sich der Regierung bei diesem Anlaß bot, war zu verlockend, als daß sie die Kraft gehabt hätte, sie zurückzuweisen. Der Siegelbewahrer Coventry kündigte an, daß die Flotte verstärkt werden müsse, und daß, weil es sich um das Wohl aller handle, auch alle, nicht bloß die Bewohner der Küste, belastet werden sollten. Gegen eine solche Begründung hätte sich unter anderen Umständen nichts einwenden lassen. Hier aber diente sie nur dazu, klar zu machen, daß es sich einfach um eine allgemeine

Steuer handle. Diesmal versteckte sie sich unter dem Namen des Schiffsgeldes. Ein anderes Mal, wenn es darauf ankam, neben der Flotte ein stehendes Heer aufzubringen, konnte sie sich unter einem anderen Namen verstecken. Und mit welchem Rechte eine solche Steuer gefordert wurde ohne Zustimmung eines Parlamentes, darüber verlor der Siegelbewahrer kein Wort. Auch das zweite Ausschreiben des Schiffsgeldes vom 4. August 1635, dessen Inhalt der Ankündigung Coventrys entsprach, ging darüber mit Stillschweigen hinweg. Es wurden also auch die binnenländischen Städte und Grafschaften herangezogen, in der Weise, daß in jedem Falle der zu erstellende Tonnengehalt nebst der nöthigen Zahl der Bemannung gleich in Geldeswerth angegeben war. Die Sheriffs waren angewiesen, bei der Umlage und Einschätzung im einzelnen mit größter Unparteilichkeit, aber auch mit Strenge und Schnelligkeit vorzugehen. Sie fanden es nicht immer leicht, ihre Aufgabe zu lösen. Vereinzelte Weigerungen kamen vor, und es schien dem Könige wünschenswerth, die



John Hampden.
Nach einem Originalporträt im Besitz des Earl of St. Germains zu Port Eliot.



Wappen und Unterschrift von John Hampden.

unerhörte Forderung durch eine andere Autorität zu unterstützen. Von den Mitgliedern der drei höchsten Gerichte ließen zehn sich bereit finden zu erklären, daß es dem Monarchen allein zustehe zu beurtheilen, wann dem ganzen Reiche Gefahr drohe, und daß alsdann die Kosten der Vertheidigung von der Gesammtheit zu tragen seien. Als die Weigerungen häufiger wurden, und nach wiederholter Ausschreibung der Steuer sogar Männer des höchsten Adels gegen diese Gewaltmaßregel protestirten, befragte der König die Richter nochmals und ließ ihr Gutachten, das von ihnen selbst nur als Ausdruck ihrer Privatmeinung betrachtet wurde, feierlich veröffentlichen. Das that denn freilich seine Wirkung. Bis zum Frühling des Jahres 1637 waren alles in allem doch weit über 200,000 Pfund eingegangen. Aber es war wenigstens dafür gesorgt, daß dieses Attentat auf die Verfassung des Landes und auf das Eigenthum der Bürger nicht stattfand, ohne daß ein muthiger Mann den Kampf ums Recht gewagt hätte.

John Hampden, das wackere Mitglied der Gentry von Buckinghamshire, leistete, wie früher schon einmal, der willkürlichen Anmaßung der Regierung gesetzlichen Widerstand.[1]) Seit der Auflösung des Parlamentes lebte er zurückgezogen auf seinem ehrwürdigen Stammgute, mit wirtschaftlichen Arbeiten und der Vermehrung seiner Kenntnisse beschäftigt. Unter den schattigen Baumwipfeln seines Parkes las er Davilas berühmte Geschichte der französischen Bürgerkriege, und der Leser konnte manche Parallele zwischen der Geschichte des fremden und des eigenen Landes vorausahnen. Dem zügellosen Treiben der Regierung war er aus der Ferne als ein stiller, aber scharfer Beobachter gefolgt. Als er nun mit zwanzig Schilling des Schiffsgeldes eingeschätzt wurde, beschloß er, um dieser zwanzig Schilling willen alle Mühen eines weitläufigen Rechtshandels auf sich zu nehmen. Selten ist der Unterschied der politischen Kampfweise romanischen und germanischen Geistes so scharf hervorgetreten wie hier. Es handelte sich nicht um eine jener großen Fragen, wie die französische Revolution sie aufwarf, es handelte sich um etwas sehr Prosaisches, eine kleine Summe Geldes. Es galt nicht den Kampf für eine blendende Idee, sondern für ein verbrieftes Recht. Es kam nicht zu einer glühenden Mirabeau'schen Beredtsamkeit der Tribüne, sondern zu einer kalten Darlegung in einem Processe. Aber in diesem Processe sollte ausführlich erörtert werden, ob das Königthum in England unbeschränkt sei oder nicht.

Hampden erlangte, was bis dahin vermieden worden war, daß man seinen Fall zum Prüfstein richterlicher Unabhängigkeit machte. Er wurde vor dem Schatzgerichtshofe verhandelt. Die Vertheidiger Hampdens wiesen auf die älteren und neueren Gesetze des Landes hin und führten die Präcedenzfälle auf ihr richtiges Maß zurück. Die Vertreter der Krone gefielen sich in

1) Some Memorials of John Hampden, by Lord Nugent 1831 (dritte Ausgabe 1854). An dies Buch schließt sich der bekannte Essay von Macaulay. Eine Biographie Hampdens befindet sich auch in Forster, Statesmen of the Commonwealth, s. o. S. 31.

geschichtlichen Rückblicken bis zu den Zeiten der Angelsachsen und betonten den absoluten Charakter des Monarchen. Bei jedem Schritte erweiterte sich der Streit um die zwanzig Schilling zu einem Streite um das Wesen der englischen Verfassung. Das Endurtheil, welches 1638 gesprochen wurde, war der Krone günstig. Nur zwei Richter waren unerschrocken genug, sich grundsätzlich für Hampden zu erklären, drei standen aus rein formellen Gründen auf seiner Seite, sieben gaben ihr Verdikt gegen ihn. Der König hatte gesiegt, aber sein Sieg kam dem Königthum theuer zu stehen. Eine unbeschreibliche Aufregung hatte den Proceß begleitet, man erfuhr die muthigen Worte der Vertheidiger Hampdens, die Meinungsverschiedenheiten der Richter, noch während der Dauer der Verhandlungen steigerte sich der Widerwille gegen die Einzahlung des Schiffsgeldes. Aller Augen waren, wie ein Zeitgenosse erzählt, auf Hampden gerichtet, „als auf den Vater des Vaterlandes und den Piloten, der das Schiff durch die drohenden Stürme und Klippen leiten müßte".

Während die Forderung des Schiffsgeldes die englische Nation in ihren Tiefen erregte, kam ihr auch der Druck der Hierarchie immer deutlicher zum Bewußtsein. Das geistliche Element spielte die bedeutendste Rolle im Staate. An der Spitze der Geistlichkeit stand nach wie vor der engherzige Eiferer, welcher mit derselben Aengstlichkeit auf strenge Beobachtung der äußeren Form hielt, mit der er über seine Träume Buch zu führen pflegte. William Laud hatte nach dem Tode Westons eine Zeit lang auch bei der Verwaltung des Staatsschatzes mitzusprechen, dem Namen nach war er sogar bei der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betheiligt Auf seinem eigentlichen Gebiete war er unermüdlich thätig, mit Visitationen, Ermahnungen, Verordnungen, Strafen durchzugreifen. Die Bischöfe empfingen von ihm das Losungswort, der Klerus von den Bischöfen. Die kirchliche Gerichtsbarkeit dehnte ihre Macht immer weiter aus und wurde auch dem Laienstande durch inquisitorisches Verfahren und Auflegung lästiger Bußen ein Gegenstand des Abscheus. Vor allem aber hatten diejenigen Geistlichen zu leiden, die sich den von höchster Stelle erlassenen Anordnungen nicht unbedingt fügen wollten. Wer die Umwandlung des Abendmahlstisches in einen Hochaltar zu tadeln wagte, wer es unterließ, bei Nennung des Namens Jesu das Knie zu beugen, wer das Dogma der Prädestination behandelte, wer gegen die Anbetung von Bildern eiferte, war in Gefahr, seines Amtes enthoben, seines Einkommens beraubt, mit Geldstrafe belastet oder ins Gefängniß geworfen zu werden.

Eine Anzahl puritanischer Kaufleute, Juristen und Theologen hatte den Versuch gemacht, Pfründen aufzukaufen, die früher in die Hand von Laien übergegangen waren, um dadurch Geistliche ihrer Partei zu unterstützen und Reiseprediger wie Schullehrer ihrer Gesinnung zu besolden. Das Unternehmen wurde für ungesetzlich erklärt, die aufgekaufte Pfründenmasse zur Verfügung des Königs gestellt. Auch in den Schlössern der Vornehmen und in den Häusern der Reichen sollten puritanische Geistliche keine Zuflucht finden,

sollte kein Gottesdienst gehalten werden, der von den Vorschriften der obersten Behörde abwich.

Die Puritaner empfanden alle diese Verfolgungen um so schwerer, je mehr sie sich in dem Argwohn bestärkten, daß ihre Unterdrückung den Triumph des Katholicismus bewirken solle. Sie sahen den Ritus demjenigen der alten Kirche angenähert und im Dogma die Schärfe des streitbaren Calvinismus verleugnet. Sie bemerkten einen Agenten des Papstes am Hofe, dem ein Agent der Königin in Rom entsprechen sollte. Sie ahnten, daß geheime Verhandlungen mit der Kurie stattfanden, und daß Männer von größtem Einfluß sich zu ihrer Gefolgschaft hatten bekehren lassen. Die große Masse der Nation theilte den Glauben, daß der Erzbischof England unter die Botmäßigkeit des Papstthums zurückführen wolle, und daß der König in seinen Netzen gefangen sei. Es war ein Irrthum — Laud schlug das Angebot eines Kardinalhutes ab, und Karl erklärte, er werde sich nicht zu einem Papisten machen lassen, — aber ein Irrthum von verhängnißvollen Folgen. Die katholischen Rekusanten hatten ehemals darunter zu leiden gehabt, daß sie für Bundesgenossen des Landesfeindes gehalten worden waren, nun galten sie für Bundesgenossen der Tyrannei. Für den Augenblick freilich hatte sich ihre Lage bedeutend gebessert. Die alten Strafgesetze wurden milde gehandhabt, die Verfolgungen ihrer Priester ließen nach. Aber dies konnte dem Argwohn des Puritanismus nur neue Nahrung geben. Sobald es ihm einmal gelang, die Rolle des Duldens mit der Rolle des Herrschens zu vertauschen, mußte er sich dazu getrieben fühlen, seinem wüthenden Hasse gegen die Bekenner des Katholicismus Luft zu machen.

Noch deutete freilich nichts darauf hin, daß die Zeit des Duldens für die Puritaner bald ablaufen werde. Im Gegentheil verzweifelten viele von ihnen an der Möglichkeit, länger im Vaterlande zu bleiben, ohne ihre theuersten Ueberzeugungen zum Opfer zu bringen. Schon während König Jakobs Regierung hatte die Auswanderung der Separatisten ein anderes Ziel gefunden außer demjenigen, das sich in den toleranten niederländischen Städten darbot. Allerdings waren hier kleine Gemeinden entstanden, unter welchen die von Leyden hervorragte. Aber die Emigranten, an Landluft und ländliche Arbeit gewöhnt, fühlten sich in den engen Straßen unter der gewerbthätigen holländischen Bevölkerung nicht wohl und fürchteten in den Versuchungen der Weltlust ihr Ideal einer heiligen Gemeinschaft zu verlieren. Sie wandten ihre Blicke auf die fernen Küsten jenseits des Weltmeeres, wo schon Landsleute in der Kolonie Virginia angesiedelt waren. Mit einigen Gesinnungsgenossen aus England segelten sie im Herbste 1620 auf einem ärmlichen Schiffe, der „Maiblume", über den Ocean und warfen in der Bucht von Cape Cod Anker. Der Winter brach ein, ihre Reihen wurden durch Hunger und Krankheit gelichtet, sie wußten nicht, was sie von den Stämmen der Indianer zu gewärtigen hatten. Aber die „Pilgerväter" ließen den Muth nicht sinken. Aus rohen Blockhäusern entstand ihr erstes

Heim, das sie nach dem letzten englischen Hafen, den sie gesehen hatten, Neu-Plymouth nannten. Es dauerte etwa ein Jahrzehnt, bis sich stärkerer Zuzug aus der Heimat einstellte. Er nahm in demselben Maße zu, in dem sich die Unzufriedenheit mit den kirchlichen und politischen Zuständen steigerte. An der Bai von Massachusetts, am Flusse Connecticut, in New-Haven erwuchsen Pflanzungen, die mehr oder minder enge mit dem Mutterlande zusammenhingen. Ihre bürgerliche Verfassung war durchaus demokratisch, ihre kirchlichen Zustände entwickelten sich im Sinne des Independentismus (s. o. S. 7). Es gab kein Bisthum und keinen Formenzwang, kein Patronat und keine Bepfründung. Jede Gemeinde stand unabhängig neben der anderen, frei in der Aufnahme ihrer Mitglieder, mit dem Rechte, ihre Beamten selbst zu wählen und die Kirchenzucht zu erhalten. Noch wurde es als eine Pflicht der Gesammtheit betrachtet, für die Zwecke des Kultus beizusteuern. Auch wollte man des Armes der Staatsgewalt nicht entbehren, um die Einheit des religiösen Dogmas aufrecht zu erhalten. Der Staat selbst sollte ein Abbild des Reiches Gottes werden, die Bibel als allgemeine Norm gelten, der Genuß der politischen Rechte von dem Bekenntniß des anerkannten Glaubens abhängen. Man war in diesen ersten Ansiedlungen „Neu-Englands" in Gefahr, statt der einen Theokratie, der man entflohen war, eine andere nicht weniger unduldsame zu errichten. Aber schon hatten sich auf eben diesem Boden die Anfänge eines kleinen Gemeinwesens erhoben, dessen Dasein für die Geschichte aller übrigen Kolonieen von höchster Bedeutung wurde. Der edle Roger Williams wurde der Gründer des Staates von Rhode-Island, des ersten konfessionslosen Staates, in welchem Glaube und Kultus lediglich als Sache der Einzelnen behandelt wurden, unbeschadet ihres Gehorsams gegen die bürgerlichen Gesetze.[1])

William Laud suchte seine Macht auch in die Ferne zu erstrecken. Es war ihm unerträglich, daß Engländer jenseits des Kanals und jenseits des Oceans leben sollten, die seine Façon selig zu werden verschmähten und die eines Tages als Verbreiter ketzerischer Ansichten in ihr Vaterland zurückkehren konnten. Er drang auf Innehaltung des anglikanischen Rituals in der Gemeinde der englischen Kaufleute zu Delft. Er forderte, daß nur solche Kapläne bei den englischen Regimentern angestellt würden, die sich in allem der Staatskirche konformirten. Er bedrohte die Kolonieen Neu-Englands mit der Einführung von Zehnten und von geistlichen Gerichtshöfen. Der Auswanderung wurden Hindernisse aller Art in den Weg gelegt. Aber die Zustände in Staat und Kirche hätten andere sein müssen, wenn diese Maßregeln hätten wirksam sein sollen. Im Jahre 1637 erlebte man wieder einen jener Processe in der Sternkammer, deren Ausgang das menschliche Gefühl empören mußte, und diesmal war die Theilnahme der Bevölkerung

1) Palfrey, History of New-England 1858. — Greene Arnold, History of the State of Rhode-Island 1859.

eine gewaltige. William Prynne, der noch im Gefängniß von seiner Feder Gebrauch gemacht hatte, wurde aufs neue vor das verhaßte Tribunal gestellt. Mit ihm erschienen als Angeklagte ein Prediger Namens Burton und ein Arzt John Bastwick, die wie er die Bischöfe und ihr Vorgehen wiederholt angegriffen hatten. Sie wurden an ein- und demselben Tage am Schandpfahl ausgestellt, wo man Burton und Bastwick die Ohren abschnitt, Prynne die Stümpfe, die ihm noch geblieben waren, absägte. Der Muth der drei Gepeinigten war heroisch. Sie sprachen mit einer Art von Siegeszuversicht zu den Tausenden, die Blumen auf ihren Weg gestreut hatten und die laut schluchzend die Stätte ihres Leidens umdrängten. Man hatte sie, von allem übrigen abgesehen, zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt und führte sie ab, um sie in den Kerkermauern einzuschließen. Aber kein Kerker auf dem festen Lande schien sicher genug zu sein. Wo das Volk ihrer ansichtig wurde, lief es zusammen, um seine Märtyrer zu begrüßen. In Jersey, Guernsey und auf den Scilly-Inseln, wo man sie in einsamer Haft hielt, wurden sie dem Auge der Welt entzogen.

Wie große Fortschritte das Gefühl der Entrüstung und des Widerwillens in wenig Jahren gemacht hatte, läßt sich am besten aus den Jugendgedichten John Miltons erkennen. Der Sohn eines ehrbaren Londoner Notars (geb. 9. Dec. 1608), erstaunlich frühe entwickelt, mit aller Sorgfalt erzogen, durch siebenjährige Studien in Cambridge wissenschaftlich geschult, konnte er sich nicht dazu entschließen, wie der Vater es gewünscht hatte, in den geistlichen Stand zu treten, sondern zog es vor, unabhängig und arbeitsam seinen eigenen Weg zu gehen. Indem er seine Ideale aus der Antike schöpfte und gleichzeitig von religiöser Gesinnung durchdrungen war, bildete er sich zum Dichter, zum letzten großen Dichter der englischen Renaissance, zum größten des englischen Puritanismus. In seinen ersten Schöpfungen tritt allerdings noch kein Gegensatz gegen das herrschende System hervor. Er verherrlicht einen Prälaten, den Laud als seinen Meister betrachten konnte, und bewundert in seinem „Penseroso“ die mächtigen Säulen, die bunten Fenster, den Orgelklang und den vollen Chor der ehrwürdigen Kirche. Im „Comus“, einem Gelegenheits-Festspiel von unvergänglichem Zauber (1634) feiert er den Triumph keuscher Jungfräulichkeit über die Künste der Verführung und bringt vor einem Publikum, das den Hofkreisen angehörte, seine puritanische Weltanschauung zur Geltung. Schon drei Jahre später kommt im „Lycidas“, einer melodischen, pastoralen Klage um einen ertrunkenen Freund, der sich dem geistlichen Berufe hatte widmen wollen, unvermuthet in allegorischer Form eine furchtbare Anklage gegen das herrschende kirchenpolitische System zum Durchbruch. Der Dichter läßt St. Peter auftreten und den Verlust eines solchen Hirten betrauern, statt dessen er lieber manchen anderen entbehrt hätte. Denn wie viele von denen, welche die Schafe zu weiden haben, „drängen sich nur um des Bauches willen in die Hürde ein“, denken an nichts als daran, „beim Schmause der Schafschur für sich etwas zu erhaschen und

den geladenen Gast hinwegzustoßen", unkundig alles dessen, was ein „treuer Hirte" wissen muß. „Sie schnarren auf ihren elenden Strohpfeifen saft- und kraftlose Melodieen, derweil die Schafe hungern und sterben, zu schweigen von denen, die der grimme (römische) Wolf tagtäglich insgeheim packt und zerfleischt." Aber Milton sieht die Rache nahen. Er sieht „die mächtige, zweihändige Maschine", das zweischneidige Schwert der Apokalypse, gleichbedeutend mit dem zweigetheilten Parlamente, vor der Thüre stehen, bereit zum vernichtenden Schlage auszuholen.

Der Dichter sprach aus, was die große Masse des Volkes im Herzen trug. Und doch, so glühend die Gegner der Regierung William Laud auch haßten, gefährlicher erschien ihnen ein anderer Feind, der alle Diener des Königs an Willenskraft und an Begabung überragte. Sie kannten den stolzen Mann mit dem glühenden Auge und der finsteren Stirn, der als Statthalter von Irland, schweren körperlichen Leiden zum Trotz, so fieberhaft arbeitete und alle Hindernisse, die sich seinem Wirken in den Weg stellten, mit List und Gewalt zu besiegen wußte. Wentworth fand auf der grünen Insel Zustände vor, die eine minder ehrgeizige und thatkräftige Natur hätten erschrecken können. Die wilden Stämme der celtischen Urbewohner neben den englischen und schottischen Kolonisten, der doppelte Gegensatz der Unterdrückten und Katholiken gegenüber den Eroberern und Anglikanern, die anglikanische Kirche selbst ohne Achtung und ohne Mittel, Armuth und Unwissenheit in den Massen, Trotz und Eigennutz bei den Großen; in dieses Chaos suchte der neue Statthalter Ordnung zu bringen, mit Wahrung der gesetzlichen Formen, wenn er sie geschmeidig fand, und ohne Scheu sie zu zerbrechen, wenn sie seiner eisernen Hand widerstrebten. Nach allen Seiten hin machte sich sein großartiges Wirken fühlbar. Er sicherte die Küsten vor den Angriffen der Piraten. Er begründete die Leinwandindustrie des Nordens. Handel und Wandel hoben sich, der Uebermuth der Vornehmen wurde gedemüthigt, die Kirche erhielt zurück, was räuberische Hände ihr genommen hatten. Aber um seine Zwecke zu erreichen, wandte er rücksichtslos alle Mittel an, die ihm zu Gebote standen, mochten sie die heiligsten Gefühle, die klarsten Gesetze, die bündigsten Zusagen verletzen. Er brauchte ein stehendes Heer und einen gefüllten Schatz. Ein Parlament, das niemand als eine Vertretung Irlands betrachten konnte, wurde mit Versprechungen so lange hingehalten und mit Drohungen so lange bearbeitet, bis er alles durchsetzte, was ihm wünschenswerth war. Er gedachte große Landstrecken in Connaught für die Krone einzuziehen, um sie englischen Ansiedlern zuzuweisen. Eine Jury, welche die Rechte der Eigenthümer in Schutz nahm, wurde wegen ihres Verdiktes von ihm zur Verantwortung gezogen und bestraft. Er wollte sich eines widerspänstigen Beamten entledigen, von dem er beleidigt zu sein glaubte. Ein Kriegsgericht mußte über den Wehrlosen das Todesurtheil aussprechen, zu dessen Ausführung es freilich nicht kam.

Die Grundsätze der Regierung, die er befolgte, legte er in seinem Brief-

wechsel mit Laud offen dar. Er kannte nur zwei Mittel, die Welt zu beherrschen „Lohn und Strafe", nur zwei Klassen von Menschen, solche, die käuflich waren, und solche, die geknebelt werden mußten, weil sie sich nicht kaufen ließen. Was ihm in Irland gelungen war, hielt er auch in England für ausführbar. Sich vor dem Schatten eines Eliot oder vor den Worten eines Prynne fürchten, galt ihm für die größte „Thorheit". Der Gedanke an ein Parlament schreckte ihn nicht, denn seine irischen Erfahrungen hatten ihm gezeigt, wie man mit Parlamenten fertig werden könne. Vor allem aber schien es ihm unerläßlich zu sein, daß der König sich auch in England eine stehende Kriegsmacht verschaffe, so wie er selbst sie in Irland zur Verfügung hatte. Als Hampden verurtheilt war, nannte er den Urtheilsspruch die größte Wohlthat, welche die Juristen während seines Lebens der Krone erwiesen hätten. „Aber," setzte er hinzu, „wenn Seiner Majestät nicht auch die Befugniß zugesprochen wird, im Nothfall ein Landheer aufzubringen, so steht die Macht der Krone in England nur auf einem Beine." Er hatte unzweifelhaft das Richtige getroffen. Ein Königthum, das von sich aus Steuern erheben und über ein stehendes Heer gebieten konnte, war thatsächlich unumschränkt, wenn auch der Name der parlamentarischen Verfassung fortdauern mochte. Von Karl I. selbst nicht völlig gewürdigt, von mehr als einem der Höflinge angefeindet, von den alten Kampfgenossen als ein Abtrünniger betrachtet, hielt dieser große Verächter seines Geschlechtes klaren Blickes sein Ziel im Auge: den Despotismus von Irland auf englischen Boden zu übertragen. Da traten Ereignisse ein, die das ganze Fundament der Regierung erschütterten und den lange zurückgedrängten Kräften des englischen Volksgeistes wieder Luft machten.

Drittes Kapitel.

Die schottischen Wirren und das kurze Parlament.

Der unvermuthete Stoß, der gegen die schrankenlose Macht des englischen Königthums geführt wurde, erfolgte von Schottland, dem Erbreiche der Stuarts.[1]) Das kleine energische Volk der Schotten enthielt Elemente, die eine weise Schonung erforderten, wenn sie nicht gefährlich werden sollten. Ein stolzer reichbegüterter Adel hatte seit jeher mit der Monarchie um den Besitz der Macht gerungen. Der Klerus, hervorgegangen aus der Schule der Knox und Melville, durch und durch calvinistisch und unerschrocken, übte auf die Menge einen außerordentlichen Einfluß. Mit dem Siege der Reformation war jener ernste und strenge Geist Meister geworden, der in der Presbyterialverfassung seinen Ausdruck fand. Diese Kirchenverfassung hatte einen demokratischen Zug. Sie wies dem Laien seinen Platz an neben dem Pfarrer, sie beugte den Hohen wie den Niederen unter dieselbe harte Zucht. König Jakob hatte schon begonnen, in das feste Gefüge dieses Baues Bresche zu legen. Mit Hilfe des Adels, der dem Klerus seine angesehene Stellung neidete, wurde eine Art von bischöflicher Aufsicht über die schottische Kirche hergestellt. Eine Anzahl von Geistlichen, mit bischöflichen Titeln und Einkünften ausgestattet, übte einige höhere Befugnisse aus, die freilich hinter denen ihrer englischen Amtsbrüder sehr weit zurückblieben. Mit den beiden Erzbisthümern von St. Andrews und Glasgow waren zwei Höfe der hohen Kommission verknüpft, als Organe der geistlichen Gerichtsbarkeit. Auch wurden auf der Kirchenversammlung von Perth fünf Artikel angenommen und wenig später durch das Parlament in Edinburg bestätigt, kraft deren einige Gebräuche der englischen Kirche von der schottischen einzuführen waren. Immer=

1) Für diesen Abschnitt und die weitere Erzählung der schottischen Ereignisse kommen die zahlreichen historischen und kirchenhistorischen Arbeiten schottischen Ursprungs in Betracht. Als eines der wichtigsten Quellenwerke, das auch über die gleichzeitige Geschichte Englands viel Licht verbreitet, sei nur erwähnt: The Letters and Journals of Robert Baillie 1637—52. 3 Vols. Ed. by David Laing 1841. Baillie war auch Mitglied der Westminster=Synode, von der noch die Rede sein wird, man hört in ihm einen der presbyterianischen geistlichen Parteiführer reden. Von den allgemeinen Geschichten Schottlands ist besonders empfehlenswerth: Burton, The history of Scotland from the invasion of Agricola to the revolution of 1688. 8 Bände. 1867 ff. Mit großer Ausführlichkeit schildert die schottischen Vorgänge auch David Masson in seinem sechsbändigen Werke The Life of John Milton 1859—1880.

hin blieb sie in ihrem wesentlichen Charakter bestehen mit ihrem genferischen Dogma, ihrem schmucklosen Ritus, ihren Presbyterien, Synoden und Generalversammlungen, in denen Geistliche und Laienälteste zusammenwirkten.

Das schottische Volk machte aus seinem Widerwillen gegen die aufgezwungenen Neuerungen kein Hehl. Die Bischöfe wurden mißachtet, die Ceremonieen verabscheut. Aber einem Manne wie William Laud war noch lange nicht genug geschehen. Nicht so bald war er zu Ansehen gelangt, als sein Entschluß feststand, auch jenseits des Tweed die Gleichheit der äußeren Formen, die „Schönheit der Heiligkeit" zur Geltung zu bringen. In England war es ihm gelungen, seine puritanischen Gegner niederzuhalten, in Irland half ihm Wentworth seine Pläne verwirklichen, Schottland allein blieb noch übrig, um demselben Schema kirchlicher Einheit eingefügt zu werden. König Jakob, der den Geist seines Volkes kannte, hatte den hitzigen Zeloten davor gewarnt, den Bogen zu straff zu spannen. Karl I., der ihm unbedingt vertraute, gab ihm freie Hand. Schon bei der Krönung des Königs in Edinburg im Jahre 1633 wurde das religiöse Gefühl der Bevölkerung durch den Anblick des prunkvollen englischen Rituals erbittert. In dem Parlamente, das gleich darauf zusammentrat, weckte nur der Versuch, dem Könige Befugniß zu verschaffen, die Tracht der Geistlichkeit zu ändern, eine äußerst lebhafte Opposition. Männer des höchsten Adels standen an ihrer Spitze, und unter den Mitgliedern des schottischen geheimen Rathes aus dem Laienstande waren nicht wenige entschiedene Anhänger des Presbyterianismus. Karl und Laud ließen sich aber nicht irre machen. Ein neues Bisthum in Edinburg wurde begründet, den geistlichen Würdenträgern ein immer größerer Antheil an der Regierung zugestanden, die kirchliche Gerichtsbarkeit dem englischen Muster der hohen Kommission angenähert. Eine große Bewegung ging durch das Volk. Die Aristokratie, um ihre politischen Vorrechte und den Besitz des eingezogenen Kirchengutes besorgt, blickte mißtrauisch auf dies neue Prälatenthum, der Bürgerstand fürchtete für das Werk seiner Väter, die Geistlichen erhitzten die Gemüther der Gläubigen in geheimen Zusammenkünften.

Noch fehlte dem Unternehmen Lauds der Abschluß. Ein neues Buch kanonischer Gesetze, von den schottischen Bischöfen ausgearbeitet, von Laud durchgesehen, setzte das Supremat des Königs über die Kirche fest, räumte ihm allein das Recht ein, die kirchlichen Generalversammlungen zu berufen, erweiterte die Machtvollkommenheiten des Episkopates und stellte gründliche Aenderungen der gottesdienstlichen Formen in Aussicht. Diese Canones wurden 1635 der schottischen Kirche aufgedrungen, ohne von ihr beschlossen oder nur berathen worden zu sein. Zwei Jahre später erhielt man von dem neuen liturgischen Buche Kunde, welches das Gerücht schon lange im voraus als ein „papistisches" Machwerk bezeichnet hatte. In der That hatten die Abweichungen dieser Liturgie von der anglikanischen, statt den Begriffen des Puritanismus entgegenzukommen, vielmehr einen Inhalt, der ihn noch stärker verletzen mußte. Die gesammte Geistlichkeit wurde bei schwerer Strafe an-

gewiesen, sich mit Exemplaren dieses neuen liturgischen Buches zu versehen und seinen Anordnungen gemäß den bisherigen schmucklosen Gottesdienst zu ändern. Am 23. Juli 1637 sollte es zum ersten Male in Edinburg zur Anwendung kommen. Die höchsten Beamten des Staates und des Klerus, die Spitzen der richterlichen und städtischen Körperschaften waren in der Kirche von St. Giles versammelt. Kaum begann der Dechant die ersten Worte der Liturgie zu verlesen, als sich ein ungeheurer Tumult erhob. Man schrie, daß man „die Messe", den „Baals-Dienst", nicht dulden wolle, die Weiber aus dem Volke lärmten am lautesten, dem Bischof von Edinburg flog ein Stuhl an den Kopf. Der Widerstand verbreitete sich über die ganze Hauptstadt, über das ganze Land. Der geheime Rath Schottlands hatte nicht die Macht ihn zu brechen, von allen Seiten kamen ihm Proteste des hohen und niederen Adels, der Bürgerschaften, der Geistlichkeit zu, von den Bischöfen selbst wagten nur wenige, das neue Ritual in ihren Kathedralen einzuführen.

Karl I. blieb starr, entschlossen keinen Schritt zurückzuweichen. Aber schon waren ihm die Zügel aus der Hand genommen. Mehrere Mitglieder des geheimen Rathes machten im Stillen gemeinsame Sache mit der Opposition. Diese selbst erhielt eine feste Gestalt, indem sich aus Vertretern der Nobility, der Gentry, der Städte und der Geistlichen vier Ausschüsse, die vier „Tafeln", bildeten. Auf diese ging thatsächlich die Regierung des Landes über. Sie stützten sich auf den Beirath angesehener Juristen, suchten ihr Vorgehen zu rechtfertigen und forderten Abschaffung der Liturgie, gerichtliches Verfahren gegen die Bischöfe. Als der König noch immer kein Zeichen der Nachgiebigkeit bemerken ließ, vielmehr jede neue Versammlung der Gegner von Bisthum und Liturgie bei Strafe des Hochverraths untersagte, schritt das schottische Volk zu einer großartigen Kundgebung, durch welche es sich anheischig machte, das Presbyterialsystem bis aufs äußerste vertheidigen zu wollen. In einer früheren Epoche, als die reformirte Kirche des Landes mit den Verfechtern des Katholicismus noch zu kämpfen gehabt hatte, war in feierlicher Weise durch ein nationales Glaubensbekenntniß erklärt worden, daß man die „wahre Religion" mit Gut und Blut schützen und jede Veränderung derselben, vor allem „jede Art von Papismus" mit Abscheu zurückweisen wolle. Dieses Gelöbniß, von König Jakob seiner Zeit gebilligt, wurde als ein Covenant, d. h. als ein Bund aller mit allen und der Gesammtheit mit Gott betrachtet und gab seinen Anhängern den Namen der Covenanters. Da nun die letzten Neuerungen gleichfalls als „papistische" angesehen wurden, so beschloß man, jenes große Gelübde zu wiederholen, ging auf die frühere Formel von 1580 zurück und paßte sie den augenblicklichen Umständen an. Mit religiöser Begeisterung drängten sich alle Stände in den ersten Monaten des Jahres 1638 dazu, den Covenant zu unterzeichnen. In der Stadt Edinburg wurde der Anfang gemacht; Abschriften flogen über das Land, nur an wenig Stellen fand die Urkunde eine unfreundliche Aufnahme.

Dem König blieb nichts übrig, als sich in Unterhandlungen einzulassen, die freilich nur zum Scheine geführt werden sollten. Er sandte den Marquis von Hamilton in sein nordisches Reich, um durch ihn die herrschende Aufregung zu beschwichtigen. Hamilton war ein Schotte seiner Abstammung nach, aber in England erzogen, mit dem Hofe enge verknüpft und von seinen Landsleuten geachtet, ein Mann von geschmeidigen Formen und natürlichen Anlagen, so recht für die Rolle eines Vermittlers geeignet. Hier aber stand er einer Aufgabe gegenüber, für deren Lösung seine Kräfte nicht hinreichten.[1]) Was er von Seiten des Königs mitbrachte, genügte dem berechtigten Argwohn' der Schotten keineswegs. Karl I. betonte seine protestantische Ueberzeugung, versprach das kanonische und liturgische Buch nur auf ordnungsmäßigem Wege einzuführen und willigte in eine Abänderung der hohen Kommission, sowie in die Berufung einer Kirchenversammlung und eines Parlamentes zu gelegener Zeit. Aber die geheimen Instruktionen Hamiltons lauteten anders. „Ich bin der Ansicht," schrieb ihm der König, „daß nur Gewalt dies Volk zum Gehorsam zurückbringen kann. Eure Sorge muß inzwischen sein, die Menge zu zerstreuen und Euch der beiden Schlösser von Edinburg und Stirling zu bemächtigen. Zu dem Ende gebe ich Euch Vollmacht, den Schotten nach Belieben zu schmeicheln, indem Ihr sie dies und jenes hoffen laßt, vorausgesetzt, daß Ihr in keine Berufung von Parlament oder Kirchenversammlung einwilligt, bis der Covenant preisgegeben wird. Ihr habt vor allem Zeit zu gewinnen, bis ich hinlänglich gerüstet bin, sie zu unterdrücken." Eben das, was Karl am wichtigsten war, Preisgebung des Covenant, war von den Schotten nicht zu erlangen. Hamilton holte sich in London neue Verhaltungsmaßregeln, aber er kam ebensowenig zum Ziele wie vorher. Man nahm es zwar freudig auf, daß nun die Berufung von Generalversammlung und Parlament versprochen wurde. Man hörte mit Genugthuung, daß das Bisthum beschränkt und kanonisches wie liturgisches Buch zurückgenommen werden sollte. Aber der Versuch, dem Covenant eine andere, weniger verfängliche Fassung unterzuschieben, hatte nur sehr unbedeutende Erfolge.

Die Generalversammlung, die am 21. November 1638 unter Leitung des gelehrten Alexander Henderson in der Kathedrale von Glasgow eröffnet wurde, nahm sofort eine sehr entschiedene Haltung an. Hamiltons Widerspruch, ein Protest der Bischöfe verhallten unbeachtet. Die Versammlung erklärte sich für befugt, über die Bischöfe zu Gericht zu sitzen. Die Folge davon war, daß Hamilton die Sitzung verließ und bei Strafe des Hochverraths die Versammlung auflöste. Sie weigerte sich, diesem Befehle nach-

1) Der werthvollen Biographie der Hamiltons von Burnet (neu herausgegeben 1852) schließen sich die kürzlich edirten Hamilton Papers an, eine Auswahl von Briefen aus dem Zeitraume von 1638—1650, welche Samuel Rawson Gardiner im Schlosse des Herzogs von Hamilton kopirt und im Auftrage der Camden-Society 1880 veröffentlicht hat.

zukommen und fand sich in ihrem Widerstande dadurch unterstützt, daß ein Mitglied des geheimen Rathes, der hochangesehene Graf von Argyle, auf ihre Seite trat. Ohne weitere Rücksichten zu nehmen, setzte die Versammlung darauf die Bischöfe ab, hob das Bisthum selbst auf, kassirte kanonisches und liturgisches Buch, die hohe Kommission und die Artikel von Perth, und stellte die unverfälschte, strenge Presbyterialkirche wieder her. Die Bewegung war, wie das meistens geschieht, über ihr ursprüngliches Ziel weit hinausgegangen. Nicht nur die Neuerungen Karls I., sondern auch diejenigen seines Vaters wurden hinweggeräumt.

Eine solche Verletzung seines Selbstgefühls hatte der König noch nicht erlebt. Er brannte darauf, die widerspänstigen Schotten seine Macht fühlen zu lassen. Hamilton, über das Scheitern seiner Mission sehr ärgerlich, spornte ihn an, gegen die „unverschämten Rebellen" Gewalt zu gebrauchen. Laud wie Wentworth hielten es schon mit Rücksicht auf England für dringend nöthig, daß das Feuer im Norden bald erstickt werde. Mancherlei Zeichen sprachen dafür, daß die englische Nation das kühne Vorgehen des Nachbarvolkes mit Theilnahme verfolge. Die Rüstungen Karls wurden mit schlecht verhehltem Unwillen betrachtet. Die Geistlichkeit, auf welche Laud drückte, war allerdings freigebig, den katholischen Rekusanten wurde einiges abgepreßt, aber die reichen Kaufleute der City kamen den Anforderungen des Königs sehr zögernd entgegen. Der hohe Adel, von welchem die Ableistung der alten Lehensfolge verlangt wurde, fand sich freilich bei der Fahne des Königs ein, aber doch durchaus nicht vollzählig und eifrig. Zwei seiner Mitglieder, die Lords Saye und Brooke, erklärten sogar, daß nur ein Parlament sie verpflichten könne, Geldhilfe zu leisten, und daß sie sich nur, im Falle es sich um Vertheidigung des Reiches handle, persönlich stellen würden. Der Kern des Heeres bestand aus den Milizen der nördlichen Grafschaften, deren Disciplin und Ausrüstung viel zu wünschen übrig ließ. Die Schotten waren während dieser Zeit mit Energie vorgegangen. Eine Art von provisorischer Regierung tagte in Edinburg. Die Jugend des Landes eilte zu den Fahnen. Alexander Leslie, ein bewährter Soldat, übernahm das Kommando. Eine Reihe von Officieren, die wie er unter Gustav Adolf gedient hatten, folgte ihm in die Heimat. Mit leichter Mühe wurden die wichtigsten Kastelle eingenommen und die Royalisten im Bezirke von Aberdeen bezwungen. Die Covenanters beherrschten das ganze Land und erwarteten, voll von Siegeszuversicht, den Angriff des Königs.

Mit Trauer sah die reformirte Welt auf dies Schauspiel. Die schweizer Theologen klagten darüber, daß „ein evangelischer König gegen seine treuen Unterthanen, das Haupt gegen den eigenen Leib wüthe, in einer Zeit, da ganz Europa in Kriegsflammen stehe, und die Schafe Christi um die Wette von den Wölfen zerrissen würden".[1]) Sie suchten die streitenden Parteien

1) Die reformirte Schweiz in ihren Beziehungen zu Karl I. von England, William

mit einander auszusöhnen, aber schon hatten die Waffen entschieden. Der „erste Bischofskrieg" wurde zu einer unleugbaren Niederlage des Königs. Da die Küsten wohl bewacht waren, so blieben die Thaten der englischen Flotte darauf beschränkt, ein paar Kauffahrer wegzunehmen und ein paar Inseln zu besetzen. Das Landheer, in der Stärke von etwa 23,000 Mann, stand an der Grenze, aber Leslie sperrte ihm mit seinen Truppen den Weg von Berwick nach Edinburg. Einige Streifzüge der Engländer hatten einen übeln Ausgang, im Lager des Königs wuchsen Verwirrung und Zuchtlosigkeit, die Höflinge selbst, die sich in Beschimpfungen der „langohrigen, kurzhaarigen Rotte des schottischen Covenant" erschöpften, begannen an dem Erfolge des Unternehmens zu verzweifeln. Man hatte bereits Unterhandlungen angeknüpft, denn auch die Schotten wollten es nicht zum Aeußersten treiben. Am 18. Juni 1639 kam es zum Abschluß der Pacifikation von Berwick. Der König gab in allen wesentlichen Punkten nach, wiewohl er sich dagegen verwahrte, die Gesetzmäßigkeit der jüngsten Vorgänge anzuerkennen. Er versprach die regelmäßige Wiederkehr von kirchlichen Generalversammlungen und Parlamenten. Diese sollten befugt sein, die religiösen und politischen Angelegenheiten zu ordnen. Als nächster Termin ihres Zusammentrittes wurde der August bestimmt. Die beiden Heere sollten aufgelöst, die Eroberungen von der einen und der anderen Seite herausgegeben werden.

Nicht sobald war dieser Vertrag geschlossen, als sich über seine Auslegung neue Streitigkeiten erhoben. Die Schotten fügten dem Aktenstücke Glossen hinzu, die dem Könige höchlich mißfielen. Der König seinerseits hatte das Bisthum stillschweigend aufgegeben, aber es bezeichnete völlig seine Art, wenn er, nach Whitehall zurückgekehrt, den schottischen Bischöfen versicherte, er sei „nur für den Augenblick" zurückgewichen und werde darauf Bedacht nehmen, dies wieder gut zu machen. Er verzichtete darauf, den beiden schottischen Versammlungen beizuwohnen und wartete auf eine Gelegenheit, um das Verlorene auf gute Art wieder zurückzugewinnen. In dieser Absicht wurde er durch den Gang der Verhandlungen von Generalversammlung und Parlament in Schottland nur noch bestärkt. Sehr gegen seinen Wunsch wurden die früheren Beschlüsse von Glasgow wiederholt, die ihm als revolutionäre erschienen waren. Vergeblich bemühte sich der Bevollmächtigte des Königs, im Parlamente statt der ausgestoßenen und abgesetzten Bischöfe irgend ein anderes hierarchisches Element einzuschmuggeln, das von der Krone abhängig sein sollte. Das Parlament forderte vielmehr für sich umfassende Rechte, deren Besitz ihm die Möglichkeit gewährte, den Monarchen in beständiger Abhängigkeit zu erhalten.

Je höher sich die Ansprüche der Schotten erhoben, desto fester wurde

---

Laud, Erzbischof von Canterbury und den Covenanters (Jahrbuch für schweizerische Geschichte III. 1878).

der Entschluß des Königs, ihnen entgegenzutreten. Er dachte an einen zweiten Bischofskrieg. Ehe er weitere Schritte that, wollte er den Rath seines fähigsten Dieners hören. Wentworth wurde nach England berufen und erschien, wenn auch von der Gicht geplagt, muthiger und thatkräftiger denn je. Er war entschieden für einen neuen Waffengang, aber er war zugleich für Berufung eines englischen Parlamentes. Gestützt auf seine irischen Erfahrungen, den Gefühlen des englischen Volkes entfremdet, sah er in einer Wiedererweckung jener Gewalt, die über ein Jahrzehnt geschlummert hatte, nichts Gefährliches. Es war seine Art, mit den idealen Mächten nicht zu rechnen, sie für beseitigt zu halten, wenn sie eine Zeit lang verhindert worden waren, offen hervorzutreten. Auch Laud und Hamilton schlugen sich auf seine Seite. Der König gab seine Zustimmung, so verhaßt schon die Erinnerung an die Versammlung in Westminster ihm war. Er schmeichelte sich aus einem besonderen Grunde mit der Hoffnung, daß ihm diesmal die Hilfe des Landes nicht fehlen würde. Er hatte schon Beweise dafür, daß die Schotten mit Frankreich in Verbindung getreten waren. Ein Brief der Covenanters, an Ludwig XIII. gerichtet, fiel wenig später in seine Hand. Eben damals gestaltete sich aber das Verhältniß Englands zu Frankreich überhaupt sehr unfreundlich. Die Königin-Mutter, Richelieus rastlose Feindin, hatte bei ihrer Tochter in Whitehall Aufnahme gefunden. Sie verstärkte die spanische Faktion am Hofe. Eine spanische Flotte suchte Zuflucht an der englischen Küste, freilich ohne dadurch vor dem Verderben gerettet zu werden. Andererseits ließ der Kardinal-Minister den Neffen Karls I., den jungen Kurfürsten von der Pfalz, festnehmen, als er französisches Gebiet passirte, um das verwaiste Heer Bernhards von Weimar an sich zu fesseln. Unter solchen Umständen erschien die Verbindung der Covenanters mit den Franzosen dem Könige doppelt verdammungswürdig. Er hoffte durch ihre Enthüllung einen tiefen Eindruck machen und das englische Parlament zu großen Opfern bewegen zu können.

Um indessen völlig sicher zu gehen, faßte er auch die Möglichkeit ins Auge, daß er anderer Beihilfe benöthigt sein könnte. Für diesen Fall versprachen die Mitglieder des geheimen Rathes ihr Bestes thun zu wollen. Eine Liste wurde aufgesetzt, auf welcher bedeutende Summen gezeichnet waren. Mit 20,000 Pfund hatte sich der Statthalter von Irland betheiligt. Er eilte auf seinen Posten zurück, nicht mehr als Lord Wentworth, sondern zum Grafen von Strafford erhoben, mit dem Titel eines Lord-Lieutenant von Irland, um die Hilfsmittel der Insel für das geplante Unternehmen flüssig zu machen. In wenig Wochen erreichte er seine Zwecke. Das irische Parlament bewilligte vier Subsidien und erklärte sich zu jeder weiteren Leistung bereit. Ein Heer von 8000 Mann, wohl ausgerüstet, stand unter den Waffen, um im Nothfall die Truppen des Königs zu verstärken. Strafford hatte es an sich nicht fehlen lassen. Er wußte, was auf dem Spiele stand. „Sollte unser Werk scheitern," hatte er kurz vorher einem

Vertrauten geschrieben, „so werden wir alle sehr unglücklich werden." Aber er hoffte auf den Sieg. „Pfui, wer keinen Muth hat," hatte er hinzugefügt, „ich habe dessen nur zu viel." In dieser Stimmung machte er sich wieder auf den Weg, um rechtzeitig seinen Platz im Hause der Lords einzunehmen.

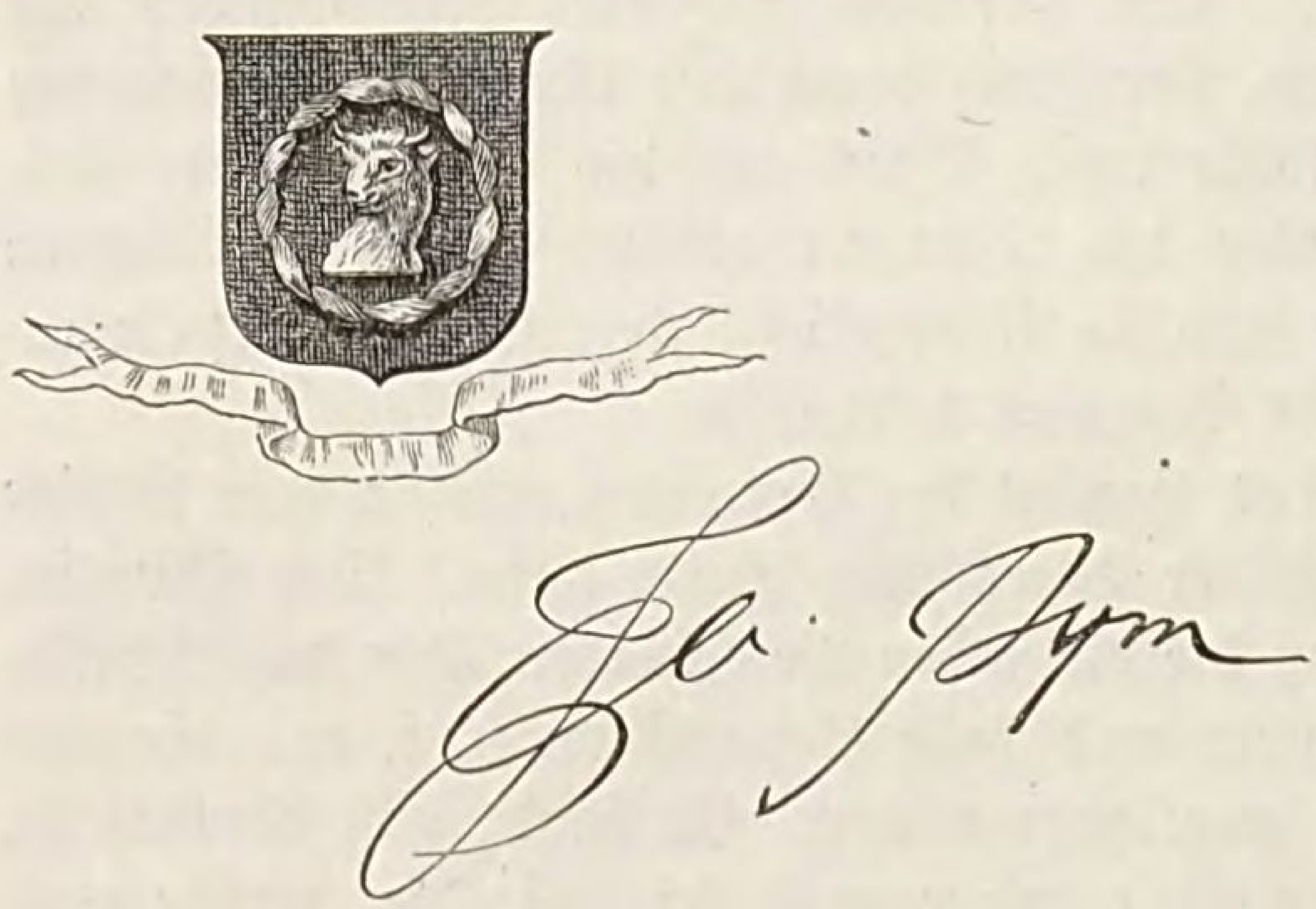
In der Zwischenzeit waren die Wahlen erfolgt. Nach elfjähriger Pause sah das Land sich wieder in der Lage, seinen Willen kund zu geben, und es zeigte sich, daß diese elf Jahre ihn nicht verändert hatten. Die Opposition erschien ungeschwächt auf dem Platze. Selbst wo die Regierung ihren ganzen Einfluß geltend machen konnte, wurde sie aus dem Felde geschlagen. Der König eröffnete am 13. April 1640 das Parlament, welches unter dem Namen des „kurzen Parlamentes" in der Geschichte fortlebt. Auf ein paar Worte des Monarchen folgte eine längere Rede des Siegelbewahrers John Finch. Es war derselbe Finch, der als Sprecher des letzten Unterhauses eine wenig würdige Rolle gespielt und bei der Einführung des Schiffsgeldes bedeutend mitgewirkt hatte. Die Erinnerung an seine politische Vergangenheit mußte den größten Theil seiner Zuhörerschaft gegen ihn einnehmen. Auch was er vorbrachte, konnte wenig befriedigen. Das einzige Zugeständniß, welches von Seite der Krone gemacht wurde, war die Erklärung, daß die fortgesetzte Erhebung von Tonnen- und Pfundgeld einer nachträglichen Bestätigung durch eine Bill bedürfe. Dafür wurde die schleunige Bewilligung von Subsidien gefordert. Erst danach, aber nicht früher, sollten die das Landeswohl betreffenden Petitionen berücksichtigt werden. Das Wort des „gerechten, frommen und gnädigen Königs" wurde dafür verpfändet. Die Nothwendigkeit gegen die Schotten Krieg zu führen, ward durchaus als wichtigste Angelegenheit dargestellt. Der Hinweis auf die Verbindungen der Covenanters mit Frankreich, die Verlesung jenes erst kürzlich aufgefangenen Schreibens an Ludwig XIII. sollte einen Druck auf die Gemüther der englischen Patrioten ausüben. Aber die Schotten erschienen den Puritanern Englands als Bundesgenossen, und in Frankreich sahen sie die starke europäische Macht, die das verhaßte Spanien bekämpfte.

Die erste große Debatte des Hauses der Gemeinen machte dem Könige klar, wie gründlich er sich in seiner Berechnung geirrt hatte. Das Mitglied Grimstone knüpfte seine Rede an die vielfachen Beschwerden über das Schiffsgeld, die Monopole, Sternkammer und hohe Kommission u. s. w., die aus den verschiedenen Landestheilen angelangt waren. Er fand, daß die Gefahr, die sich in der Heimat zeige, nicht weniger groß sei, wie die, welche nach der Ansicht der Regierung von außen drohe. Mit Nachdruck verweilte er bei den Verletzungen der Petition des Rechtes. „Das Gemeinwesen," rief er aus, „ist schmählich zerrissen und verstümmelt. Eigenthum und Freiheit sind erschüttert. Die Kirche ist zerrüttet, das Evangelium und seine Bekenner sind verfolgt, die ganze Nation ist überfluthet mit Schwärmen gefräßiger Würmer und Raupen." Den König, als welcher nach konstitutioneller Theorie „kein Unrecht thun kann", ließ er aus dem Spiele. Aber wer ihm zu alle

dem gerathen habe, und wie das alles habe geschehen können: darüber forderte er Aufschluß. Er that es echt puritanisch unter Berufung auf eine Stelle der Bibel. Noch größeren Eindruck machte John Pym. Dieser merkwürdige Mann, unzweifelhaft der bedeutendste Parlamentarier seiner Zeit, war als einer der Führer der Opposition schon hinlänglich bekannt.[1]) Die leitende Stellung aber erhielt er erst damals, um sie bis zu seinem Tode inne zu haben. Pym war im Jahre 1584 in Somersetshire geboren. Die Familie, der er entstammte, war wohlhabend, er erhielt eine vorzügliche Ausbildung in Oxford, eignete sich bedeutende juristische Kenntnisse an, machte sich auf einem Posten des Schatzamtes mit dem Finanzwesen vertraut und erschien bereits 1614 im Unterhause. Er fehlte in keinem der nächsten Parlamente, von der Partei des Hofes gefürchtet, gefeiert von ihren Gegnern. Wenn er das Wort nahm, so hing jeder an seinen Lippen. Seine Reden waren nicht so sehr von jenem leidenschaftlichen Feuer durchglüht, das Eliot in der Debatte auszeichnete. Aber sie wirkten durch die Klarheit ihrer Form und durch die Entschiedenheit ihres Inhalts. Sorgfältig vorbereitet, reich an gesammelten Thatsachen, voll von aufregenden Einzelheiten, trafen sie fast immer das, was viele andere schon bei sich gedacht hatten, aber besser und deutlicher, als irgend ein anderer es hätte sagen können. Aus Pym sprach ein geborener Lenker der Geister, der die Stärken und die Schwächen seiner Mitmenschen zu benutzen wußte, um



John Pym.
Nach dem Stiche von E. Finden; Original: Miniaturgemälde von Cooper.



Wappen und Unterschrift von John Pym.

1) S. die Biographie Pyms in Forster, Statesmen of the Commonwealth.

dem gesteckten Ziele näher zu kommen. Von bestimmten großen Ideen erfüllt und zugleich aller kleinen praktischen Kunstgriffe kundig, verschlagen und tapfer, unermüdlich thätig und durch die Thätigkeit niemals abgespannt, erschien er als der gefährlichste Feind des herrschenden politischen und kirchlichen Systems. Er kämpfte für die Suprematie des Unterhauses, ohne deshalb das Haus der Lords beseitigen oder dem Königthume zu nahe treten zu wollen. Er war von der Unfehlbarkeit des calvinistischen Dogmas überzeugt, ohne deshalb zu den rigorosen Puritanern zu gehören. Inmitten der anstrengendsten Arbeit fand er noch Zeit, die Freuden der Gesellschaft zu genießen. Seine Feinde wußten in Pamphleten und Spottversen mancherlei Anzügliches aus seinem Privatleben zu erzählen. In seinem Aeußeren gab er sich als ein Mann von feinem Anstande, sorgfältig gekleidet, mit scharf geschnittenen Zügen und lebhaften Augen.

Pym theilte die vorgekommenen Ungesetzlichkeiten in drei Klassen: solche welche die Privilegien des Parlamentes betrafen, andere, die gegen die Landesreligion gerichtet waren, endlich diejenigen, die sich gegen Freiheit und Eigenthum der Bürger gewandt hatten. In zweistündiger Rede entwickelte er den Gedanken, daß man zuerst dafür sorgen müsse, den Beschwerden des Volkes abzuhelfen, wodurch dem Könige selbst der beste Dienst geleistet werden würde. „Der, welcher ein Gewicht fortnimmt," sagte er, „befördert die Bewegung ebenso wie der, welcher Schwingen hinzufügt." Er verbreitete sich namentlich über die Gefahren des Papismus, den er ausschließlich als eine politische Macht betrachtet wissen wollte, und suchte klar zu machen, daß die Bestrebungen der Bischöfe unfehlbar einer Rekatholisirung von England zuführen würden. Eben damit schlug er die Saite an, die in der Seele jedes puritanischen Mitgliedes gewaltig nachtönen mußte. Das Haus ging völlig auf seine Gedanken ein. Einige Tage nachher ward der Beschluß gefaßt, die Berathung über die Landesbeschwerden der Berathung über die Geldbewilligung vorausgehen zu lassen. Der König suchte Hilfe bei den Lords. Wohl fehlte es auch hier nicht an Vertretern der Opposition. Aber die Mehrheit erklärte, die Verhandlung über die Beschwerden müsse zurücktreten, und lud die Gemeinen zu einer Konferenz ein, in der die Angelegenheit der Subsidiengewährung vorgenommen werden sollte. Das Unterhaus protestirte gegen diese Verletzung des ihm zustehenden Rechtes. Das Oberhaus blieb bei seiner Meinung stehen. Ohne sich hiedurch beirren zu lassen, hielten die Gemeinen an ihrer ursprünglichen Absicht fest. Die Zeit verfloß, die Regierung hatte große Eile, in Besitz der Subsidien zu gelangen, sie entschloß sich, ein Zugeständniß zu machen, das ihr als sehr bedeutend erschien. Der König ließ das Unterhaus wissen, er sei bereit, das Schiffsgeld nicht mehr einzufordern, woferne man zwölf Subsidien bewillige. Die Versuchung war lockend, aber sie wurde zurückgewiesen. Es handelte sich nicht darum, daß die Forderung des Schiffsgeldes in Zukunft wegfalle, sondern darum, daß sie als eine von Anfang an ungesetzliche Maßregel gebrandmarkt werde. Hampden selbst, der

bei dieser Frage in erster Linie betheiligt war, suchte durch einen geschickten Antrag eine Verwerfung des königlichen Vorschlags herbeizuführen. Die Regierung zog ihn darauf zurück. Der König hielt sich überzeugt davon, daß er nur unter den schimpflichsten Bedingungen Geldmittel erhalten würde. Noch stärker fühlte er sich dadurch verletzt, daß ihm das Ansinnen gestellt wurde, mit den Schotten Frieden zu schließen. Am 5. Mai wurde das Parlament aufgelöst, nachdem es kaum drei Wochen gesessen hatte.

Eine Stunde nach der Auflösung begegneten sich zwei Mitglieder, Edward Hyde, der später unter dem Namen Clarendon so berühmt gewordene Staatsmann und Historiker, und Oliver St. John, einer der Vertheidiger John Hampdens. St. John war bekannt für seine finstere Miene. An diesem Tage sah er auffallend heiter aus. Hyde, das Herz von schweren Sorgen beklemmt, frug ihn nach dem Grunde. St. John antwortete: „Alles steht gut, es muß aber noch schlimmer kommen, um besser zu werden". Dies Gefühl war das allgemeine. Die Parlamentsauflösung galt der Opposition als eine Niederlage der Regierung. Sie wußte, daß diese einer Katastrophe zueile, und daß das nächste Parlament sie gänzlich wehrlos finden werde. Schon kam es zu Straßentumulten in London. Der erzbischöfliche Palast William Lauds wurde von lärmenden Haufen belagert, andere wandten sich gegen die Paulskirche, wo die Konvokation des Klerus allem Herkommen zuwider nach Auflösung des Parlamentes in ihren Berathungen noch fortfuhr. Sie nahm, trotz des Protestes vieler Mitglieder, neue Satzungen an, die den größten Anstoß erregten, und bewilligte dem Könige auf sechs Jahre eine ansehnliche Summe. Die irischen Subsidien, die Eintreibung des rückständigen Schiffsgeldes, die Beiträge der Lords waren außerdem dazu bestimmt, die Mittel der Regierung zu verstärken. Andere verwegene Pläne, wie der einer Verschlechterung der Münze, blieben unausgeführt.

Aber trotz äußerster Anspannung der ihm zu Gebote stehenden Macht sah sich der König in der bedenklichsten Lage. Nirgends brachte ihm die Bevölkerung Vertrauen und Unterstützung entgegen. Die City ward dadurch nicht günstiger gestimmt, daß einige ihrer Aldermen ins Gefängniß geworfen wurden. Die Aushebung der Milizen im Norden stieß auf Widerstand, die Einquartierung und Ausrüstung der Truppen machte Schwierigkeiten. Es kam vor, daß Ausgehobene sich verstümmelten, um nicht dienen zu müssen, und daß Officiere vor thätlichen Beleidigungen der Soldaten nicht sicher waren. Als Karl I. in York anlangte, fand er das Heer in der traurigsten Verfassung. Mit ihm erschien Strafford, leidend und reizbar, kaum fähig sich im Sattel zu halten. Er hatte nichtsdestominder an Stelle des erkrankten Grafen von Northumberland das Kommando übernommen. Aber schon mußte er hören, daß die Schotten den Angriff nicht erwartet, sondern ihrerseits den Vormarsch nach England angetreten hatten.

Die Covenanters waren durch alle Nachrichten, die ihnen aus dem südlichen Reiche zukamen, sehr ermuthigt worden. Sie wußten, daß der eng-

lische Puritanismus in ihnen Verbündete sah. Ein englischer Lord hatte sie aufgefordert, die Grenze zu überschreiten, indem er keck genug war, die Unterschriften einiger Standesgenossen von großem Namen hinzuzufügen. Die Haltung des letzten Unterhauses flößte ihnen die Hoffnung ein, daß man sie nicht als Feinde, sondern als Freunde mit offenen Armen empfangen würde. Sie versammelten eigenmächtig ihr Parlament, bildeten einen ständigen Ausschuß, bestätigten Leslie als Höchstkommandirenden und trafen alle Vorbereitungen für den Beginn des Feldzugs. Am 20. August passirte das kleine aber wohl disciplinirte Heer den Tweed. Proklamationen gingen den schottischen Blaumützen voraus, in denen die brüderliche Gesinnung der Eindringlinge betont wurde. Diese kühnen Reiter auf ihren kleinen langmähnigen Rossen, diese kräftigen Hochländer in ihrer auffallenden Nationaltracht, viele nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, kamen, wenn man ihren Aufrufen Glauben schenkte, „der Leiden eingedenk“, die ihre Nachbarn ertragen hatten, in der Hoffnung von ihnen unterstützt zu werden im Kampfe um ihre gemeinsame Sache. Eine Abtheilung des englischen Heeres suchte ihnen bei Newburn den Uebergang über den Tyne streitig zu machen. Nach kurzem Kampfe warfen die Schotten den Feind, gelangten ans andere Ufer und zogen den folgenden Tag in Newcastle ein (29. August). Sie verbreiteten sich über die nördlichen Grafschaften, nahmen Durham, Shields und andere Ortschaften und trafen nirgendwo auf den Widerstand der Bevölkerung.

Der König und Strafford waren von York nach Norden aufgebrochen. Die Nachricht von den Erfolgen der Schotten hatte sie wieder zurückgetrieben. Wohin sie auch blicken mochten, nirgends zeigte sich ein Strahl der Hoffnung in ihrer bedrängten Lage. Das Heer war widerspänstig und unlustig zum Kampfe. Im Lande wuchs die Erregung von Tage zu Tage. Selbst vom Klerus lehnten sich viele gegen die Satzungen der letzten Konvokation auf. Die City von London wie die ostindische Compagnie weigerte sich, den König aus seinen Geldverlegenheiten zu ziehen. Eine Anleihe im Ausland ließ sich nicht machen. Im geheimen Rathe kam es zu starken Zwistigkeiten. Strafford war den offenen und versteckten Feinden gegenüber wehrlos. Das ganze Gebäude der absoluten Regierung ging aus den Fugen. Noch wollte der König nicht glauben, daß er zum Aeußersten, der Ausschreibung von Parlamentswahlen, gezwungen wäre. Er griff auf eine veraltete Auskunft zurück, indem er die Peers des Reiches nach York zusammenberief. Schon aber ließen sich dringende Stimmen hören, welche ihn mahnten, den einzigen Weg einzuschlagen, den zu betreten das Wohl des Landes erfordere. Eine Anzahl von Mitgliedern des hohen Adels, darunter die Grafen von Bedford, Hertford, Essex, Warwick, die Lords Brooke, Saye, Mandeville reichte eine Petition ein, in der sie die schleunige Berufung eines Parlamentes für das einzige Heilmittel erklärten, durch welches England geholfen werden könne. Die City ließ sich durch keine Abmahnung davon zurückhalten, sich in demselben Sinne zu äußern. Pym, Hampden, St. John und ihre Gesinnungsgenossen schürten

das Feuer. Die Gegner der Regierung hielten geheime Zusammenkünfte, bearbeiteten die Bevölkerung und standen ohne Zweifel auch mit den Schotten in Verbindung. Was ein neues Parlament bedeuten würde, war klar genug ausgesprochen. Es sollte den religiösen und politischen Beschwerden von Grund aus abhelfen. Es sollte, wie die Petition der Lords sich ausgedrückt hatte, die Urheber der ungesetzlichen Maßregeln, die schlechten Rathgeber der Krone „vor Gericht stellen" und ihrer „gebührenden Strafe" überliefern. Ein solches Parlament mußte zu dem werden, was Milton vorausgesagt hatte, zu einem furchtbaren Instrument, bereit zum vernichtenden Schlage auszuholen. Aber es galt kein Besinnen mehr. Wollte der König nicht in England erleben, was er in Schottland erlebt hatte, so mußte er sich fügen. Die Königin selbst drängte ihn dazu. Strafford beugte sich vor der harten Nothwendigkeit. Das Parlament ward auf den 3. November berufen.

Als die Peers in York anlangten, fanden sie, daß der vornehmste Grund ihrer Versammlung schon weggefallen sei. Ihre Gegenwart wurde benutzt, um mit den Schotten in Ripon ein Abkommen zu treffen und die Geldmittel aufzubringen, deren man zum vorläufigen Unterhalt der königlichen Truppen bedurfte.[1]) Der Gemeinderath von London streckte auf Ansuchen der Lords die Summe von 200,000 Pfund vor, welche durch das Parlament zurückgezahlt werden sollte. Die Schotten verzichteten auf weiteres Vorrücken, hielten aber bis zum Abschlusse eines endgiltigen Vertrages Northumberland und Durham besetzt und bezogen täglich 850 Pfund aus den nördlichen Grafschaften, die sich gleichfalls auf eine Entschädigung durch das Parlament angewiesen sahen. Die Epoche des königlichen Absolutismus war zu Ende. Karl I. verlor die Leitung der Staatsgeschäfte. Die Uebermacht des Parlamentes kündigte sich an, noch ehe es versammelt war.

---

1) Notes of the treaty carried on at Ripon, taken by Sir John Burough Garter King of Arms ed. by John Bruce (Camden-Society 1869).

Viertes Kapitel.

Zusammentritt des langen Parlamentes und Proceß Straffords.

Am 3. November 1640 begab sich der König ohne Pomp auf einer schlichten Barke von Whitehall nach Westminster und eröffnete sein fünftes Parlament, das unter der Bezeichnung des „langen Parlamentes" berühmt geworden ist.[1]) Dies war jene denkwürdige Versammlung, die dem Namen nach das Königthum der Stuarts überdauerte, von Cromwell zersprengt wurde und nach dem Sturze des Protektorates wieder auflebte, eine Versammlung, von der man gesagt hat, daß sie die großen Institutionen gesichert und verbessert habe, aus denen alles, was in Europa und Amerika von politischer Freiheit vorhanden, mittelbar oder unmittelbar hervorgegangen ist. Sorgfältige Beobachter bemerkten, daß die Mehrzahl der Mitglieder ein stolzes Selbstgefühl zur Schau trage, und daß Leute, die vor sechs Monaten noch ganz gemäßigt waren, nun eine ganz andere Sprache führten. Im Hause der Lords konnten Männer wie die Grafen von Bedford, Essex, Warwick, Holland, Northumberland, der Viscount Saye und Sele, Kimbolton und Brooke aus diesem und jenem Grunde zu den Gegnern der bestehenden Regierung gezählt werden. Im Hause der Gemeinen sah man die Reihen der Opposition dicht gedrängt, und ihre erprobten Führer blickten mit Siegeszuversicht auf eine stattliche, entschlossene Gefolgschaft. Männer, welche bei

1) Eine Geschichte des langen Parlamentes hatte, schon während es tagte, der als Dichter und Schöngeist bekannte Thomas May begonnen in seiner History of the Parliament which began 3. Nov. 1640, zuerst erschienen 1647. Sein Buch war vom Standpunkte der Opposition aus geschrieben, berechnet auf das Volk zu wirken, jedoch maßvoll, mit dem Scheine der Objektivität. Im Jahre 1650 erschien sein Breviary of the History of the Parliament etc. weniger leidenschaftslos gemäß dem Fortschritt, den die Revolution gemacht hatte. Es sind noch Aufzeichnungen von Mitgliedern der Versammlung erhalten, so die von der Camden-Society im J. 1845 veröffentlichten Verney-Papers (vgl. daselbst im Jahrgang 1853 die Letters and papers of the Verney family), so vor allem das Journal des Sir Simonds d'Ewes, eines Kenners des Staatsrechtes und der Geschichte seines Vaterlandes. Dies umfangreiche Manuskript, durch dessen Herausgabe die Camden-Society ihren früheren Verdiensten ein neues hinzufügen würde, liegt noch ungedruckt im British Museum (Harlej. Msc. 162). Es ist oft benutzt worden, namentlich von John Forster in seinen verschiedenen auf die Geschichte der englischen Revolution bezüglichen Arbeiten und von John Langton Sanford in seinen vortrefflichen Studies and Illustrations of the great Rebellion, London 1858.

der Scheidung der Parteien zu unversöhnlichen Gegnern wurden, fühlten sich damals noch in einem Streben innig verbunden. John Pym stand wie ein Feldherr an der Spitze, umgeben von den Hampden und Cromwell, Fiennes und Haselrig, Strode und Holles. Die vornehmen Geister wie Falkland, Hyde, Colepepper, welche wenig später die Bildung einer gemäßigten Mittelpartei versuchten, kämpften in der ersten Zeit der Session mit nicht geringerem Eifer dafür, die Willkürherrschaft zu beschränken und volle Genugthuung wegen ihrer Uebergriffe zu fordern. Die scharfsinnigen und gelehrten Juristen wie Selden, Whitelocke, St. John stellten mit Freuden das ganze Arsenal ihrer Rechtskenntniß zur Verfügung. Der feurige Henry Vane und der witzige Henry Marten wirkten auf eine noch größere Veränderung des Bestehenden hin, als sie damals selbst von den erbittertsten Gegnern des staatlichen und kirchlichen Regimentes in Aussicht genommen wurde.

Von einem Unterhause, wie dieses war, ließ sich nicht erwarten, daß es dem Wunsche des Königs willfahren werde, zuerst auf die Befriedigung und Entfernung der Schotten Bedacht zu nehmen, die er in seiner Ansprache noch als „Rebellen" bezeichnet hatte. Vielmehr war die Anwesenheit dieser Rebellen auf englischem Boden sehr dienlich, um einen fühlbaren Druck auf die Regierung auszuüben. Sie mußte es wohl oder übel geschehen lassen, daß vor allem an die große Sühne für ihre Mißachtung des Landesrechtes und der puritanischen Gefühle gedacht wurde. In langer Reihe wurden die religiösen und politischen Beschwerden vorgeführt, die sich während der letzten elf Jahre aufgehäuft hatten. Ein Mitglied nach dem anderen erhob sich, um die Klagen seiner Wähler zum Ausdruck zu bringen. Von Stadt und Land waren die Petitionen herbeigeströmt. Die Begünstigung der Papisten, die Beförderung der Arminianer, die rituellen Neuerungen, die Ueberhebung der Prälaten, die Ausdehnung der kirchlichen Jurisdiktion, die Eintreibung unbewilligter Steuern, die Härte der Ausnahmegerichte, die Zunahme der Monopole, die Verletzung parlamentarischer Privilegien: nichts war vergessen worden, und je mehr das Register anschwoll, desto heftiger wurde die Sprache derer, die es vor dem Hause und vor dem Lande entrollten. Committees wurden niedergesetzt, um die Beschwerden im einzelnen zu prüfen. Märtyrer, wie Burton und Bastwick, wurden vorgefordert, um in ihrer Sache gehört zu werden. Allen, die sich an den ungesetzlichen Handlungen betheiligt hatten, ward Ausstoßung aus dem Hause angedroht.

Fast allen Reden in diesen ersten bedeutenden Sitzungen war ein Zug gemeinsam, daß nämlich mit klaren Worten gefordert wurde, man müsse die Diener der Krone, die sich zu Berathern und Handlangern des Absolutismus gemacht hatten, zur Verantwortung ziehen. „Nimm den Uebelthäter weg vom König," rief ein Mitglied aus, „und sein Thron soll befestigt werden." „Gesetze, ließ sich ein Redner vernehmen, „helfen uns nichts mehr. Bessere als die, welche wir gegen die Monopolisten und in der Petition des Rechtes gegen die Feinde der Freiheit gemacht haben, lassen sich nicht erdenken. Und doch

haben wir, gleich als trüge das Gesetz selbst die Schuld daran, in diesen wenigen Jahren mehr Monopole, mehr Verletzungen der Freiheit erlebt, als seit der normannischen Eroberung. Und wenn alle diese feilen Dirnen, wie die Königin Elisabeth sie zu nennen pflegte, die das verschuldet und den Frieden unseres Israel gebrochen haben, wenn alle diese ohne Strafe davon kommen, so wird es niemals besser bei uns werden. Denn so lange das Parlament tagt, lassen sie wie erfrorene Schlangen ihr Gift eintrocknen, aber laßt nur das Parlament auseinandergehen, und ihr Gift schmilzt und schwillt über und thut größeren Schaden als zuvor. Was also soll geschehen? Nun, was das Pflaster nicht heilen kann, muß das Messer heilen. Ense recidendum est, ne pars sincera trahatur." Man hatte die höchsten Staatsbeamten, die Würdenträger der Kirche im Auge, in erster Linie aber den gefährlichen Mann, der noch im Unglück zu fürchten war, den Grafen Strafford. Gegen ihn gedachte John Pym die ganze Wucht seines Angriffs zu wenden. Strafford war nicht nach Irland zurückgegangen. Er hatte den Muth gehabt in England zu bleiben, und der König, der seinen Beistand nicht entbehren wollte, soll ihm versprochen haben, er werde nicht dulden, daß das Parlament ein Haar seines Hauptes krümme. Strafford ahnte, daß der Sturm gegen ihn losbrechen würde, besser war es vielleicht ihm zuvorzukommen als ihn abzuwarten. Auf das Andringen seiner Freunde in London eilte er von seinem Landsitze in Yorkshire herbei und langte am 10. November in der Hauptstadt an. Noch am Abend wurde er vom König empfangen. Am folgenden Morgen erschien er im Hause der Lords. Man glaubte zu wissen, daß er seinerseits eine Anklage gegen die Führer des Unterhauses wegen hochverrätherischer Verbindungen mit den Schotten vorbereite. Es galt keinen Augenblick mehr zu verlieren. Denselben Tag erhoben die Gemeinen Anklage gegen den Minister. Auf Pyms Antrag wurde die Vorhalle des Hauses geräumt und die Thüre verschlossen, um das Eindringen von Fremden oder die Entfernung eines Mitgliedes zu hindern. Jede andere Angelegenheit trat zurück. Eine Kommission von sieben Mitgliedern, darunter Pym, Hampden, St. John gab dem Antrag nach kurzer Berathung die passende Form. Pym wurde dazu ausersehen, ihn bei dem Oberhause anzubringen. Es dunkelte bereits, als er an der Spitze von etwa dreihundert Gemeinen daselbst erschien und sich seines Auftrages mit den Worten entledigte: „My Lords, im Namen der Commons von England klage ich Thomas, den Grafen von Strafford, Lord-Lieutenant von Irland des Hochverrathes an. Sie haben mich bevollmächtigt, Eure Lordschaften zu ersuchen, seine Entfernung aus dem Parlament und seine Verhaftung zu verfügen." Strafford war nach Whitehall in den Palast des Königs zurückgekehrt. Als er Kunde von dem großen Ereigniß erhielt, rief er aus: „Ich will gehen und meinen Anklägern ins Gesicht blicken." Er überschritt in der gewohnten stolzen Haltung die Schwelle des Oberhauses, um sich auf seinen Platz zu begeben, aber man rief ihm zu, er habe sich zurückzuziehen. Im Vorsaal mußte er erwarten, was die Lords beschließen

würden. Wieder hineingerufen, hatte er an der Barre des Hauses niederzuknieen. Man eröffnete ihm, daß er des Hochverrathes angeklagt sei, und daß die Lords sich dafür entschieden hätten, ihn vorläufig in Haft nehmen zu lassen. Der Beamte des Hauses forderte ihm den Degen ab und führte ihn in seine Wohnung, von wo er nach wenig Tagen in den Tower verbracht wurde.

War es gelungen, Hand an den mächtigsten Diener der Krone zu legen, so hatten andere Verfechter der Willkürherrschaft nicht minder für ihre Sicherheit, wenn nicht für ihr Leben zu fürchten. Das Haupt der unduldsamen Hierarchie, Erzbischof William Laud, wurde gleichfalls des Hochverrathes bezichtigt und als Gefangener in den Mauern des Tower eingeschlossen. Der Sekretär Windebank fand Zeit nach Frankreich zu entkommen. Der Siegelbewahrer Finch wußte gleicherweise über den Kanal zu flüchten. Richter und Bischöfe hatten mit bedeutenden Summen Bürgschaft dafür zu leisten, daß sie sich einer Anklage stellen würden. Die Mitglieder von Sternkammer und hoher Kommission wurden aus Verfolgern zu Verfolgten, während die Opfer ihrer barbarischen Justiz aus der Nacht des Kerkers an das Tageslicht zurückkehrten, um reiche Entschädigungen für die erduldeten Leiden zu empfangen. Die Masse des Volkes nahm an allen diesen Vorgängen den lebhaftesten Antheil, die Censur hatte ihre Macht verloren, hunderte von Flugschriften verließen die Presse, in pathetischer Prosa und in sarkastischen Versen machte die unbezähmbare revolutionäre Leidenschaft sich Luft. Der Hof stand diesem Sturm wehrlos gegenüber. Der König, seiner alten Vertrauten beraubt, zwang sich mit innerem Widerstreben dazu, einige Lords der Opposition in den geheimen Rath aufzunehmen und den Beschlüssen zuzustimmen, welche im Zeitraume weniger Monate, neben Gewährung mäßiger Subsidien, die beiden Häuser des Parlamentes passirten.

Eine Reihe dieser Beschlüsse betraf vornämlich das politische Gebiet. Das Schiffsgeld wurde für ungesetzlich erklärt, und das im Processe Hampdens gesprochene Urtheil vernichtet. Die Erhebung von Tonnen- und Pfundgeld sowie jeder anderen Zollauflage wurde ausdrücklich an parlamentarische Bewilligung geknüpft. Die Unabhängigkeit der Richter sollte dadurch verstärkt werden, daß eine andere Formel ihrer Bestallung eingeführt wurde, die der königlichen Willkür geringeren Spielraum für ihre Absetzung zu gewähren schien. Die verhaßten Tribunale der Sternkammer und der hohen Kommission, der Rath des Nordens und andere Ausnahmebehörden wurden gänzlich aufgehoben. Noch wichtiger war die Bill, welche es in Zukunft dem Könige unmöglich machen sollte, sich nach Belieben einer Berufung des Parlamentes zu entziehen. Er wurde verpflichtet, es mindestens alle drei Jahre zu berufen. Wenn der Monarch sich über diese Vorschrift hinwegsetzte, wenn auch die Peers, die Sheriffs der Grafschaften, die Mayors der Städte die Anordnung der Wahlen unterließen, so hatten die Freisassen und Bürger selbst Befugniß, zur Vornahme der Wahlen zusammenzutreten. Auch sollte kein Parlament ohne seine eigene Zustimmung in den ersten

funfzig Tagen nach Ablauf des Berufungstermines aufgelöst oder prorogirt, noch auch in dem gleichen Zeitraume nach Eröffnung der Session vertagt werden dürfen. Karl I. sah die tiefgreifende Bedeutung dieser Bestimmungen vollkommen ein und sträubte sich dagegen, ihnen Gesetzeskraft zu geben. Aber seine Lage war so verzweifelt, daß er im Februar 1641 nicht bloß hierin nachgab, sondern einige Monate später sogar darein willigte, daß das tagende Parlament überhaupt nur im Einverständnisse mit diesem selbst aufgelöst werden dürfe.

Ueber den politischen Fragen wurden die kirchlichen nicht vergessen. Der Geist des Puritanismus, so lange Zeit zurückgedrängt, argwöhnisch und reizbar, besonders mächtig im Unterhause, kam mit überraschender Gewalt zum Vorschein und forderte mit Ungestüm Befriedigung seiner Wünsche. Man erklärte die letzten Beschlüsse der geistlichen Konvokation für ungiltig, verlangte Ausführung der Strafgesetze gegen katholische Priester, schärfte eine strengere Beobachtung des Sabbath ein, ernannte Kommissionen in den einzelnen Grafschaften, um die rituellen Neuerungen Lauds und seiner Genossen zu beseitigen. Aber damit war nur das Geringste gethan. Die ganze Kirchenverfassung sollte geändert, die Reformation, die auf halbem Wege stehen geblieben war, zur vollen Wahrheit gemacht werden. Eine große Literatur entstand, die ausschließlich der Angelegenheit der Kirchenverbesserung gewidmet war. In die vordersten Reihen stellte sich John Milton, durch unbezähmbaren Kampfeseifer aus der Stille seines Studirzimmers, aus dem Kreise seiner dichterischen Phantasieen hinausgerissen in das Gewühl der Geisterschlacht. Mit so vielen anderen erwählte er sich „das göttliche Recht des Bisthums" zum vornehmsten Gegenstande des Angriffs. Die gänzliche Abschaffung des Prälatenthums, seiner kirchlichen Befugnisse, seiner politischen Privilegien, erschien ihm als das einzige Mittel, um die Sünden der Vergangenheit wieder gut zu machen. Diese radikale Ansicht wurde von tausenden getheilt. Die Institute von Erzbischöfen und Bischöfen, Dechanten und Kapiteln sollten aufhören, die Güter der hierarchisch geordneten Kirche zur Aufbesserung der Pfarreien, zur Hebung des Volksunterrichtes verwandt, die Besetzung der geistlichen Stellen mit Zuziehung der Gemeinden vorgenommen, der Ritus von allen sinnlich wirkenden Zuthaten gereinigt werden. Viele, welche diesen Ideen huldigten, erblickten in der Verfassung der schottischen Kirche ein nachahmenswerthes Muster. Der Presbyterianismus, von einzelnen Führern der Opposition schon aus Politik begünstigt, begann sich in mehreren Grafschaften wie unter dem Mittelstande der Städte auszubreiten. London, wo zugleich mit den schottischen Kommissären einige gerne gehörte Prediger der nordischen Brüder angelangt waren, wurde das presbyterianische Hauptquartier.

Andere Freunde der Reform wagten nicht, so weit zu gehen wie die Männer von der Parteifärbung Miltons. Sie wollten die bischöfliche Verfassung beschränken, aber sie wollten sie nicht aufheben. Die Bischöfe sollten ihre Sitze im Hause der Lords einbüßen, ihre ausschließliche Macht

für die Ordination sollte gebrochen, die überreiche Ausstattung von Dechaneien und Kapiteln gemindert, die geistliche Gerichtsbarkeit verringert, der Kultus vereinfacht, die Seelsorge weiter ausgebreitet werden. Uebrigens aber sollten die Grundlagen der anglikanischen Kirche, wie sie unter Elisabeth zur Ausbildung gekommen war, nicht erschüttert werden. Man hoffte, daß einige der geistlichen Würdenträger selbst dazu geneigt sein würden, diesen Mittelweg zu betreten. Viele Mitglieder des Parlamentes waren dafür gewonnen. Ein Theil des niederen Klerus sah diese Lösung als die richtige an.

Gegenüber den Verfechtern durchgreifender oder maßvoller Neuerungen standen die Anhänger der bestehenden Kirchenverfassung, die Masse der Prälaten und ihr zahlreicher Anhang, die beiden Universitäten, die mit der Staatskirche so enge verknüpft waren, das Königthum, dessen geistliches Supremat bei jeder Aenderung nur zu verlieren hatte. Petitionen aus den verschiedenen Lagern langten im Hause der Gemeinen an. Das größte Aufsehen machte diejenige, welche der Alderman Pennington im Namen der Bürgerschaft von London vorlegte. Sie trug an 15,000 Unterschriften und forderte die ungesäumte Abschaffung des bestehenden Kirchenregimentes „mit allen seinen Anhängseln, Wurzeln und Zweigen". Nach heftigen Debatten, in denen der lange verhaltene Grimm gegen die Bischöfe zum Durchbruch kam, wurde auch diese Petition, entgegen der Ansicht der Gemäßigten, einer Kommission überwiesen, welche am 9. März 1641 ihren Bericht abstattete. Darauf hin beschlossen die Gemeinen „eine Akte, um Bischöfe und andere geistlichen Standes zu verhindern, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen". Das Bisthum als solches ließ man noch bestehen, aber die legislative und richterliche Gewalt der Bischöfe im Oberhause, wie die gesammte jurisdiktionelle Thätigkeit des Klerus sollte aufhören. Das Haus der Lords, durch diese Angriffe in seiner alten Zusammensetzung bedroht, hatte seinerseits schon begonnen, eine Reform der Kirchenverfassung in Erwägung zu ziehen. Einen Ausschluß der Bischöfe wollte es sich aber nicht gefallen lassen, und diese zeigten nicht die mindeste Neigung, ihre Sitze freiwillig zu räumen.

Der Proceß des Grafen Strafford drängte für einige Zeit die Theilnahme an diesen Vorgängen etwas in den Hintergrund.[1]) In achtundzwanzig Artikeln hatten die Gemeinen ihre Anklage auf Hochverrath gegen den Statthalter von Irland begründet. Strafford erhielt nur wenige Wochen Frist, um seine schriftliche Erwiderung der einzelnen Punkte bei den Lords einzureichen. Der 22. März 1641 war für den Beginn der mündlichen Verhandlungen angesetzt. Der Angeklagte sah dem Ausgange mit Ruhe entgegen. „Ich kann dir Gott sei Dank sagen," schrieb er seiner Frau, „daß kein Kapitalverbrechen in der Anklageschrift zu finden ist. Was das Uebrige betrifft, so weiß ich, daß ich schlimmsten Falles auf die Gnade des Königs rechnen darf,

1) S. außer früher citirten Arbeiten namentlich den Aufsatz: Strafford and Pym in Sanfords Studies p. 284—380. Eine neue Behandlung des Processes Straffords darf man in der Fortsetzung des Werkes von Samuel Rawson Gardiner erwarten.

so daß auch mein Vermögen nicht leiden wird und wir noch glückliche Tage zusammen verleben können." Die imposante Halle von Westminster, in der sich schon so manche denkwürdige Scene abgespielt hatte, war dazu auser-



Thomas Wentworth, Earl of Strafford.
Nach dem Originalgemälde von van Dyck.

sehen, der Schauplatz der großen Gerichtsverhandlung zu werden. Auf einer Estrade saßen die zum Richteramte berufenen Lords. Für die Gemeinen waren zu beiden Seiten amphitheatralisch aufsteigende Sitze errichtet. Die

Kommissäre von Schottland und Irland als Mitankläger waren gegenwärtig, König und Königin blickten aus vergitterter Loge, Hofdamen und Kavaliere von abgeschlossenen Tribünen auf das außerordentliche Schauspiel herab. Der Platz des Angeklagten und seines Rechtsbeistandes war gegenüber dem der dreizehn Mitglieder des Unterhauses, welche die Anklage zu vertreten hatten. John Pym war an ihrer Spitze. Strafford erschien, ganz in Schwarz gekleidet, sein Antlitz war bleich, schmerzhafte Leiden hatten seinem Körper zugesetzt. Aber die Stärke seines Willens, die Schärfe seines Verstandes, die Kraft seiner Rede waren niemals so glänzend hervorgetreten, wie in diesen Tagen, da er Stunden lang seinen Gegnern Stand halten und alle ihre wohlgezielten Stöße pariren mußte. Die Anklage stützte sich auf die Behauptung, daß er versucht habe, die Grundgesetze des Reiches zu untergraben. Um dies zu beweisen, wurde durch Zeugnisse aller Art sein Verhalten in den irischen wie in den englischen Angelegenheiten beleuchtet, an seinen Worten wie an seinen Thaten die schärfste Kritik geübt. Besonders wurde auf einen Punkt das größte Gewicht gelegt. Bei der Auflösung des kurzen Parlamentes sollte Strafford dem Könige gerathen haben, von allen Mitteln Gebrauch zu machen, die in seiner Macht ständen, da er vor Gott und Menschen von jedem Gesetze los und ledig sei. Namentlich sollte er ihn aufgefordert haben, die irische Armee nach England überführen zu lassen, um sich ihrer gegen die Widerspänstigen zu bedienen. Die Furcht vor dem Erscheinen dieser Truppen war allgemein gewesen und hatte sich noch immer nicht gelegt. In Irland selbst hatte man den Statthalter eines Planes für fähig gehalten, den ihm verschiedene Zeugen ausdrücklich Schuld gaben. Und hier erhielt die Anklage eine außerordentliche Unterstützung durch ein Aktenstück, welches der junge Henry Vane unter den Papieren seines Vaters aufgestöbert hatte. Es war das Protokoll jener verhängnißvollen Sitzung des geheimen Rathes, von der Hand des älteren Vane, des Schatzmeisters und eines der Staatssekretäre, geschrieben. Sein Wortlaut, wennschon nicht frei von jeder Zweideutigkeit, kam doch allen den früheren Zeugnissen ungezwungen zu Hilfe. Es wurde zuerst den Gemeinen und später den Lords in der Halle von Westminster bekannt gemacht und konnte eines ungemein tiefen Eindruckes nicht verfehlen.

Allein eine große Schwierigkeit blieb immer noch übrig. Was Hochverrath sei, war durch ein Statut aus der Zeit Edwards III. genau definirt. Hier waren die einzelnen Fälle, wie Attentat auf den König, die Königin, den Kronprinzen, Beginn des Krieges gegen das Staatsoberhaupt, Falschmünzerei, Nachahmung des großen Siegels u. a. m. als gleichwerthig deutlich angegeben, welche den Begriff jenes Verbrechens ausmachen sollten. Kein einziges dieser Merkmale paßte auf das, was Strafford Schuld gegeben wurde. Der Versuch, die Grundgesetze des Reiches zu untergraben, war nicht darunter. Alle juristische Weisheit mußte daran scheitern, diesem lückenhaften und unvollkommenen Statut eine Ausdehnung geben zu wollen, die

sich mit seinem Inhalte nicht vertrug. Strafford war sich der Gunst dieses Umstandes sehr wohl bewußt. Die Anschuldigungen wegen der Uebergriffe seiner irischen Verwaltung hatte er großen Theils dadurch zurückgewiesen, daß er die Abweichung der dortigen Zustände von denen Englands betonte. Den Vorwurf, welchen die Auffindung des wichtigen Protokolles unter den Papieren Vanes so bedeutend verstärkte, suchte er dadurch zu entkräften, daß er nur zu einer Verwendung der irischen Regimenter gegen die Schotten gerathen haben wollte. Vor allem aber bestand er darauf, daß keines seiner Worte und keine seiner Handlungen ihn zu einem Hochverräther stempeln könnten.

In seiner großartigen Schlußrede, die auch auf seine Gegner eine mächtige Wirkung ausübte, rief er aus: „My Lords, es ist hart, auf Grund eines Gesetzes zur Rechenschaft gezogen zu werden, dessen Dasein nicht nachgewiesen werden kann. Wo hat denn dieses Feuer Jahrhunderte lang, ohne einen Rauch von sich zu geben, verborgen gelegen, bis es plötzlich hervorbricht, um mich und meine Kinder zu verzehren? Bestraft zu werden nach einem Gesetze, welches noch gar nicht vorhanden war, als die That begangen wurde, ist sehr hart. Wer ist noch sicher, wenn man dies zuläßt? . . . Auch das ist hart, daß kein Zeichen angegeben ist, woran wir dies Verbrechen erkennen können. Wenn jemand die Themse hinunterfährt, und sein Boot an einem Anker zerschellt, so muß ihm, falls kein schwimmendes Warnungszeichen da war, der Schaden ersetzt werden. War aber ein solches in Sicht, so hat jeder Vorüberfahrende selbst den Schaden zu tragen. Wo ist nun das Warnungszeichen, wo ist das Merkmal, das mein Verbrechen zum Hochverrath macht? . . . Es sind jetzt volle zweihundertundvierzig Jahre her, seit jemand vor mir wegen dieses angeblichen Verbrechens in dieser Weise angegriffen worden ist. Laßt uns diese schlafenden Löwen nicht wecken zu unserem Unheil . . . Laßt mich zu all meinem Schmerze nicht auch den noch empfinden, daß meine Sache zu einem Präcedenzfall wird, der dem ganzen Reiche Schaden bringt.“ Pym war der Mann hierauf zu erwidern. Einen Augenblick soll er in seiner Rede gestockt und verlegen nach seinen Papieren gegriffen haben, als das stolze, feindliche Auge des bleichen Mannes, der einst sein Kampfgenosse gewesen war, das seinige traf. Aber er wußte sich bald wieder zu fassen und entledigte sich seiner Aufgabe mit bewunderungswürdiger Gewandtheit. Seine Rede gehört zu den größten und leidenschaftlichsten, die er überhaupt gehalten hat. „Soll es Hochverrath sein,“ sagte er u. a., indem er den Hörern alle gewaltthätigen Handlungen und Absichten des Grafen ins Gedächtniß zurückrief, „soll es Hochverrath sein, des Königs Münze zu verschlechtern, wenn es auch nur ein Twelvepence- oder Sixpencestück ist, und soll es nicht ein größerer Hochverrath sein, den Geist seiner Unterthanen verschlechtern, ihnen den Stempel der Sklaverei aufdrücken wollen, so daß sie untüchtig werden, etwas für den Dienst des Königs und des Gemeinwesens zu leisten? . . . Die Verfassung des Reiches umstürzen wollen, gilt in jedem Staate für Hochverrath, . . . und dieser hätte sich nicht auf ein

einziges Zeitalter beschränkt, er wäre der Nachwelt überliefert, von Geschlecht auf Geschlecht übertragen worden. Es sind auch Zeichen genug vorhanden, nach denen ein solches Gesetz bis auf den Ursprung unseres Gemeinwesens zurückreicht, und wenn es wirklich zweihundertundvierzig Jahre geschlummert hat, so war es nicht deshalb, weil es daran gefehlt hätte, sondern weil in jener ganzen Zeit kein Mann erstanden ist, der kühn genug gewesen wäre, gleiche Verbrechen auf sich zu laden."

Je länger der Proceß währte, desto unsicherer wurde jedoch die Aussicht, daß die Lords das Schuldig aussprechen würden. Sie hatten in ihrer Mehrheit offenbar keine Neigung, sich in dieser Weise zu entscheiden. Viele hatten lebhafte Sympathieen mit dem noch jüngst so mächtigen Angeklagten. Andere, denen sein Sturz genehm war, mußten doch durch juristische Bedenken zurückgehalten werden. Im Unterhause hatte sich bereits die Ansicht Bahn gebrochen, daß man die Anklage fallen lassen und durch eine sogenannte Bill of attainder[1]) gegen den Feind des Gemeinwohls vorgehen solle. Dies gefährliche Mittel, in früheren Zeiten nicht selten angewandt, bestand darin, daß in einem bestimmten Falle, der sonst in den Gesetzen nicht vorgesehen war, durch eine eigens für diesen Zweck angenommene Bill eine Strafe festgesetzt wurde. Durch parlamentarisches Verfahren wollte man also erreichen, was auf dem gerichtlichen Wege Hindernisse fand, ungeachtet der Gefahr eines Konfliktes zwischen Unter- und Oberhaus, der bei Berathung einer solchen Bill eintreten konnte, und unbesorgt wegen eines möglichen Widerstandes des Königs, der ihr seine Bestätigung zu geben hatte. John Pym war nicht dafür. Er hielt daran fest, daß die Anklage auf Hochverrath zum Ziele führen müsse. Denn Hochverrath sei nicht nur ein Angriff auf des Königs Leben, sondern auch auf des Königs Ehre und Würde, die bei dem Bestreben, die Verfassung des Landes umzustürzen, unfehlbar leiden müsse. Wie Pym dachten Hampden, Strode und andere Mitglieder der äußersten Opposition, in denen die Ueberzeugung von der juristischen Nachweisbarkeit der Schuld Straffords lebendig war. Doch setzten die Anhänger der Bill of attainder eine zweimalige Lesung derselben durch. Je mehr sich die Konferenzen mit den Lords in die Länge zogen, desto größer wurde die Zahl derjenigen Mitglieder des Unterhauses, die sich für das Verfahren durch Bill of attainder entschieden. Vergeblich warnte Digby, selbst einer der entschiedensten Gegner Straffords, davor, daß man einen Justizmord auf sich lade. Falkland trug mit seiner kühnen Logik den Sieg davon. „Wie vieler Haare Breite," hatte er gesagt, „dazu gehört, um einen Mann groß oder klein erscheinen zu lassen, kann niemand angeben, aber jeder kann einen großen von einem kleinen Manne unterscheiden, wenn er ihn sieht. So ist es im vorliegenden Falle. Wie viele ungesetzliche Handlungen Hochverrath ausmachen, ist ungewiß, aber

---

1) attainder (attinctura) wörtlich Befleckung, dann Schändung, Aechtung, die Rechtsfolge jeder Verurtheilung zum Tode.

was Hochverrath ist, wissen wir alle, wenn wir ihn sehen." Auch Pym, Hampden und ihre Genossen waren für das Verfahren durch Bill of attainder gewonnen. Am 21. April wurde sie mit 204 gegen 59 Stimmen im Unterhause angenommen und demnächst vor die Lords gebracht. Im Beisein des Königs, der Königin, ja Straffords selbst entwickelte Oliver St. John namens der Gemeinen die gefährliche Theorie, daß das Parlament berechtigt sei, durch ein eigenes Gesetz denjenigen unschädlich zu machen, der seinerseits alle Gesetze habe über den Haufen werfen wollen.

Die nächste Entscheidung lag bei den Lords. Es verging eine Zeit höchster Aufregung, bis sie sich über Annahme oder Verwerfung der Bill schlüssig gemacht hatten. Karl I. hoffte die Schwankenden durch persönliches Eingreifen zu stärken und das Schlimmste von Strafford abzuwenden. „Auf das Wort eines Königs," hatte er Strafford noch im Gefängniß wissen lassen, „ich versichere Euch: Ihr sollt weder am Leben, noch an Ehre oder Vermögen Schaden leiden." Er suchte in einer Ansprache an beide Häuser auf die Lords einzuwirken, um wenigstens, was das Leben seines treuesten Dieners betraf, sein Wort einlösen zu können. Diese Einmischung in eine noch schwebende Verhandlung machte einen um so übleren Eindruck, je mehr man durch umlaufende, finstere Gerüchte in Furcht versetzt war. Den Tag darauf, es war ein Sonntag, wurde von den Kanzeln der Hauptstadt mit puritanischem Feuer der Untergang des großen Verbrechers gefordert. Montag, den 3. Mai, drängten sich mehrere tausend aus dem Volke um Westminster mit den Rufen: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit" und unter lauten Drohungen gegen diejenigen Lords, die als Straffordianer, d. h. als Gegner der Bill betrachtet wurden. Im Unterhause wurde währenddessen eine Mittheilung von höchster Bedeutung gemacht. Die Sitzung war wie üblich mit Gebet eröffnet worden, jeder verharrte in Schweigen, durchdrungen von der Ahnung des Kommenden, die Verlesung einer unbedeutenden Bill wurde durch Gelächter unterbrochen, als sich John Pym erhob, um bei verschlossenen Thüren ein großes Komplott des Hofes vor seinen Kollegen zu enthüllen.

Der Führer der Volkspartei hatte seit Wochen allen Grund, das Treiben des Königs, der Königin und ihrer Umgebung scharf zu beobachten. Eine Zeit lang hatte Karl I. den Plan gehabt, durch Gewinnung der Oppositionshäupter in beiden Häusern Strafford zu retten. Männern wie Bedford, Kimbolton, Hampden, Holles u. a. waren hervorragende Posten im Staatsdienste zugedacht gewesen. Pym selbst sollte die Stelle eines Kanzlers der Schatzkammer erhalten. Dieser Plan zerschlug sich, wie es scheint, nicht sowohl in Folge der Erkrankung und des Todes Bedfords, auf welchen der Hof besonders gerechnet hatte, als deshalb, weil die politischen Gegensätze eine Verständigung der Art unmöglich machten. Man begann in Whitehall an ein anderes Auskunftsmittel zu denken. Noch stand die königliche Armee im Norden unter den Fahnen. Es gab unter ihr genug unzufriedene Elemente, die Truppen waren ohne genügenden Unterhalt, einige Officiere, zum Theil

Mitglieder des Parlamentes, glaubten, daß man dieses durch die bewaffnete Macht zersprengen, einen Staatsstreich durchführen und das Königthum in seiner Unabhängigkeit wieder herstellen könne. Verhandlungen mit dem Hofe wurden angesponnen, deren sich namentlich die Königin mit Eifer annahm. Henriette Maria fühlte sich als Fürstin und Katholikin durch das Vorgehen des Parlamentes aufs tiefste verletzt. Sie hatte sich insgeheim an den Papst gewandt, um von ihm Geldmittel zu erlangen und durch ihn französische Hilfe zu erbitten. Sie hatte sogar den Wunsch gehegt, selbst nach Frankreich zurückzukehren und dort einen Rückhalt zu suchen, woran sie jedoch durch Richelieu verhindert wurde. Begierig ergriff sie nun den Gedanken, mit Hilfe des Heeres eine Reaktion einzuleiten. Der König wußte um das Geheimniß. Während die Truppen gegen London marschirten, sollte Strafford aus dem Tower befreit werden. Die Gefahr war um so größer, da der Krone noch andere Streitkräfte zu Gebote standen. Die gefürchtete irische Armee, in ihrer Masse katholisch und zu jedem Gewaltakt verwendbar, war eine fortdauernde Drohung. Unter den schottischen Großen wandten sich einige Männer in hoher Stellung von den Covenanters ab und knüpften bedenkliche Verbindungen mit dem Könige an.

Vieles war vom Gerücht übertrieben worden. Aber über jenes Komplott der Officiere war durch Verrath eines der Verschworenen so genaue Kunde gegeben worden, daß Pyms Mittheilungen die größte Erregung verursachten. Er wußte sehr geschickt einfließen zu lassen, daß auch ein Angriff auf die englische Küste von Frankreich her zu fürchten sei, obwohl der französische König weit entfernt davon war, seiner Schwester Beistand, und vollends kriegerischen Beistand leisten zu wollen. Gegen diese, die Fürstin katholischen Glaubens, und gegen ihre Umgebung richtete sich die hauptsächlichste Beschuldigung. Das Gefühl puritanischer Leidenschaft, aus Furcht und Ingrimm gemischt, ergriff vom Parlamente aus die Massen der Hauptstadt. Während dort eine „Protestation" entworfen wurde „zum Schutze der protestantischen Kirche, des Königs, der Parlamentsprivilegien, der Rechte und Freiheiten des Volkes", machte die Menge um Westminster ihrer fieberhaften Stimmung in tumultuarischen Auftritten Luft. Tag für Tag erschien sie, bewaffnet, mit wildem Geschrei, immer durch neue Schreckensnachrichten erhitzt. Bald sollte der Tower bedroht, bald ein Plan entdeckt worden sein, das Parlament in die Luft zu sprengen. Die Erinnerung an die Pulververschwörung wachte wieder auf. Viele von den Lords, welche als Gegner der Bill of attainder bekannt waren, wagten es nicht mehr ihre Sitze einzunehmen. Die Führer des Unterhauses schmiedeten das Eisen, so lange es heiß war. Jene Protestation wurde den Lords vorgelegt und demnächst im ganzen Lande zum Zwecke der Unterschreibung in Umlauf gesetzt. In Konferenzen mit dem Oberhause wurde der Erlaß von Verfügungen beschlossen, um den Hafen von Portsmouth, die Inseln Guernsey und Jersey zu sichern, wie auch die Milizen mehrerer Grafschaften aufzubieten. Vor allem: jener

revolutionäre Beschluß, daß dies Parlament nur mit eigener Zustimmung aufgelöst, prorogirt oder vertagt werden dürfe, wurde eben damals zur Annahme gebracht. Denn auf andere Weise, erklärte man, würde es nicht möglich sein, die Kapitalisten zur Darleihung der Summen zu bewegen, deren man dringend bedürfe, um die Unzufriedenheit der englischen Truppen im Norden zu beschwichtigen und den Abzug des schottischen Heeres zu erkaufen.

Unter dem Drucke dieser Vorgänge passirte die Bill of attainder am 8. Mai das Oberhaus. Sie hatte nur eine Mehrheit von sieben Stimmen erhalten, obwohl eine große Anzahl von Lords, die dem Processe widerstrebend beigewohnt hatten, bei der Abstimmung fehlte. Zugleich mit jener anderen Bill, welche die einseitige Auflösung des Parlamentes verbot, wurde die Bill of attainder dem Könige zur Annahme vorgelegt. Dichte Menschenmassen ballten sich vor dem Palast zusammen. Der folgende Tag verfloß Karl I. unter schweren Seelenqualen. Der Bill of attainder zustimmen hieß mit eigener Hand Straffords Todesurtheil unterschreiben, sie ablehnen hieß sich einem Sturme von unberechenbarer Gewalt entgegenwerfen. Der König war berechtigt, seine Zustimmung zu weigern, er hatte sich mit seinem Worte für Straffords Leben verbürgt. Die Furcht machte ihn zum wortbrüchigen Verräther seiner eigenen Ehre. Strafford kam seiner Feigheit dadurch zu Hilfe, daß er ihn in einem großherzigen Briefe beschwor, ihn um seines eigenen Heiles willen aufzuopfern. Von den Bischöfen, die nach Whitehall berufen wurden, wagte nur einer dem Monarchen zu rathen, er möge einzig und allein der Stimme seines Gewissens folgen. König Karl ließ sich bereden, daß er ein doppeltes Gewissen habe, eines als Privatmann, ein anderes als Herrscher, und nahm die Bill an. Als Strafford die Nachricht erhielt, soll er mit dem Psalmisten ausgerufen haben: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschensöhne, und es ist kein Heil in ihnen". Noch einen verfehlten Versuch machte der Meister der Ausflüchte und Vorbehalte, den Grafen zu retten. Er ließ dem Hause der Lords durch seinen Sohn, den Prinzen von Wales, ein würdeloses Schreiben überreichen, mit der Anfrage, ob es nicht angehe, die Strafe des Todes in lebenslängliches Gefängniß umzuwandeln, aber er fügte selbst am Schlusse hinzu: „Wenn mein Volk durchaus seinen Tod will, so muß ich sagen: fiat justitia". Er ließ noch die Nachschrift folgen: „Wenn er sterben muß, so wäre es eine Gnade, ihm bis Sonnabend Frist zu geben". Strafford beschäftigte sich nur noch mit dem Schicksale der Seinigen. In rührenden Briefen nahm er Abschied von ihnen, dann war er bereit zum letzten Gange. Am 12. Mai führte man ihn zum Richtplatze. Aus dem Fenster seines Gefängnisses streckte der Erzbischof Laud segnend die Hände nach ihm aus und fiel ohnmächtig zurück. Er selbst verlor keinen Augenblick den Muth, hielt eine kurze eindringliche Ansprache an die Zuschauer, legte ohne Zittern sein Haupt auf den Block und gab dem Scharfrichter das Zeichen für den tödtlichen Schwerthieb.

Erst nach Beseitigung des genialen Gegners fühlte das Parlament sich

beruhigt. Die Schotten konnten in ihre Heimat zurückkehren, die königlichen Regimenter in England und Irland sollten aufgelöst werden. Mit Energie wurde der Angriff gegen das bestehende Kirchenregiment wieder aufgenommen. Eine Zeit lang hatte es den Anschein gehabt, als werde man sich damit begnügen, jeden Eingriff des Klerus in die bürgerlichen Angelegenheiten abzuwehren, vor allen Dingen den Bischöfen ihre Sitze im Oberhause zu nehmen. Als aber die Lords die darauf abzielende Bill verwarfen, erhielt die radikale Partei bei den Gemeinen das Uebergewicht. Eine neue Bill „für die gänzliche Unterdrückung und Abschaffung aller Erzbischöfe und Bischöfe, ihrer Kanzler und Kommissäre, Dechanten, Dechaneien und Kapitel, Erzdiakonen, Präbendarien, Kantoren und Stiftsherren und anderer Unterbeamten der englischen Kirche" wurde im Unterhause eingebracht und nach heftigen Debatten in ihren wesentlichen Klauseln angenommen. Gelangten diese Beschlüsse zur Ausführung, so wurde die ganze Verfassung der anglikanischen Kirche über den Haufen geworfen und eine umfassende Säkularisation geistlichen Gutes eingeleitet. Den Anhängern presbyterianischer Ideen konnte damit recht wohl gedient sein, aber die eifrigsten Beförderer dieser umstürzenden Pläne waren Cromwell, Haselrig, Vane, denen der Zwang des Presbyterianismus ebenso wenig genehm war wie der Zwang des Episkopalsystems. Henry Vane sprach sich namentlich mit der ganzen Wärme der Jugend und der Ueberzeugung gegen das Fortbestehen des Bisthums und der mit ihm verknüpften Einrichtungen aus. Der Sohn des Staatssekretärs hatte schon in jungen Jahren große Charakterstärke gezeigt. Um seine puritanische Ueberzeugung nicht zu opfern, hatte er, trotz der glänzenden Aussichten, die sich ihm boten, England verlassen und jenseits des Oceans eine neue Heimat gesucht. Er landete in Boston und erlangte alsbald solches Ansehen unter den Kolonisten von Massachusetts, daß er 1636 zum Gouverneur gewählt wurde. In dieser Stellung suchte er, nicht ohne Widerspruch zu finden, das Banner der religiösen Toleranz hochzuhalten. Reich an Erfahrungen kehrte er nach England zurück, entschiedener Independent, schwärmerischer Idealist, dem das glänzendste Bild bürgerlicher und kirchlicher Unabhängigkeit vor Augen schwebte. „Die Bischöfe," rief er aus, „haben nicht nur unsere geistlichen Rechte verletzt, sondern sie haben uns auch um unsere politische Freiheit bringen wollen. Sie haben uns diese unsere beiden Augen rauben wollen, wie die Philister dem Simson, auf daß wir in ihrer Mühle Knechtesdienste leisten sollten. Laßt uns Rache nehmen an diesen Philistern ... Diese Pflanze ist nicht von der Rechten Gottes gepflanzt worden, sie ist von Fäulniß angefressen, sie muß ausgerottet werden."

Stießen die radikalen Ideen Vanes und seiner Genossen schon bei den Gemeinen auf großen Widerstand, so durfte man nicht hoffen, bei den Lords mit ihnen durchzudringen, zumal solange die angegriffenen Bischöfe selbst unter diesen Sitz und Stimme hatten. Um sie einzuschüchtern, wurde daher eine Anklage gegen sie erhoben wegen Verkündigung der Canones des Jahres

1640, die so viel böses Blut gemacht hatten. Man erklärte diese Satzungen der letzten Konvokation für Angriffe auf die Grundgesetze des Reiches und forderte gerichtliches Verfahren gegen ihre Urheber. Währenddessen hatte John Pym in einer Konferenz mit den Lords eine Reihe von Anträgen vorgelegt, die dazu bestimmt waren, dem parlamentarischen Uebergewicht eine neue Verstärkung zu geben. Ihr wesentlicher Zweck war, eine noch gründlichere Aenderung des Regierungspersonals zu bewirken. Der König sollte gebeten werden, die Leitung der Geschäfte, das Kommando der Milizen, die Bewachung der Häfen lediglich Männern des parlamentarischen Vertrauens zu überlassen, namentlich alle Personen katholischen Glaubens vom Hofe zu entfernen. In dem ganzen Aktenstück sprach sich ein unverhohlenes Mißtrauen gegen Karl I. und seine Gemahlin aus. Dieses Mißtrauen wurde, abgesehen von früheren und von den jüngsten Erfahrungen, besonders dadurch genährt, daß man hörte, der König beabsichtige London zu verlassen, um sich nach Schottland zu begeben. Eine solche Reise schien um so bedrohlicher zu sein, so lange das Heer im Norden noch nicht völlig aufgelöst war. Karl I. ließ sich indessen von seinem wohlüberlegten Entschlusse nicht abbringen. Er trat nach Bestätigung einer großen Anzahl von Gesetzesvorschlägen am 10. August seine Reise an, für welche die unleugbare Nothwendigkeit, die Verhältnisse Schottlands zu ordnen, den natürlichen Grund abgab. Eine Kommission des Parlamentes folgte ihm nach, scheinbar um die Interessen Englands gegenüber Schottland wahrzunehmen, in der That, um den König Schritt für Schritt zu überwachen.

Das Parlament blieb noch einige Zeit zusammen. Dann unterbrach es, da die Pest in London wüthete, ermüdet seine Thätigkeit, indem es sich vom 9. September bis zum 20. Oktober vertagte. Jedes Haus ließ einen Ausschuß zurück, der, mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet, während des Recesses versammelt bleiben sollte. — Der erste Akt der Geschichte des langen Parlamentes war geschlossen. Es hatte im Zeitraum von zehn Monaten nicht nur für die Handlungen der Willkürherrschaft eine vollständige und blutige Sühne genommen, sondern der englischen Verfassung ein ganz neues Gepräge gegeben. Von der Prärogative des Königthums wurde Stück für Stück abgerissen. Das Parlament wurde zur ersten Macht im Staate. Es sicherte sich die Gewähr seiner Fortdauer. Es rüttelte an den Grundlagen der Landeskirche. Es forderte Besetzung der Staatsämter nach seinem Willen und machte schon Anstalten, in die Militärhoheit der Krone einzugreifen. Karl I. hatte alles über sich ergehen lassen. Die glückliche Entdeckung des gefährlichen Versuches einer gewaltsamen Reaktion hatte dem Parlamente erst recht dazu verholfen, die Widerstandskraft des Königs zu brechen. Aber er war, seiner Gewohnheit nach, keineswegs gewillt, seine Zugeständnisse als dauernde zu betrachten. Er hoffte noch seine alte Stellung zurückerobern zu können, und von dieser Hoffnung erfüllt, begab er sich nach Schottland.

Fünftes Kapitel.

Der Bruch zwischen Parlament und König.

Wenn Karl I. auf den Gang der Ereignisse zurückblickte, so mußte er sich sagen, daß wesentlich die innige Verflechtung der englischen und schottischen Angelegenheiten seine Niederlage herbeigeführt hatte. Das siegreiche Vordringen des schottischen Heeres hatte ihn zur Berufung des Parlamentes genöthigt. Die Führer des Parlamentes hatten im Einverständniß mit den schottischen Covenanters gehandelt. Die Sache der Opposition in beiden Reichen von einander zu trennen, die Häupter der schottischen für sich zu gewinnen, war der vornehmste Zweck seiner Reise. Demgemäß erkannte er, in Edinburg angelangt, die wichtigsten inzwischen geschehenen Veränderungen an: die Beschlüsse der kirchlichen Generalversammlung und des Parlamentes, die Aufhebung des Bisthums und die erweiterte Macht der Stände. Er suchte namentlich das bedeutendste Mitglied der Covenanters zu befriedigen: Argyle, den stolzen Beherrscher von Argyleshire mit den westlichen Hochlanden und Inseln, „König Campbell" wie er sich wohl nennen durfte, den ernsten, verschlagenen, presbyterianischen Großen, der mit den Ansprüchen eines celtischen Clan-Häuptlings den Ehrgeiz verband, eine hervorragende politische Rolle spielen zu wollen. Selbst Hamilton, der alte Rathgeber des Königs, der von den Covenanters so viel zu fürchten hatte, sah keine andere Rettung vor Augen, als sich ihnen unbedingt anzuschließen.

Doch war das gegenseitige Mißtrauen durchaus noch nicht aufgehoben. Argyle und seine Genossen waren schon vor der Ankunft Karls I. einem royalistischen Komplotte auf die Spur gekommen und hatten die hervorragendsten Theilnehmer desselben in ihre Gewalt gebracht. Keiner von diesen war ihnen so verhaßt wie der junge Graf von Montrose, der kühne Nebenbuhler Argyles, dessen anziehende Gestalt von der romantischen Dichtung über Verdienst verklärt worden ist.[1]) Feurigen Temperamentes, von dichterischer Phantasie, durch das Studium der antiken Schriftsteller zur Nacheiferung der Heroen des Alterthums entflammt, hatte er sich in die Parteikämpfe seiner Heimat gestürzt und anfangs in den vordersten Reihen der Covenanters geglänzt. Er war der erste gewesen, der bei dem Einmarsch in

1) Mark Napier, Memoirs of the Marquis of Montrose, Edinburg 1856.

England sein Roß über den Tweed geführt hatte. Bald fühlte er sich durch die Nüchternheit des Presbyterianismus und den Hochmuth Argyles abgestoßen. Er begann einen geheimen Briefwechsel mit Karl I. und schloß mit einigen anderen Adligen einen Bund, der gegen Argyle gerichtet war. Die Entdeckung dieser Umtriebe hatte zur Folge, daß Montrose nebst dreien seiner Anhänger gefangen aufs Schloß von Edinburg verbracht wurde. Dem Könige kam alles darauf an, diese Getreuen vor der Rache ihrer Gegner zu retten. Auch wollten sich diese zur Schonung der Verschwörer verstehen. Allein noch ehe man einig geworden war, entwichen Argyle, Hamilton und sein Bruder Lanark plötzlich aus Edinburg, weil sie von einem neuen Komplotte bedroht seien. Die räthselhafte Sache machte das größte Aufsehen über die Grenzen Schottlands hinaus, und Karl I. beeilte sich, feierlich vor dem schottischen Parlamente jede Verdächtigung von sich abzuwehren. Bald danach kehrten die Geflüchteten zurück, bedeutend in ihrer Macht gekräftigt. Die Gefangenen wurden allerdings in Freiheit gesetzt, aber die wichtigsten Staatsämter wurden Argyle und seinen Genossen überlassen, unter der Voraussetzung, daß sie sich in die Angelegenheiten Englands nicht mischen würden. Die schottische Nation war vollkommen beruhigt, die Geistlichkeit führte eine loyale Sprache, und Segenswünsche begleiteten den Monarchen, als er im November sein heimatliches Reich verließ.

Schon vorher war das Parlament in London wieder zusammengetreten. Indem es die abgebrochenen Debatten wieder aufnahm, trat immer deutlicher eine Parteispaltung hervor, die schon lange vor dem Beginne des Recesses zu bemerken gewesen war. Aus der Masse der anfangs einigen Opposition hatte sich eine Gruppe der Gemäßigten abgeschieden, welche dem rücksichtslosen Vorgehen der Pym, Hampden, Haselrig, Cromwell, Vane und der ihnen gleich Gesinnten widerstrebte.[1]) Viele Mitglieder hatten sich mit nicht geringerem Eifer wie diese daran betheiligt, Genugthuung für die Zeit der Willkürherrschaft zu fordern. Sie waren die erbittertsten Gegner Straffords gewesen. Sie wollten einen Damm aufrichten gegen den Absolutismus. Sie wollten die bischöfliche Macht beschränken. Aber sie wollten das Parlament nicht dauernd über die Krone erheben und die Kirchenverfassung nicht von Grund aus abändern. Das Auftauchen und die Ausbreitung von religiösen Sekten, namentlich in London, erfüllte sie mit den größten Besorgnissen. Im Oberhause hatten sie im Bunde mit den Bischöfen selbst eine überwältigende Majorität über die Lords von puritanischer Gesinnung. Im Unterhause verfügten sie über eine sehr bedeutende Anzahl von Stimmen. Hier wurden sie geführt von Lord Falkland, Hyde, Colepepper, Edmund Waller u. a., Männern von Talent und Hingebung, von denen einige einen großen Namen in der englischen Geschichte gewonnen haben. Wenn Hyde erst in einer

1) Für das Folgende ist von Wichtigkeit der Aufsatz Parliamentary Royalism in Sanfords Studies p. 380—467.

anderen Epoche, als Lord Clarendon, seinen Hauptruhm erlangte, so riß ein jäher Tod die glänzende Gestalt Falklands schon sehr bald vom Schauplatz ihrer Thaten weg. Falkland war unstreitig die anziehendste Erscheinung



Lord Falkland.
Nach dem Stiche von E. Scriven; Originalgemälde von van Dyck.

dieser Gruppe: ein Mann von großer persönlicher Liebenswürdigkeit, Gönner der Gelehrten und Schriftsteller, immer bereit zu helfen und frei von dogmatischer Engherzigkeit. — Die große Schwäche dieser Mittelpartei lag darin,

daß sie über kein bestimmtes Programm gebot und daß sie nach unten wie nach oben ohne rechten Halt war. Ihre Mitglieder wurden gezwungen die Rolle zu wechseln, aus Angreifern Vertheidiger zu werden. Sie mußten oft



Edward Hyde.
Nach dem Stiche von R. Cooper; Originalgemälde von Peter Lely.

genug ihre politische Vergangenheit verleugnen und waren doch der Zukunft keineswegs sicher, da die Persönlichkeit Karls I. keinerlei Bürgschaften gewährte. Schritt für Schritt sahen sie sich immer weiter ins Lager der Hofpartei

gedrängt, um zuletzt zum offenen Bruche mit der parlamentarischen Mehrheit zu gelangen.

Die entschiedene Opposition hatte dagegen den Vortheil, zu wissen, was sie wollte. Sie erstrebte die Suprematie des Parlamentes gegenüber der Krone und die Entfernung der Bischöfe, die nur Beamte der Krone waren. Sie hatte volles Recht, dem Könige zu mißtrauen und fand in diesem Mißtrauen den vornehmsten Beweggrund, immer weiter vorwärts zu drängen. Die schottischen Vorgänge erweckten den lebhaftesten Argwohn. Man äußerte die Befürchtung, daß die dortigen royalistischen Verschwörer auch in England Verbindungen gehabt hätten. Nachrichten von Komplotten und Mordplänen wurden durch einzelne auffallende Erscheinungen unterstützt, wie denn Pym eines Tages in einem Drohbriefe ein Lappen zugesteckt wurde, der in einer Pestbeule getränkt worden war. Wie immer richtete sich der hauptsächlichste Verdacht gegen die „Papisten" und gegen die Umgebung der Königin. Vorsichtsmaßregeln aller Art wurden getroffen, die Wachtposten in der Stadt verstärkt, der Zugang zum Parlamente durch Milizen besetzt.

In dieser aufgeregten Stimmung erhielt man die erste noch ungewisse Kunde vom Ausbruche der Rebellion in Irland. Bald kamen genauere Nachrichten, die jedes englische Herz mit Entsetzen erfüllen mußten. Mit Straffords Sturz war die starke Regierungsgewalt, die er auf der grünen Insel errichtet hatte, zusammengebrochen Das Heer wurde aufgelöst, das Standrecht aufgehoben, die Ausnahmegerichtsbarkeit beseitigt. Es fehlte an einer einheitlichen obersten Leitung, denn der neu ernannte Statthalter, Graf Leicester, war noch nicht auf seinem Posten angelangt. Da erwachte in der Masse der eingeborenen celtisch-katholischen Bevölkerung der Geist der Rebellion. Sie fühlte sich frei von dem Drucke, der auf ihr gelastet hatte. Sie hoffte Rache nehmen zu können für die Aechtung ihres Glaubens, für den Raub ihrer Länder. Das Beispiel der Auflehnung von Schottland und England wirkte auf sie ein und führte hier zu Scenen, die in der ganzen neueren Geschichte kaum ihres gleichen haben. Der erste Gedanke einer Erhebung entstand in dem Kopfe eines Häuptlings von altirischer Abstammung, des verschlagenen Roger More, doch gelang es, auch einige katholische Große von englischer Herkunft für das Unternehmen zu gewinnen. Der Plan der Verschwörer war, sich an einem Tage des Schlosses von Dublin und der übrigen festen Plätze zu bemächtigen, die protestantischen englischen und schottischen Ansiedler zu verjagen oder zu vertilgen, die eingezogenen Ländereien zurückzunehmen, die katholische Religion zur allein giltigen zu machen. Am verabredeten Termin, dem 23. Oktober, dem Tage des heiligen Ignatius von Loyola, brach der Aufstand los. Dublin konnte noch im letzten Augenblicke gerettet werden, aber fast auf allen übrigen Punkten wurden die Protestanten wehrlos überfallen, aufgeschreckt und von Haus und Hof gejagt. Die blutdürstigen Massen folgten nur ihren eigenen wilden Antrieben, und die Führer ließen es hie und da nicht fehlen, ihre Wuth noch zu stacheln. Beinahe der ganze Norden

und Nordosten der Insel war den Rebellen preisgegeben, nur ein paar feste Plätze außer Dublin boten in ihren Mauern den halbnackten, verhungerten Flüchtlingen Obdach und Schutz.

England nahm die Kunde von diesen Vorgängen mit einem Schrei der Rache auf. Was geschehen war, wurde vom Gerücht noch hundertfach übertrieben und Tag für Tag hörte man die Greuelerzählungen von erschlagenen Männern, ertränkten Weibern und langsam zu Tode gemarterten Kindern. Die Puritaner hatten so oft dem finstersten Argwohn gegenüber den Anhängern des Papismus Ausdruck gegeben, nun schien sich alles, was sich die puritanische Phantasie nur jemals ausgemalt hatte, zu bewahrheiten. Und das irische Ereigniß äußerte sofort seinen Rückschlag auf die politischen Verhältnisse von England. Es war ein dringendes Gebot des Augenblickes, Truppen nach Irland zu werfen, um die Rebellen zu bekämpfen und die Losreißung der Insel zu verhindern. Sollte man sich aber dazu entschließen, dem Könige diese Streitkräfte anzuvertrauen, hatte man genügende Bürgschaft dafür, daß er sie nicht gegen das Parlament verwenden würde? Noch standen vornehme Katholiken bei ihm in Gunst, die spanische Faktion am Hofe war, wie man zu wissen glaubte, noch sehr mächtig, und was das Verdächtigste war, die irischen Aufrührer selbst deckten sich durch den Namen Karls I. und seiner Gemahlin. Einer der einflußreichsten Führer, Phelim O'Neile, setzte einen angeblichen, aus Edinburg datirten Befehl des Königs in Umlauf, dem zufolge dieser seine getreuen katholischen Unterthanen Irlands ermächtigte, sich auf die protestantischen Ansiedler englischer Nationalität und ihre Güter zu stürzen. Das Heer der Rebellen nannte sich abwechselnd „Armee des Königs" und „Armee der Königin". Karl I. hatte in Wahrheit nicht den mindesten Antheil an der Entfesselung des irischen Aufstandes, aber die Mitschuld des Hofes wurde um so eher in weiten Kreisen angenommen, je deutlicher es war, daß die irische Bewegung sich gegen die in England emporgekommene Macht des Puritanismus richtete. Auch faßte der König seinerseits das Ereigniß in diesem Sinne auf. „Ich hoffe," ließ er einen seiner Vertrauten von Schottland aus wissen, „die bösen Nachrichten aus Irland werden einige Thorheiten in England verhindern."

Die Führer der radikalen Partei im Parlamente wußten diese Lage der Dinge vortrefflich auszunutzen. Sie stellten den Lords vor, daß man den König ersuchen müsse, seine „übeln papistischen Rathgeber" zu entlassen. Sie wünschten die Mitwirkung des Oberhauses, um im Nothfall lediglich durch parlamentarische Verordnung über die Milizen des Reiches diesseits des Trent gebieten zu können. Ein Ministerium aus der Mitte der Mehrheit genommen, die Landesvertheidigung dem ausschließlichen Verfügungsrecht der Krone entzogen: darin spitzten sich die Forderungen Pyms und seiner Genossen zu. Diese Wünsche sollten dem Könige selbst, als eine unverblümte Drohung, durch die Kommissäre des Parlamentes vorgetragen werden, die ihm auf der Reise als Aufseher beigegeben worden waren. Zu gleicher Zeit sollte eine Art von Berufung ans Volk ergehen durch Verbreitung eines Aktenstückes,

dessen Berathung unter den leidenschaftlichsten Debatten bei den Gemeinen vor sich ging. Es war die „große Remonstranz", gleichsam eine Geschichte der Willkürherrschaft im Auszuge, mit einer Angabe der Mittel, um ihrer Wiederkehr zu begegnen, nicht weniger als 206 Klauseln enthaltend.[1]) Auch hier waren religiöse und politische Begehren mit einander verbunden. Strenge Ausführung der Strafgesetze gegen die Katholiken, Entfernung der Bischöfe aus dem Oberhause, Berufung einer Nationalsynode für die Vornahme der Kirchenreform, Besetzung der öffentlichen Aemter mit Männern, welche das Vertrauen des Parlamentes genössen: dies Programm sollte dem Könige vorgelegt, dem Lande bekannt gemacht werden. Die Mittelpartei der Gemäßigten bot alle Kräfte auf, um die Verwerfung der Remonstranz durchzusetzen. Ihre begabtesten Redner traten in die Schranken. Aber auch ihre Gegner ließen es an Hartnäckigkeit nicht fehlen. Wäre die Remonstranz nicht angenommen worden, soll Cromwell gesagt haben, so würde er alles verkauft haben, um auszuwandern. Eine Mehrheit von elf Stimmen sprach sich am 22. November für Annahme aus. Es war Mitternacht geworden, beispiellos lange hatte die Sitzung gewährt, da flammte ein neuer Streit über die Frage auf, ob die Remonstranz sofort gedruckt werden sollte. Die Gemäßigten drohten ihren Protest einzulegen. In dem Tumult, der sich hierbei erhob, ergriffen einige Mitglieder die Schwerter, erst Hampdens klare Stimme stellte die Ruhe wieder her. Der Druck wurde vorläufig unterlassen.

Wenige Tage nach dieser stürmischen Sitzung langte der König wieder an. Er war sehr zufrieden mit der Aufnahme, die ihm zu Theil wurde. Die City empfing ihn mit allen Anzeichen freudiger Loyalität. In Guildhall wurde ihm ein glänzendes Gastmahl gegeben. Als er bei Fackelschein nach Whitehall zurückkehrte, jauchzten die Massen ihm zu. Seine Zuversicht hob sich. Er befahl die Auflösung der Schutzwache, die das Parlament sich gegeben hatte, „da seine Gegenwart ein genügender Schutz für dasselbe sei". Am 1. December empfing er in Hamptoncourt eine Deputation des Unterhauses, die ihm die große Remonstranz überreichte. Es geschah unter Verlesung einer Petition, welche nochmals die beiden hauptsächlichsten kirchlich-politischen Begehren: Entfernung der Bischöfe aus dem Parlamente, Entlassung der übeln Rathgeber, hervorhob. Der König warf beim Zuhören nur einige Bemerkungen ein, erklärte sich zu einer späteren Erwiderung bereit und gab dem Wunsche Ausdruck, daß man bis dahin mit der Veröffentlichung der Remonstranz warten möge. Alles war in den Formen der Höflichkeit vorgegangen, aber offenbar befand man sich in gespannter Lage. Schon war es zu Plänkeleien zwischen aufgeregten Volkshaufen und einer neuen Schutzgarde gekommen, die

1) Mit großer Ausführlichkeit hat John Forster die Debatten über die große Remonstranz dargestellt in seiner Arbeit: The grand Remonstrance (enthalten in den Historical and biographical essays. Vol. I. 1858, separat 1860).

der König dem Parlamente aufdringen wollte. Auch steigerte das Auftreten Karls I. selbst das herrschende Mißtrauen. Er beklagte sich beim Parlamente darüber, daß man die Zeit vergeude und nicht auf schleunige Bewilligung von Mitteln zur Bekämpfung der irischen Rebellen bedacht sei. Er erließ eine Proklamation, in der er alle Aenderungen des kirchlichen Rituals, wie sie parlamentarische Verfügungen hervorgerufen hatten, strengstens verbot. Kaum ein paar Tage vergingen, in denen sich nicht irgend ein Konflikt erhoben hätte. Das Unterhaus berieth eine Bill über das Anwerben von Soldaten für den irischen Feldzug. Der König griff in die schwebende Berathung durch die voreilige Erklärung ein, er werde nur unter Wahrung seiner Prärogative die Bill bestätigen, wofür ihm dann freilich der Protest beider Häuser eine Entschuldigung abnöthigte. Die große Remonstranz wurde gegen den Wunsch des Königs gedruckt. Er stellte ihr eine Antwort gegenüber, welche einige Gereiztheit durchblicken ließ und nichts Bestimmtes versprach. Unter solchen Umständen war weniger als je daran zu denken, daß die alte niemals gänzlich aufgegebene Idee, den Führern der Majorität die höchsten Staatsämter zu überlassen, sich hätte verwirklichen sollen. Im Gegentheile führte der König den Entschluß aus, hervorragende Mitglieder der Minderheit in seine Dienste zu ziehen und auf diese Weise dauernd an sich zu fesseln. Lord Digby, der mit der größten Heftigkeit die wider Strafford gerichtete Bill of attainder bekämpft hatte, der Sohn des wieder zu Gnaden aufgenommenen Lord Bristol, ein Mann von Geist und Entschlossenheit, wurde der vertrauteste Rathgeber des Königspaares. Falkland und Colepepper waren für die Posten des Staatssekretärs und des Kanzlers der Schatzkammer ausersehen. Edward Hyde stellte, noch ohne ein Amt zu erhalten, sein Talent und seinen Einfluß dem Könige zur Verfügung. Alle diese Männer wurden von da an zu Mitschuldigen seiner Handlungen, wenn auch nicht jeder von ihnen den Staatsstreich, den er vorbereitete, vollkommen billigte. Man hatte das Vorgefühl einer drohenden Gefahr. Im Berathungssaale zu Westminster fielen bittere Worte vorzüglich gegen Bristol und Digby, aber noch erregter war die Stimmung der draußen harrenden Volksmassen.

Schon längst war ein großer Theil der Bürgerschaft von London sehr unzufrieden mit den städtischen Behörden und sehr besorgt wegen der Zukunft. Vielen war der Lord-Mayor als ein Anhänger des Hofes verdächtig und der Gemeinderath von zu wenig puritanischem Eifer beseelt. Neuwahlen veränderten diese Körperschaft allerdings im Sinne der Freunde kirchlicher Reform, aber noch immer waren die Gemüther von ängstlichen Besorgnissen erfüllt. Es gährte in den mittleren und unteren Ständen. Die zahlreiche Klasse der Lehrburschen, von ihren Meistern nicht zurückgehalten, war leicht bei der Hand, wo es galt, einen Druck auf die Regierung auszuüben. Diese selbst stachelte das Mißtrauen der Bürger noch mehr, indem sie den populären Kommandanten des Tower absetzte und diesen wichtigen Posten dem Colonel Lunsford übertrug. Lunsfords Vergangenheit war nicht die beste,

auch war er in das Soldatenkomplott des Frühlings verwickelt gewesen. Man traute ihm jede Gewaltthat zu. Der Kaufmannschaft wurde bange wegen der Gold- und Silberbarren, die im Tower niedergelegt waren. Das Unterhaus beschloß eine Petition, in der die Absetzung Lunsfords erbeten werden sollte. Im Oberhause waren zweiundzwanzig Peers derselben Meinung. Der Lord-Mayor selbst rieth dem Könige die Maßregel zurückzunehmen, aber als es geschah, war es schon zu spät, um tumultuarische Zusammenrottungen zu hindern. Es war die Zeit des Weihnachtsfestes, die Straßen waren trotz der Kälte von Feiernden gefüllt. Im Palast von Whitehall andererseits fand sich eine Art von königlicher Garde zusammen, aus Höflingen, abgedankten Officieren und Soldaten gebildet, die es an Aufreizungen des Volkes nicht fehlen ließ. Am 27. December kam es in der Nähe von Westminster zu blutigen Kämpfen. Lehrburschen, Handwerker und Matrosen schlugen sich mit Lunsford und seinen Bewaffneten herum, mehrere Bürger wurden verwundet. In diesen Raufereien sollen zuerst die Spottnamen „Kavaliere“ und „Rundköpfe“ herüber und hinübergeflogen sein, Stichworte, welche ein paar Jahrzehnte hindurch ebenso berühmt waren, wie es später die Bezeichnungen „Tories“ und „Whigs“ geworden sind. Unter Kavalieren verstand man die Anhänger des Hofes, die Männer von geschniegelter Tracht und Mode. Diese nannten ihre Gegner Rundköpfe, indem sie sich über die einreißende Sitte lustig machten, das frei herabwallende Lockenhaar möglichst kurz abzuschneiden. Doch zeigen die Porträts jener Zeit zur Genüge, wie wenig zutreffend dieses Wort „Rundkopf“ als Parteibezeichnung im ganzen und großen gewesen ist. Denn die Puritaner Milton und Cromwell pflegten beispielsweise einen Haarschmuck zu tragen, dessen sich keiner der eifrigsten Royalisten hätte zu schämen brauchen.

Während des Tumultes sahen sich namentlich die Bischöfe, als sie sich zu den Sitzungen des Oberhauses begeben wollten, Schmähungen aller Art ausgesetzt. Sie waren seit Monaten die Zielscheibe der heftigsten Angriffe gewesen. Ihrem Einflusse schrieb man es zu, daß die Lords sich nicht in ihrer Mehrheit dem Proteste des Unterhauses gegen Lunsfords Ernennung angeschlossen hatten. Einem der kirchlichen Würdenträger, dem kürzlich zum Erzbischof von York beförderten Williams, wurde sein geistliches Gewand zerrissen. Auf seine Einladung versammelten sich elf seiner Kollegen in seiner Wohnung und unterschrieben daselbst ein Aktenstück, in dem sie aussprachen, daß die Gewaltsamkeiten des Volkes sie hinderten, pflichtgemäß ihre Sitze im Hause der Lords einzunehmen, und in dem sie alle Akte, die vom 27. December an während ihrer Abwesenheit vorgenommen würden, im voraus für null und nichtig erklärten. Sie übersandten am 30. December diesen Protest dem Könige wie dem Oberhause, ohne zu ahnen, welche Wirkung ihr kühner Schritt haben werde. Die Lords legten den Gemeinen diesen Protest der Prälaten vor. Die Gemeinen fanden in dem Unterfangen, parlamentarische Beschlüsse im voraus für ungiltig zu erklären, einen hoch-

verrätherischen Angriff auf die Grundgesetze des Reiches. Sie klagten die Bischöfe deswegen vor den Lords an und forderten ihre Verhaftung. Die Bischöfe wurden vorgefordert, vernahmen an der Barre des Hauses niederknieend die Anklage, suchten vergeblich sich zu entschuldigen und wurden in Haft verbracht. Was man so lange erstrebt hatte, war infolge einer Uebereilung der Bischöfe selbst erreicht worden. Sie waren aus dem Oberhause entfernt worden, man brauchte, wenn es sich um eine Maßregel kirchlicher Reform handelte, ihren Widerspruch nicht mehr zu fürchten.

Die Majorität des Unterhauses gab sich keine Mühe, ihre Freude über den letzten unvorsichtigen Schritt der Gegner zu verbergen, aber die eindringliche Warnung John Pyms vor einer drohenden außerordentlichen Gefahr rief sie sofort wieder zum Ernste zurück. Pym wußte ohne Zweifel, daß der König einen Hauptschlag gegen das Parlament führen wolle, wennschon er über den Zeitpunkt nicht genau unterrichtet war. Er beschränkte sich auch nur auf dunkle Andeutungen. Vielleicht daß die Gräfin von Carlisle, wie schon früher, die Zwischenträgerin gemacht hatte. Denn diese schöne und geistvolle Dame, ehedem eine Verehrerin Straffords, hatte, seitdem der König ihn aufgeopfert, allem Anscheine nach den Führern der Volkspartei ihre Theilnahme zugewendet, und gefiel sich darin, vom Hofe zu ihnen hinüber ein Gewebe von Intriguen und Heimlichkeiten anzuspinnen. Das Unterhaus begnügte sich damit, den König um Ueberlassung einer Schutzwache aus der City unter dem Kommando des Grafen von Essex zu ersuchen und traf von sich aus einige Vorsichtsmaßregeln. Der König ließ die Gemeinen erst am 3. Januar 1642 seine Antwort wissen. Er beschwor in dieser nochmals „vor dem allmächtigen Gotte", daß ihm kein Grund zu irgend einer Befürchtung vorzuliegen scheine und setzte sein „Königswort" zum Pfande dafür, daß ihm die Sicherung eines jeden Parlamentsmitgliedes vor Gewaltthat ebenso sehr am Herzen liege, wie die Sorge für sein eigenes Leben und das seiner Kinder. Fast in demselben Augenblicke, in welchem das Unterhaus diese Antwort erfuhr, überlieferte der Attorney-General Herbert im Namen des Königs den Lords eine Anklage auf Hochverrath gegen eines ihrer Mitglieder, Kimbolton, der mit den Schotten in enger Verbindung gestanden haben sollte, und gegen fünf Mitglieder der Gemeinen.[1]) Es waren Pym, Hampden, Haselrig, Strode, Holles, fünf Männer, durchaus nicht gleich an Bedeutung, aber dem Hofe sämmtlich verhaßt, weil sie, wie die beiden ersten die Führer des Hauses waren oder, wie die drei letzten, bei so manchem Anlaß und noch in der jüngsten Zeit die Regierung tief verletzt hatten. Der König glaubte mit Erfolg dasselbe Mittel anwenden zu können, dessen sich die Mehrheit des Unterhauses ehedem gegen Strafford bedient hatte. Er zieh die Genannten

1) Die folgenden Vorgänge werden mit minutiöser Genauigkeit und mit dramatischer Lebendigkeit geschildert von John Forster in seiner Studie: Arrest of the five members, 1860.

des Versuches, die Grundgesetze des Reiches umzustoßen und statt dessen eine tyrannische Herrschaft aufzurichten, ohne zu bedenken, daß diese Anklage vor den Lords schon nach ihrer formalen Seite unhaltbar sein mußte.



Lady Lucy Percy, Gräfin von Carlisle.
Nach dem Stiche von P. Lombart; Originalgemälde von van Dyck.

Die Lords hörten der Verlesung des Aktenstückes mit wachsendem Staunen zu. Statt die Verhaftung der Angeklagten zu verfügen, wie der Attorney-General es gefordert hatte, erlaubten sie Kimbolton sofort ein paar Worte der Erwiderung und wählten ein Committee, um die Gesetzmäßigkeit der Anklage zu untersuchen. Digby, der Nachbar Kimboltons, spielte den Ueber-

raschten, flüsterte dem Manne, den er von Herzen haßte, ins Ohr, Seine Majestät müsse sehr schlecht berathen sein, und verließ das Haus, um, wie er sagte, weiteres Unheil durch seine Einsprache zu verhüten. Währenddessen erfuhren die Gemeinen aus dem Munde Pyms, daß königliche Diener in seine Wohnung, sowie in die Zimmer von Hampden und Holles, eingedrungen seien, um ihre Papiere zu versiegeln. Sie erklärten diese Handlung ohne Zögern für einen Bruch der parlamentarischen Privilegien und fügten hinzu, daß jedes Mitglied des Hauses gegen den Versuch unbewilligter Verhaftung das Recht der Nothwehr ausüben dürfe. Kaum war dies geschehen, als der königliche Sergeant-at-Arms an der Barre erschien und die Auslieferung der fünf Angeklagten verlangte. Man hieß ihn abtreten und sandte durch eine Deputation dem Könige eine Antwort, die, so maßvoll in der Form sie war, Karl I. über den im Unterhause obwaltenden Geist doch nicht in Zweifel lassen konnte. Sein Verlangen, that man ihm kund, das die Privilegien des Parlamentes berühre, solle ernstlich erwogen und inzwischen dafür gesorgt werden, daß die fünf Mitglieder sich einer gesetzlichen Anklage nicht entzögen. Der Sprecher verpflichtete sie demgemäß, bis auf weiteres Tag für Tag im Hause ihre Plätze einzunehmen. Was ferner geschah, bezeugte gleichfalls die Besonnenheit und Energie, welche die Vertreter des Landes in diesen kritischen Stunden beseelten. Es war selbstverständlich, daß man mit den Lords zu einer Konferenz zusammentrat. Dann wurden die auf Befehl des Königs angelegten Siegel abgerissen und die Männer, die in seinem Auftrag gehandelt hatten, verhaftet. Endlich erging die Aufforderung an die städtischen Behörden, dem Parlamente aus Milizen eine Schutzwache zu geben.

Der König hatte unleugbar eine Niederlage erlitten. Wollte er seine Absichten durchsetzen, so blieb ihm nichts übrig, als Gewalt zu versuchen. Er schreckte auch davor nicht zurück. Die parlamentarischen Ansprüche hatten sich Schritt für Schritt gesteigert, auf allen Gebieten des Staatslebens wurde seine Autorität erschüttert, die kirchlichen Zustände waren mit einer Umwälzung von Grund aus bedroht, die Männer seines Vertrauens waren die Zielscheibe gehässiger Angriffe. Er fürchtete, daß selbst seine Gemahlin von einer Anklage heimgesucht werden würde. Besser, mochte er denken, mit einem kühnen Griffe das Netz zerreißen, das ihn einschnürte, als sich langsam immer fester in seine Maschen verstricken lassen. In der Nacht vom 3. auf den 4. Januar wurde in Whitehall Berathung gepflogen. Wer daran Theil genommen hat, bleibt dunkel, jedenfalls aber war der Antrieb der Königin von größtem Einfluß. Der Lord-Mayor wurde aus dem Schlafe geweckt und empfing ein Verbot des Königs, dem Hause der Gemeinen die verlangte Milizwache zu gewähren, sowie strengen Befehl, jeden Tumult mit Anwendung von Waffengewalt zu unterdrücken. Der Tower war zum Widerstande gerüstet. Die Kavaliere und Soldaten, welche sich im Schlosse aufzuhalten pflegten, standen zur Verfügung. Die jungen Zöglinge der Rechtskollegien,

die immer durch ihre Loyalität ausgezeichnet waren, wurden um ihren Beistand ersucht.

Am Morgen des 4. Januar versammelte sich das Unterhaus. Man hatte Nachricht von den Rüstungen des Hofes, von den Ansammlungen Bewaffneter um Whitehall und säumte nicht, bei den Rechtskollegien Erkundigungen einzuziehen. Auch wurde den städtischen Behörden Mittheilung von der Gefahr gemacht, in der das Parlament schwebe. Das hinderte aber nicht, daß man sich Zeit nahm, die fünf Angeklagten, einen nach dem anderen, zu hören, und daß man beschloß, mit den Lords in Berathung zu treten, um den Urhebern der Anklage, dieses „skandalösen Libelles", nachzuforschen. Um zwölf Uhr wurde die Sitzung für eine Stunde unterbrochen. In dieser Zwischenzeit ließ der Oberkammerherr Pym und seinen Genossen heimlich sagen, der König beabsichtige Hand an sie zu legen. Die Nachmittagssitzung war kaum eröffnet, die fünf hatten eben wieder ihre Plätze eingenommen, als ein Kapitän Langres, vermuthlich vom französischen Gesandten geschickt, einen seiner Freunde im Hause herausrufen ließ und ihm athemlos die Meldung brachte, der König sei schon im Anzuge. Sofort wurde der Sprecher William Lenthall davon in Kenntniß gesetzt. Er theilte es dem Hause mit, und dies beschloß, daß die fünf Mitglieder sich entfernen dürften. Strode, der das Schlimmste erwarten wollte, wurde den vier anderen gewaltsam nachgedrängt. Eine Barke nahm sie auf und führte sie, die Themse hinab, in die City.

Es war die höchste Zeit gewesen. Der König war schon mit ein paar hundert Bewaffneten in der großen Halle von Westminster angelangt. Die Krämer, die hier ihre Waaren feil hielten, schlossen, erschreckt durch das Eindringen der Soldaten, eilig ihre Läden. Auf Befehl des Königs blieb die Masse zurück. Ein kleiner Haufe folgte ihm auf die Treppe, die zur St. Stephans-Kapelle, dem Sitzungslokale der Gemeinen, hinführte. Er selbst trat in das Haus ein, nur von seinem Neffen, dem Kurprinzen von der Pfalz, begleitet. Die Thüre blieb offen, man sah die draußen Stehenden mit Schwertern und Pistolen bewehrt. Leicht grüßend durchschritt der König die Versammelten, die sich unbedeckten Hauptes erhoben hatten. Er blickte nach dem Sitze Pyms und wandte sich dann an den Sprecher mit den Worten: „Herr Sprecher, ich muß für kurze Zeit um Ihren Stuhl bitten." Ohne niederzusitzen redete er von der Estrade herab nach einer langen Pause die Versammlung an. „Gentlemen," begann er, „ich bedaure den Anlaß, weswegen ich hierher gekommen bin. Gestern habe ich einen Sergeant-at-Arms aus einem sehr triftigen Grunde entsandt, um einige auf meinen Befehl des Hochverrathes Angeklagte zu verhaften. Ich erwartete darauf Gehorsam, aber keine Botschaft. Und ich erkläre Euch hier: obwohl niemals ein englischer König mehr auf genaueste Aufrechthaltung Eurer Privilegien bedacht war, als ich es bin, so sollt Ihr doch wissen, daß in Fällen von Hochverrath niemand ein Privilegium besitzt. Und deshalb bin ich jetzt gekommen, um nachzusehen, ob einer der Angeklagten hier ist." Er

hielt, sich umschauend, einen Augenblick inne. „Ich sehe keinen, und ich denke doch: ich sollte sie kennen. — Ich muß Euch sagen, Gentlemen, so lange diese, keines leichten Vergehens, sondern des Hochverrathes bezichtigten Personen hier sind, kann ich nicht erwarten, daß dies Haus den rechten Weg geht, wie ich ihn von Herzen wünsche. Deshalb bin ich gekommen, um Euch zu sagen, daß ich sie haben muß, wo immer ich sie finde." Er frug: „Ist Mr. Pym hier?" Niemand gab Antwort. Die Frage nach Holles begegnete demselben Schweigen. Er forderte Aufschluß vom Sprecher. „Mit Verlaub, Ew. Majestät," sagte Lenthall niederknieend, „ich habe an dieser Stelle weder Augen zum Sehen, noch eine Zunge zum Sprechen, außer auf Befehl des Hauses, dessen Diener ich bin, und bitte Ew. Majestät ehrerbietigst um Vergebung dafür, daß ich nicht anders antworten kann." „Schon gut," erwiderte Karl, „ich denke, meine Augen sind nicht schlechter als die eines anderen." — Er befand sich sichtlich in peinlicher Verlegenheit. „Ich sehe," rief er aus, „meine Vögel sind ausgeflogen; ich erwarte, daß Ihr mir sie sendet, sobald sie zurückkehren." Was er noch hinzufügte, bestand in der Versicherung „er habe nie an Gewaltthat, sondern nur an Rechtsverfahren gedacht" und in der Drohung, falls man die Auslieferung der fünf verweigere, „werde er sie schon selbst zu finden wissen". Dann verließ er mit finsterer Miene den Saal. Aus den Reihen der Versammelten folgte ihm der Ruf: „Privilegium, Privilegium". Ungeduldig hatten seine Getreuen draußen wie auf ein Kommando zum Eindringen gewartet. Während er sich mit ihnen entfernte, vertagte sich das Haus unter tiefer Erregung bis zum folgenden Mittag.

Auch dieser Versuch des Königs war gescheitert. Das hielt ihn aber nicht davon zurück, auf dem betretenen Wege zu verharren. Noch in der Nacht wurde eine königliche Proklamation gedruckt, laut welcher, im Falle eines Fluchtversuches der fünf Mitglieder, die Häfen gesperrt werden sollten. Morgens erschien der König selbst in der City, um die Auslieferung der Angeklagten zu erzwingen. Dort, im Schoße der treuen Bürgerschaft, in einem Hause der Colemanstraße, hatten sie ein sicheres Versteck gefunden. Die ganze Nacht über hatten Patrouillen die Straßen durchzogen, die Thore waren geschlossen, und beängstigende Gerüchte flogen durch die Luft. Als der König ohne Gefolge Temple-Bar durchfuhr, mußte er aus den Menschenmassen zu beiden Seiten der Straße den verhaßten Ruf hören: „Privilegium des Parlamentes". Ein Zettel mit der Aufschrift: „Zu deinen Zelten Israel", wurde in seinen Wagen geworfen. Auf die Ansprache, die er in Guildhall an die städtischen Behörden hielt, folgte ein verwirrtes Geschrei. „Gott segne den König" konnte man von der einen Seite hören, „Privilegien des Parlamentes" von der anderen. Förmliche Zwiegespräche entstanden, in die Karl I. sich einmischte. Man müsse, sagte er, zwischen Parlament und Hochverräthern, die in ihm säßen, unterscheiden. Die Privilegien wolle er achten, aber sie könnten unmöglich Hochverräther vor Strafe schützen. Auch

damit erreichte er nichts. Nachdem er leutselig bei einem der Sheriffs sein Mahl genommen hatte, kehrte er in seinen Palast zurück, von den früheren unzweideutigen Rufen verfolgt. Noch denselben Tag befahl er eine Proklamation abzufassen, in der allen Unterthanen geboten wurde, die fünf Mitglieder, wo sie ihrer habhaft würden, gefangen zu nehmen.

Das Haus der Gemeinen erklärte inzwischen, unter lebhaftem Widerspruch der königlich Gesinnten, das Geschehene für einen Bruch seiner Privilegien, vertagte sich, weil seine Sicherheit gefährdet sei, bis zum elften und wählte einen Ausschuß, der seine Sitzungen in der City halten sollte. Es war ein meisterhafter Schachzug. Der Bund zwischen Parlament und Bürgerschaft wurde dadurch noch enger geknüpft. Auch nahmen die fünf Mitglieder alsbald Antheil an den Sitzungen des Ausschusses. Noch schien nicht alle und jede Gefahr geschwunden zu sein. Man munkelte von einer Verschwörung Digbys und Lunsfords, die Magazine wurden geschlossen, die städtische Miliz trat unter die Waffen, und dem Lord-Mayor wurde es nicht leicht, die panische Aufregung zu beruhigen. Jeder Tag brachte dem Könige eine neue Demüthigung. Abgesandte des Gemeinderathes in ihrer Amtstracht machten ihre Aufwartung in Whitehall und hielten ihm in aller Ehrerbietung seine letzten Handlungen vor. Der parlamentarische Ausschuß bezeichnete seine jüngste Proklamation als ein „skandalöses und ungesetzliches" Stück Papier. Das Kommando der bewaffneten Macht der City wurde, ohne sein Befragen, dem populären, puritanisch gesinnten Skippon übertragen, der auf dem Festlande von der Pike auf gedient hatte und nun mit dem Titel eines Generalmajors sein Amt antrat. Zugleich wurde eine Garde gebildet, die das Parlament, wenn es wieder in Westminster zusammenträte, beschützen sollte. Nicht genug damit: auch die Umgegend der mächtigen Stadt wollte ihren Antheil an dem Triumphe des Parlamentes haben, der sich vorbereitete. Von allen Seiten strömten Fremde herbei. Eine Adresse zu Gunsten Pyms, mit tausenden von Unterschriften bedeckt, wurde in die Stadt gebracht. Aus Buckinghamshire langte ein stattlicher Trupp berittener Pächter und Freisassen an, um ihren berühmten Landsmann John Hampden zu beschirmen. Die Geistlichen legten Sonntag den 9. Januar ihren Predigten den 122. Psalm zu Grunde: „Unsere Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem. Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammen kommen soll . . . Wünschet Jerusalem Glück. Es müsse wohlgehen denen, die dich lieben. Es müsse Friede sein inwendig deinen Mauern, und Glück in deinen Palästen."

Dem König und der Königin klang das wie Hohn. Sie konnten sich nicht darüber täuschen, daß die ganze Stadt gegen sie Partei genommen habe. Als Karl I. hörte, daß auch die Matrosen der Themseboote dem Parlamente ihre Dienste angeboten hatten, soll er zornig ausgerufen haben: „Selbst diese Wasserratten verlassen mich." Er wollte nicht Zeuge des Triumphes der Pym und Hampden sein. Am 10. Januar begab er sich

mit den Seinigen nach Hamptoncourt, das er demnächst mit Windsor vertauschte. Er hat das Schloß von Whitehall erst nach Jahren wiedergesehen, als das Richtschwert seinem Haupte drohte. — Am 11. Januar bot die Themse im hellen Glanze der Wintersonne ein prachtvolles Schauspiel. Auf beiden Seiten des Flusses, von London-Bridge bis zur Treppe von Westminster standen die Bürgerwehren der City und von Southwark aufmarschirt, mit ihren Fahnen und Abzeichen, an ihren Hüten und Musketen die gedruckte Protestation des Parlaments zu Gunsten seiner Freiheiten und der protestantischen Religion. Den Strom selbst bedeckten zwei Reihen von Schiffen und Kähnen, zum Theil mit Kanonen besetzt, die Kanoniere mit brennender Lunte in der Hand daneben. Zwischen diesem Spalier, stromaufwärts fahrend, trug eine reichgeschmückte Barke unter Böllerschüssen und Jubelrufen der Zuschauer die fünf Mitglieder des Unterhauses nach Westminster zurück. Als sie ihre Sitze wieder einnahmen, erhob sich der Sprecher nebst der ganzen Versammlung. Im Namen seiner Gefährten drückte John Pym der Bürgerschaft Londons den wärmsten Dank für die bewiesene Gastfreundschaft aus. Die Sheriffs, die Schiffskapitäne, Generalmajor Skippon wurden hereingerufen. Auch ihnen wurde, durch den Sprecher, gedankt. Dann nahm man eine Petition der Leute aus Buckinghamshire entgegen, die sich heftig gegen das Verbleiben „papistischer Lords und der Bischöfe" im Parlamente wandte, und verfügte, daß eine Garde aus den Milizen der Stadt täglich die Wache von Westminster beziehen sollte.

Der Staatsstreich des Königs war völlig mißlungen. Statt sich der parlamentarischen Führer zu entledigen, war er vor ihnen geflohen, und die Sieger führten Stoß auf Stoß gegen seine Autorität.[1]) Dem Scheine nach ließen sie dieselbe freilich unangetastet. Sie gaben vor, nicht weniger für seine Ehre wie für die Privilegien des Parlamentes zu kämpfen. Sie verhandelten mit ihm in den alten ehrerbietigen Ausdrücken. Aber die Formel, die man hie und da schon anwandte „des Königs Wille, ausgedrückt durch beide Häuser," bewies deutlich genug, daß man entschlossen war, nöthigen Falls auch ohne seine Zustimmung zu handeln. Er mußte alles geschehen lassen, was die Führer der Gemeinen, im Bewußtsein ihrer Uebermacht, durch zahlreiche Petitionen von Stadt und Land gestärkt, ins Werk setzten. Der Attorney-General wurde vorgefordert, um sich wegen Einbringung der Anklage wider Parlamentsmitglieder zu rechtfertigen. Gegen alle, die bei dem Attentate des 4. Januar mit Rath oder That mitgewirkt hatten, erging eine Deklaration, die sie für Feinde des Staates erklärte, wofern sie sich nicht stellen würden. „Malignanten, Papisten und üble Rathgeber" sahen sich aufs neue den heftigsten Angriffen ausgesetzt. Lord Digby hatte

1) Buff, Die Politik Karls I. in den ersten Wochen nach seiner Flucht von London und Lord Clarendons Darstellung dieser Zeit, Gießen 1868 (Heidelberger Dissertation). Es wäre wünschenswerth, daß wir mehr kritische Einzeluntersuchungen dieser Art besäßen.

so viel Ursache zur Furcht, daß er in der Flucht auf das Festland die einzige Rettung sah. Colonel Lunsford, der mit seinen Bewaffneten Kingston bedrohte, wurde gefangen. Die festen Plätze von Hull und Portsmouth wurden durch parlamentarische Verfügung gegen einen gefürchteten Handstreich des Königs geschützt. Das ganze Reich sollte wegen der Gefahren, mit denen seine Verfassung und die protestantische Religion bedroht seien, in Vertheidigungszustand gesetzt werden.

Die Lords leisteten dem Andrängen der Gemeinen nur schwachen Widerstand. Schon aber wurde es offen ausgesprochen, daß die Zeit kommen könne, in der man sie für entbehrlich halten werde. Die Revolution ging mit raschen Schritten vorwärts. In einer Konferenz mit dem Oberhause erklärte John Pym: „Die Gemeinen werden sich freuen, bei der Rettung des Reiches auf eure Mitwirkung und Hilfe zählen zu können; sollte ihnen diese aber fehlen, so wird sie das nicht entmuthigen, ihre Pflicht zu thun. Und mag das Reich untergehen oder gerettet werden — aber ich hoffe es wird mit Gottes Hilfe gerettet — so werden sie bedauern, wenn die Geschichte dieses Parlamentes der Nachwelt zu erzählen haben wird, daß das Haus der Gemeinen in solcher Gefahr gezwungen war, das Reich allein zu retten". Einem so entschiedenen Auftreten gegenüber gaben die Lords auch in jener großen Frage nach, die sich auf den dauernden Ausschluß der Bischöfe bezog. Nachdem Männer aus allen Ständen dem Parlamente diesen Herzenswunsch in mehr oder weniger heftiger Weise kundgegeben hatten, waren selbst die „Damen, Kaufmannsfrauen und viele andere des weiblichen Geschlechtes, alle in London oder in den Vorstädten wohnhaft", dem Spotte der Kavaliere zum Trotz, mit einer darauf abzielenden Petition erschienen. Sie beriefen sich auf das Beispiel „des Weibes Tekoas", welches sich nicht gescheut hatte, mit einer Forderung vor David zu treten, und sprachen den Wunsch aus, daß Karl I. das Beispiel des „guten und frommen Königs Asa" nachahmen möge, der die Idolatrie seiner eigenen Mutter nicht dulden wollte. „Wir fürchten," so lautet ein Theil dieser charakteristischen Petition, „daß, wenn nicht die blutdürstige Faktion der Papisten und Prälaten in ihren Plänen gehindert wird, wir selbst in England wie die in Irland ein Elend werden durchmachen müssen, noch schlimmer als das frühere; daß wir die Wuth nicht nur von Menschen, sondern von eingefleischten Teufeln werden ertragen müssen, zu schweigen von der Knechtschaft unseres Gewissens, das uns theurer ist als irgend etwas sonst." Einen Tag nachdem diese Petition dem Unterhause eingereicht und von Pym mit höflichen Dankesworten erwidert worden war, stimmten die Lords der Bill zu, welche die Bischöfe ihrer Sitze im Oberhause beraubte (5. Februar).

Ohne Zweifel war es weniger der von außen kommende Druck als das Einverständniß mit dem Hofe, was die bis dahin widerstrebenden Peers zur Nachgiebigkeit bewog. In der ersten Zeit nach dem Verlassen der Hauptstadt hatte Karl I. noch gehofft, durch die Einnahme irgend eines festen

Platzes in der Nähe von London seine Stellung verbessern zu können. Die Königin, die immer für thatkräftiges Handeln war, hat selbst kein Geheimniß daraus gemacht, daß die Flucht aus London in dieser Absicht geschehen sei. Die Bewegungen Lunsfords und anderer Kavaliere hatten gleichfalls darauf hingedeutet. Als aber die entschiedenen Maßregeln des Parlamentes alle diese Pläne durchkreuzten, entschloß man sich in Windsor, anders zu handeln. Die Königin sollte ihren schon öfter erwogenen Plan ausführen: England für einige Zeit zu verlassen, um der bedrängten Monarchie vom Festlande her Hilfe zu verschaffen. Sie wollte einen Theil der Kronjuwelen mit sich nehmen, um sie zu verkaufen oder zu verpfänden und hoffte eine ansehnliche Masse von Munition und Waffen zurückzubringen. Es war nicht schwer, einen Vorwand für ihre Reise anzugeben. Die Prinzessin Mary, noch ein Kind, war mit dem Prinzen von Oranien verlobt worden. Man konnte es der Mutter nicht verübeln, daß sie die Tochter persönlich in ihr zukünftiges Heim zu geleiten wünschte, so viel Grund man auch hatte, eine Unterstützung des englischen Königthums durch das oranische Haus befürchten zu müssen. Der König gedachte währenddessen langsam nach dem Norden zurückzuweichen, sich dem unmittelbaren Einflusse des Parlamentes zu entziehen und seine Getreuen zum Entscheidungskampfe um sich zu sammeln. Ein glückliches Gelingen dieser Entwürfe war unmöglich, wenn nicht äußerlich für einige Zeit das Einverständniß mit dem Parlamente erhalten blieb. Der König hütete sich daher, es durch schroffes Auftreten zu verletzen. Dazu gedrängt, die gerichtliche Verfolgung der angeklagten Mitglieder endlich einzuleiten, demüthigte er sich soweit, zu erklären, er wünsche die Sache ganz fallen zu lassen. Er willigte darein, daß der bisherige Kommandant des Tower einem anderen Platz mache. Er bestätigte eine Bill über die Anwerbung von Soldaten für den irischen Feldzug. Und so gab er gleichzeitig jenem wichtigen Gesetze seine Zustimmung, welches alle Personen geistlichen Standes von der „Ausübung weltlicher Gerichtsbarkeit und Autorität" ausschloß und somit vor allem den Bischöfen Sitz und Stimme im Oberhause entzog.

Selbst dies schien ihm noch nicht genügend, um die puritanischen Herzen zu beruhigen. Er erklärte sich bereit, die ganze Frage einer Aenderung der Kirchenverfassung und des Rituals der Weisheit des Parlamentes zur Erwägung anheim geben zu wollen, ermahnte zur Eile und bat um Vorlage eines vollständigen Entwurfes. Er versprach, alle gegen die katholischen Rekusanten erlassenen Gesetze sorgfältig und strenge auszuführen, einige verurtheilte Priester zu verbannen und überhaupt die Anwesenheit papistischer Kleriker nicht ferner zu dulden. Er wollte scheinbar an Eifer für die entschiedene Reform und für die starrste Unduldsamkeit hinter dem entschiedensten und unduldsamsten Puritaner nicht zurückbleiben. Das Parlament konnte nicht umhin, seinen freudigen Dank für diese Botschaft auszusprechen.

Eine Woche darauf am 23. Februar nahm der König in Dover von

seiner Gemahlin Abschied. Sie schiffte sich mit ihrer Tochter ein. In ihrer Begleitung befand sich des Königs Neffe, Prinz Rupert von der Pfalz, dessen glühender Wunsch, gegen das Parlament sein Schwert zu ziehen, sich noch einige Zeit zu gedulden hatte. Karl I. traf seinerseits in Greenwich mit seinen Söhnen, den Prinzen von Wales und von York, zusammen und schlug mit ihnen die Straße nach Norden ein. Je weiter er sich von London entfernte, desto kühler wurde seine Sprache gegenüber dem Parlamente, desto entschiedener wurde sein Widerstand in der großen schon seit Wochen behandelten Frage, der Frage über die Militia. Wer sich nicht selbst verblenden wollte, mußte zugeben, daß es zum Kampfe mit den Waffen kommen werde. Der Bruch zwischen Parlament und König war erfolgt, wenn auch noch Monate lang der Versuch gemacht wurde, die Kluft zu überbrücken. Der Bürgerkrieg hatte bereits begonnen, wenn auch noch kein Kanonenschuß abgefeuert worden war.

Zweites Buch.

Vom Beginne des Bürgerkrieges bis zur Hinrichtung Karls I.

Erstes Kapitel.

Vorbereitungen und Ausbruch des Bürgerkrieges.

Der Kampf, der sich in England zwischen Königthum und Parlament erhoben hatte, war nicht mit Worten auszufechten. Es war kein Kampf um einen Verfassungsparagraphen oder um ein einzelnes Gesetz, sondern um die Suprematie. Das Parlament beanspruchte für das kirchliche und politische Gebiet, für das Auswärtige und Innere die höchste Leitung und berief sich zu diesem Zweck auf Zeugnisse, denen keine Beweiskraft innewohnte. Der König, Schritt für Schritt zurückgedrängt, war niemals ernstlich gewillt, auf die ererbte Stellung zu verzichten und hatte List und Gewalt zu Hilfe gerufen, um das Verlorene wieder einzubringen. Man befand sich eben inmitten der Revolution. Man sprach wohl noch davon, wem das Recht zustehe, aber man meinte damit, wer dadurch an Macht gewinne. Unter solchen Umständen konnte nichts wichtiger sein, als die Entscheidung der Frage, wie es sich mit der Kriegshoheit des Reiches verhalte. Alle anderen Gegenstände des Streites traten hinter diesem zurück. Straffords Scharfblick hatte sehr wohl bemerkt, daß hier die verwundbarste Stelle des Königthums zu finden sei. Die unumschränkten Monarchieen des Festlandes stützten sich auf eine stehende Heeresmacht, die von ständischer Bewilligung unabhängig war. England hatte sich in seiner insularen Abgeschiedenheit mit der alten Milizeinrichtung begnügen können, ohne daß es zur Bildung eines stehenden Heeres gekommen wäre. Wer über die Militia zu verfügen, die militärischen Bevollmächtigten zu ernennen, das Aufgebot in den Grafschaften zu erlassen, Festungen und Magazine, Arsenale und Kriegshäfen zu beaufsichtigen habe: das war die große Streitfrage, von deren Lösung die Zukunft des Landes abhing.

Die eigenthümliche Entwickelung des öffentlichen Rechtes während der früheren Jahrhunderte hatte auf diesem Gebiete, wie auf so vielen anderen, manche Zweifel und Unklarheiten bestehen lassen. Ein unparteiischer Ausleger der Landesverfassung mußte indessen in der Hauptsache völlig zu Gunsten der Prärogative der Krone entscheiden. Der König fühlte sich daher in diesem Punkte sehr sicher. Er hatte vieles andere aufgeopfert, um seine ganze Kraft der Vertheidigung auf diese bedrohte Stelle wenden zu können. Auf Seiten des Parlamentes suchte man allerdings gleichfalls durch staatsrechtliche Beweise die erhobene Forderung zu stützen, aber bequemer und wirkungsvoller

war es, sich auf den Drang augenblicklicher Nothwendigkeit zu berufen. In Irland waren die Rebellen zu bekämpfen. England wurde durch die Umtriebe der Königin bedroht. Dem Könige das Schwert in die Hand geben, hieß ihn zum Meister machen. Folglich blieb nichts übrig, als ihm die Waffe zu entreißen. Auf diesen Standpunkt stellten sich die Verfasser mancher Flugschriften, welche damals zu Gunsten der parlamentarischen Ansprüche veröffentlicht wurden. Sie leugneten nicht, daß das Recht, über die Militia zu verfügen, der Prärogative der Krone angehöre. Aber sie erklärten, daß trotzdem, „wenn das Reich von unmittelbarer Gefahr bedroht sei", die beiden Häuser des Parlamentes auch ohne Zustimmung des Monarchen durch ihre Ordonnanz die Militia anordnen dürften. Das Parlament allein habe darüber zu entscheiden, wann dieser Zustand unmittelbarer Gefahr eingetreten sei. „Pereant privilegia regis, ne pereat regnum," schließt eine dieser Schriften. Dieselbe Theorie, die der König einst hatte verfechten lassen, als es sich um die Einführung des Schiffsgeldes handelte, wandte sich nun im umgekehrten Sinne gegen ihn. Tiefer faßte John Pym die Sache auf. Nicht um einer augenblicklichen Gefahr zu begegnen, sondern kraft unveräußerlicher Befugniß, die von den Grundbedingungen des Staatslebens unzertrennlich seien, dürfe und müsse das Parlament auf seiner Forderung bestehen. „Diese irrige Maxime," sagte er in einer seiner Reden, „diese irrige Maxime, von der die Fürsten durchdrungen sind, daß ihre Staaten ihr Eigenthum seien, und daß sie mit ihnen machen können, was sie wollen (als wären ihre Reiche für sie da, und sie nicht vielmehr für ihre Reiche): das ist die Wurzel alles Elends der Unterthanen und aller Angriffe auf ihre Rechte und Freiheiten." Er fügte, vielleicht nicht ohne einen Seitenblick auf die Reise der Königin, hinzu: „Nach dem anerkannten Gesetze des Landes sind selbst die Kronjuwelen nicht das Eigenthum des Königs, sondern sie sind ihm nur zum Schmuck- und Nießbrauch anvertraut. So aber sind ihm auch Städte und Festungen, Schatzkammer und Magazine, die öffentlichen Stellen und das Volk, ja das ganze Reich selbst nur anvertraut für dessen Wohl, Sicherheit und Vortheil. Er darf daher seine Macht nur ausüben unter Zuziehung des Beirathes der beiden Häuser des Parlamentes. Deren Pflicht ist es, darauf zu sehen, daß der Vortheil des Reiches wahrgenommen werde und das Gegentheil, so viel an ihnen liegt, zu hindern."

Schon seit Monaten war die Angelegenheit der Militia in aller Munde. Anfangs Februar war der König darum angegangen, die Militia des Reiches den Personen zu übertragen, die das Parlament ihm empfehlen würde. In der Mitte des Monats hatte eine darauf bezügliche Ordonnanz beide Häuser passirt. Es waren in ihr die Männer des parlamentarischen Vertrauens mit Namen aufgeführt, denen man den Posten der Lieutenants in den einzelnen Grafschaften von England und Wales überliefert wissen wollte, meistens angesehene Persönlichkeiten, wie die Grafen von Holland, Warwick, Essex, Northumberland, die Lords Brooke, Kimbolton, Denzil Holles u. a. m., deren

Vergangenheit eine Bürgschaft dafür zu gewähren schien, daß sie ihr wichtiges Amt nicht mißbrauchen würden. Diesen sollte es obliegen, die Mannschaft auszuheben, zu drillen und zu mustern, die Officiere zu ernennen und das Kommando zu führen. Ihre Vollmachten waren durch das Parlament widerruflich. In den Motiven hieß es ausdrücklich, die Maßregel werde veranlaßt durch das jüngste Attentat auf das Unterhaus, eine Folge der blutigen Rathschläge von Papisten und Malignanten, derselben, welche die Rebellion in Irland erregt hätten. Der König empfing das Aktenstück, noch ehe seine Gemahlin an Bord gestiegen war. Er war erst eben durch einen Ausfall John Pyms schwer gereizt worden, der die Anschuldigung gegen ihn geschleudert hatte, daß mehreren Häuptern der irischen Rebellen auf seinen Befehl hin Pässe ertheilt worden seien. Aber er beschloß, noch an sich zu halten, bis er die Königin in Sicherheit wisse. Er erbat sich daher Bedenkzeit, um auf die Botschaft des Parlamentes zu antworten, wie das der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprach. Die Königin war kaum abgereist, als eine neue Petition des Parlamentes ihn beschwor, seine Entscheidung nicht länger zu verschieben. Er erwiderte, schon im Begriff, sich nach dem Norden zu begeben, daß er gegen die genannten Persönlichkeiten nichts einzuwenden habe, den Umfang ihrer Gewalten jedoch zunächst auf gesetzlichem Wege bestimmt zu sehen wünsche. Auch forderte er die Auslassung Londons und anderer Korporationen, denen nach alten Freibriefen die selbständige Verfügung über die Militia zustehe. Aufs entschiedenste lehnte er es endlich ab, in der Frage der Abberufung der Lord-Lieutenants sich durch das Parlament die Hände binden zu lassen.

Die beiden Häuser traten sofort in Berathung über diese Erwiderung und vereinigten sich über eine Deklaration, nach der sie die Antwort des Königs für eine Ablehnung ihrer Vorschläge betrachten zu müssen erklärten. Sie fügten hinzu, daß sie, wenn ihnen nicht eine gnädigere Antwort würde, um der Sicherheit des Reiches willen gezwungen wären, ohne ihn vorzugehen. Auch forderten sie wiederholt, daß er, ebenso wenig wie der Prinz von Wales, sich aus der Nähe von London entfernen möchte. Als dem Könige in Theobalds diese Deklaration übergeben wurde, sprach er sein Erstaunen über sie aus. Wenn jemand Grund zur Furcht und zum Mißtrauen habe, ließ er dem Parlamente mittheilen, so sei er es. Seine Residenz in Whitehall sei nicht mehr sicher gewesen, über seinen Sohn werde er selbst schon wachen. In der Frage der Militia machte er kein weiteres Zugeständniß. Er schloß mit der feierlichen Versicherung, daß er keinen anderen Gedanken habe, als seinem Volke Frieden und Recht zu erhalten. Daraufhin that das Parlament am 2. März den entscheidenden Schritt. Es verfügte, daß das Reich kraft seiner Autorität, auf die schon vorher beschlossene Weise, in Vertheidigungszustand gesetzt werde. Bei den Gemeinen täuschte man sich nicht darüber, daß die Dinge zum Aeußersten gekommen seien. Jeder war sich des Ernstes dieses Tages bewußt. Bei den Lords fand eine heftige Debatte statt.

Dreizehn Mitglieder dieser Versammlung legten ihren Protest ein. Neue Kämpfe erfolgten, als in den nächsten Tagen eine Deklaration berathen wurde, welche mit vielfachen Rückblicken auf die Vergangenheit die Gründe entwickelte, aus denen sich die beständige Furcht der Häuser vor politischer und religiöser Gefährdung herleite. Es war die Antwort auf die letzte Aeußerung des Königs, scharf in der Form, eine Art von Manifest, in welchem deutlich gesagt wurde, daß man sich auf Worte dieses Fürsten nicht mehr verlassen könne, da er nur zu oft sein Wort gebrochen habe.

Die Kommissäre des Parlamentes trafen den König in Newmarket. Dort überlieferten sie ihm die jüngste Deklaration. Es gab einen lebhaften Wortwechsel. Der König machte seiner Entrüstung Luft, nannte diese und jene Behauptung des Parlaments eine Lüge, erbot sich dann wieder, wenn man ihm die nöthigen Mittel gewähre, den irischen Feldzug in eigener Person zu führen, und blieb bei seiner früheren Weigerung stehen. Der Graf von Pembroke, einer der Kommissäre, drang mit der Frage in ihn, ob er die Militia denn nicht zeitweise aufgeben könne. Er erwiderte: „Nein, bei Gott nicht für eine Stunde. Ihr habt etwas von mir gefordert, was noch von keinem englischen Könige gefordert worden ist, was ich meinem Weibe und meinen Kindern nicht anvertrauen würde." — Von nun an bewegte man sich immer rascher dem feindlichen Zusammenstoß entgegen. Der König langte in York an und schlug dort seine Residenz auf. Wohl gingen noch vielfache Botschaften zwischen York und London hin und her, aber während die Federn geschäftig waren, lockerten sich die Schwerter in der Scheide. Der König erbot sich nochmals, an der Spitze eines Heeres nach Irland zu gehen. Das Parlament antwortete, das könne dem Reiche und der allgemeinen Sache des Protestantismus nur Unheil bringen. Er forderte, daß Mitglieder des Oberhauses, wie die Grafen von Essex und von Holland, sich in York einfinden sollten bei Androhung des Verlustes ihrer Hofämter. Das Parlament erklärte dies für einen Bruch seiner Privilegien und warnte jedermann, ihre Aemter aus der Hand des Königs anzunehmen. Er weigerte sich, dem Grafen von Warwick das Kommando der Flotte zu übergeben. Das Parlament ging „um der Sicherheit Seiner Majestät und des ganzen Reiches willen" über diese Weigerung hinweg.

Wo die Gegensätze sich so schroff gegenüberstanden, war keine Versöhnung mehr möglich. Man war schon dahin gelangt, über die Ursachen des vorliegenden Streites wegzusehen und Betrachtungen über den Urquell der Staatsgewalt anzustellen. Als das Parlament Mitte März proklamirt hatte, daß seine Ordonnanz über die Miliz im Falle außerordentlicher Gefahr das Volk zum Gehorsam verpflichte, verbot der König allen Unterthanen, ihr Folge zu leisten, da er seine Zustimmung nicht ertheilt und sie folglich keine Gesetzeskraft habe. Das Parlament antwortete: Zu erklären, was Gesetz des Landes sei, stehe ihm allein zu, und eine Aufforderung der Unterthanen, seinen Verfügungen nicht zu gehorchen, sei ein Bruch seiner Privilegien.

Karl I. machte sehr bald die unangenehme Erfahrung, daß seine staatsrechtliche Anschauung nicht überall denselben Beifall finde, wie diejenige seiner Gegner. Zu den Festungen, auf die er schon lange sein Augenmerk gerichtet hatte, gehörte das wichtige Hull am Humber, eine Stadt, in der sich ein bedeutendes Militärmagazin befand. Während die Bürgerschaft von einem Abgesandten des Königs bearbeitet wurde, übernahm John Hotham im Auftrage des Parlamentes das Kommando dieses Platzes. Es war ein erfahrener Soldat, der am großen deutschen Kriege theilgenommen hatte, Mitglied der Versammlung in Westminster, und entschlossen, sich nur nach deren Befehlen zu richten. Am 22. April erschienen Prinz Jakob, der Sohn des Königs, und der Kurprinz von der Pfalz mit einigem Gefolge in der Stadt, um dort, wie sie angaben, einen Tag zu verbringen. Während sie die Festungswerke in Augenschein nahmen, wurde dem Kommandanten Hotham die Nachricht überbracht, der König selbst werde mit etwa dreihundert Reitern anlangen und fordere für sich und seine Leute Quartier. Hotham schickte augenblicklich dem Könige einen Boten entgegen, um ihn zu bitten, seinen Besuch zu verschieben, ließ alsdann die Brücken aufziehen und verbot dem Lord-Mayor und den royalistisch gesinnten Bürgern, ihre Häuser zu verlassen. Als der König vor dem Thore erschien, erklärte ihm der Kommandant vom Walle herab, er könne die ihm anvertraute Stadt nicht ausliefern, ohne sich und sein Geschlecht mit dem Namen eines wortbrüchigen Schurken zu belasten. Vergeblich suchte Karl die Officiere und Soldaten der Garnison wankend zu machen. Die Kavaliere riefen, man solle Hotham eine Kugel durch den Kopf jagen. Blutvergießen wurde nur dadurch vermieden, daß der König Befehl zum Rückzug gab. Er parlamentirte aus einiger Entfernung noch fort, aber Hotham weigerte sich, ihn auch nur mit einem Gefolge von zwanzig Mann aufzunehmen, da er der Bürgerschaft durchaus nicht sicher war. Dem Könige blieb nichts übrig als abzuziehen, auch die Prinzen entkamen aus der Stadt. Er brandmarkte Hotham und seine Soldaten als Verräther und wandte sich mit bitteren Klagen an das Parlament. Das Parlament dankte Hotham für die bewiesene Sorgfalt und ließ den König wissen, wer den Befehlen beider Häuser gehorche, ehre damit auch die Autorität des Königs. Zu gleicher Zeit entsandte es eine Kommission nach Yorkshire, um dort den kriegerischen Anstalten des Königs entgegenzuarbeiten.

Noch war das Parlament nicht dazu fortgeschritten, seine Ordonnanz über die Militia auszuführen. Es hatte sie sogar, um dem Könige entgegenzukommen, in die Form einer Bill eingekleidet, in dieser die verletzenden Motive weggelassen und die Amtszeit wie die Machtvollkommenheit der Lord-Lieutenants in bestimmte Schranken eingeschlossen. Die in Vorschlag gebrachten Persönlichkeiten sollten ihre Stellen nicht länger als zwei Jahre inne haben und nur im Falle eines Aufruhrs oder eines auswärtigen Angriffes von ihren Befugnissen Gebrauch machen dürfen. Allein auch diese Fassung wies Karl zurück. Da nahm das Parlament seine Ordonnanz wieder auf und beschloß

sie in Kraft treten zu lassen. Alsbald setzte sich ihr der Auftrag des Königs (Commission of array) entgegen, durch den Karl einzelne Getreue bevollmächtigte, sich derselben Aufgabe zu entledigen, die den parlamentarischen Lord-Lieutenants zugewiesen war. In alle Grafschaften wurde der Zwiespalt getragen, das ganze Volk sah sich dazu aufgerufen, Partei zu ergreifen.

Der König glaubte noch keine Ursache zu haben, an dem Erfolge seiner Sache zu verzweifeln. In seinem Hauptquartiere York sammelte sich eine große Anzahl angesehener Männer, die sich vom Parlamente trennten. So mancher Lord hatte sich längst aus London weggestohlen, und dem Verschwinden dieser eifrigen Royalisten war es nicht am wenigsten zu verdanken, daß die Einigkeit der beiden Häuser ungestört blieb. Nun waren sie in der Umgebung ihres Monarchen: die Grafen von Southampton, Westmoreland, Northampton, die Lords Spencer, Rich, Lovelace und so viele andere, bereit mit Gut und Blut für die Erfüllung der alten Lehenstreue einzustehen. Der Siegelbewahrer Littleton wußte das große Siegel heimlich zum Könige schaffen zu lassen und folgte der kostbaren Sendung selbst nach. Edward Hyde, dessen Beziehungen zum höfischen Hauptquartier Anlaß zum Verdacht gaben, schlug gleichfalls den Weg dorthin ein. Falkland, Colepepper und andere Mitglieder des Unterhauses stellten sich ebenso dem Könige zur Verfügung. In kurzem hatte er eine Art von Nebenparlament um sich, das seinen kriegerischen Absichten ein bedeutendes moralisches Gewicht gab. Die Gentry von Yorkshire war mit Freuden zur Bildung einer Garde bereit. Er rechnete auf die Stimmung in der Bevölkerung vieler anderer Landestheile, die sich dem Parlamente durchaus nicht freundlich bezeigte, auf die Hilfe, die ihm seine Gemahlin vom Ausland zuführen würde. Bedenklich war der Mangel an baarem Gelde wie an Kriegsmaterial, das sich großen Theils in den Arsenalen und Magazinen eingeschlossen fand. Auch zeigten sich in seiner unmittelbaren Nähe Spuren der Unbotmäßigkeit. Unter der Bauerschaft von Yorkshire regte sich Widerstand gegen die geplante Rüstung. Selbst aus den Reihen der Gentry fanden sich Unterschriften für eine Petition, durch welche der König gebeten wurde, sich mit dem Parlamente zu verständigen und auf eine außerordentliche Garde zu verzichten. Er weigerte sich in einer großen, auf freiem Felde abgehaltenen Versammlung von Gentlemen, Freisassen und Pächtern, das Aktenstück entgegen zu nehmen, aber Thomas Fairfax, damals noch ein ziemlich unbekannter junger Mann, legte es auf den Sattelknopf seines Pferdes nieder.

Inzwischen blieb auch das Parlament nicht müßig. In London wurden die Milizen gemustert, und in den einzelnen Grafschaften, wo die parlamentarischen Kommissäre die Oberhand hatten, begann man die Mannschaften einzuexerciren, Waffenmagazine anzulegen und für Munition zu sorgen. Die in Hull aufgespeicherten Vorräthe wurden glücklich nach der Hauptstadt gerettet. Die Zufuhr von Kriegsmaterial nach York wurde strengstens untersagt. Mit der City, auf deren Sympathieen man rechnen konnte, wurden

Verhandlungen über die Aufnahme eines Anlehens eröffnet, und die reichen Kaufleute ließen sich bereit finden, 100,000 Pfund zu zeichnen. Lords und Gemeine unterschrieben bedeutende Summen, Cromwell 500 Pfund, Hampden, der einst um 20 Schilling processirt hatte, 1000. Noch einmal war eine Hoffnung auf Verständigung getäuscht worden, als Anfang Juni das Parlament eine Art von Ultimatum in Form von neunzehn Vorschlägen nach York übersandte. Sie faßten alle bisher erhobenen Forderungen zusammen. Die religiöse Seite der Bewegung kam zum Ausdruck in dem Begehren der Ausstoßung papistischer Lords aus dem Oberhause, strenger Befolgung der Strafgesetze gegen die Katholiken, einer gründlichen Reform der kirchlichen Mißbräuche, einer engen Allianz mit den protestantischen Mächten. Die politische Seite der Bewegung stellte sich dar in dem Verlangen des Parlamentes, daß seine Zustimmung eingeholt werde bei der Besetzung der höchsten Staatsämter, bei der Wahl eines Erziehers für die königlichen Prinzen wie bei ihrer Verheiratung, bei der Anstellung der Richter wie bei der Verfügung über die Militia. Die große Veränderung der Verfassung, welcher man zustrebte, wurde hiedurch in eine bestimmte Formel gebracht. Dem Parlamente und in diesem dem Unterhause, das vom Geiste des unduldsamen Puritanismus beherrscht war, wurde die erste Stelle im Staate angewiesen. Die königliche Gewalt, wie sie die Tudors den Stuarts vererbt hatten, sollte der Vernichtung geweiht sein. Karl I. hatte das lebhafteste Gefühl dafür. „Wenn ich diese Forderungen gewährte," meinte er, „so würde man wohl noch baarhäuptig vor mir erscheinen, man würde mir wohl noch die Hand küssen und mir den Titel Majestät geben, und die amtliche Formel würde noch lauten: des Königs Wille, ausgedrückt durch beide Häuser, ich dürfte Schwert und Stab vor mir hertragen lassen und mich am Anblick von Krone und Scepter ergötzen, wiewohl auch diese Reiser nicht lange blühen würden, wenn der Stamm, auf dem sie gewachsen, abgestorben wäre. Aber was die wirkliche Macht betrifft, so wäre ich nur noch das Bild und der leere Schatten eines Königs."

Eben darum handelte es sich, daß das Parlament fürchten mußte, alles bis dahin Errungene zu verlieren, wenn dem Könige „wirkliche Macht" gelassen würde. Seinem Worte allein war nie zu trauen. Die Vergangenheit hatte es hundertmal gelehrt, und der damalige Augenblick bewies es aufs neue. Er verwahrte sich in einer feierlichen Erklärung „vor Gott und der ganzen Welt" gegen die Beschuldigung, als denke er daran, das Parlament zu bekriegen, und doch waren seine Bevollmächtigten mit Eifer am Werke, den parlamentarischen Lord-Lieutenants zuvorzukommen. Die Versammlung in London ließ sich daher nicht länger aufhalten. Die Männer, welche der raschen Anwendung entschiedener Maßregeln das Wort redeten, erhielten das Uebergewicht. Ein Ausschuß, bestehend aus fünf Lords und zehn Gemeinen, wurde erwählt, „um über die Sicherheit des Reiches zu wachen". Von diesem Ausschusse, in dem Pym, Hampden und Marten die treibende Kraft waren,

ging der Antrag aus, eine Armee unter die Waffen zu bringen. Noch bebte mehr als einer vor dem Aeußersten zurück. Warnende Stimmen, mitunter solche, die nicht am wenigsten laut die Willkürherrschaft bekämpft hatten, erhoben sich, um vom Beginne des Blutvergießens abzumahnen. Aber sie blieben in der Minderheit.

Am 12. Juli beschlossen die Gemeinen, „für die Sicherheit der Person des Königs, die Vertheidigung beider Häuser und derer, die ihren Befehlen gehorcht haben, für die Erhaltung der wahren Religion, der Gesetze, der Freiheiten und des Friedens des Reiches" ein Heer aufzustellen, dessen Kommando dem Grafen von Essex anvertraut werden sollte. Die Lords stimmten bei, Graf Essex erklärte, unter Betheuerung seiner Loyalität gegen den König, daß er für diese Sache mit den übrigen Lords zu leben und zu sterben bereit sei.

Der Name des Grafen Essex allein bedeutete schon einen großen Gewinn für das Parlament. Der Sohn des berühmten Günstlings der Königin Elisabeth war bei Vornehm und Gering beliebt. Daß dieser behäbige, ehrenwerthe Edelmann keinen Funken militärischen Genies besaß, kam erst im Verlaufe des Feldzuges zum Vorschein. Seine presbyterianische Gesinnung galt für unzweifelhaft.[1]) Sein Beispiel mußte auf viele Andere hinreißend wirken. Hervorragende Mitglieder des Ober- und Unterhauses stellten sich unter Essex' Fahne. Der Graf von Bedford übernahm die Führung der Kavallerie. Unter den Officieren der einzelnen Reitertrupps bemerkte man einen Sohn von Pym, Arthur Haselrig, Oliver Cromwell. Zu den Obersten der Infanterie gehörten Brooke, Kimbolton, Holles, Hampden. Die Regimenter kleideten sich in ihre Farben. Hampdens Grünröcke machten sich bald durch manche tapfere That bekannt. Das Motto ihres Führers „Vestigia nulla retrorsum" leuchtete ihnen vor. Cromwell kam nun erst in sein rechtes Element. Eine seiner ersten Unternehmungen war, das Silbergeschirr der Colleges von Cambridge abzufangen, welches heimlich nach York verbracht werden sollte. Lord Brooke versammelte seine Rekruten in der ehrwürdigen Halle seines alten Schlosses von Warwick und feuerte sie zum bevorstehenden Kampfe an. „Wenn die Herrlichkeit und Größe unserer Sache," sagte er, „nicht genügt, um Feiglinge tapfer zu machen und den niedrigsten Geistern Muth einzuflößen, so weiß ich wahrlich nicht, was sterbliche Menschen aufrütteln und standhaft machen kann." Mit gleichem Nachdruck mahnten die puritanischen Prediger, einen Kampf aufzunehmen, in dem es sich ebenso wohl um die Rettung der protestantischen Religion wie der Freiheiten des Landes handele. Mehrere der bekanntesten wurden den Regimentern als Feldkaplane beigegeben. Das Gefühl des politisch-religiösen Enthusiasmus kam in ihren Ansprachen aufs deutlichste zum Vorschein.

An keiner Stelle des Landes fanden ihre Worte ein so lautes Echo

---

1) Vgl. Sanford, The Earl of Essex in den Studies etc. p. 467—580.

wie in London. Seit es gelungen war, den royalistischen Lord-Mayor von seinem Posten zu verdrängen, hatten die Freunde des Parlamentes bei der Bürgerschaft gewonnenes Spiel. Die City stellte sechs Regimenter auf, jedes von einem Alderman kommandirt, unter Führung des Generalmajors Skippon. Aus den Vorstädten kamen noch ein paar tausend Mann Bürgerwehr dazu. Freiwillige Gaben, Geldsummen, Tafelzeug, Schmucksachen strömten in solcher Masse in Guildhall zusammen, daß man kaum Leute genug hatte, alles in Empfang zu nehmen, kaum Platz genug, alles unterzubringen. Jeder drängte sich dazu, die parlamentarische Sache auf alle Weise zu verstärken. Ehegatten entäußerten sich ihres einzigen Kleinods, des Trauringes, arme Frauen und Mädchen opferten Nadeln, Fingerhüte, Ringe und den Schmuck ihres Haares auf, um zur Kriegsrüstung beizutragen. In den Kirchen lauschte eine andächtige Menge auf die prophetischen Worte der Geistlichen. Um den Zorn des allmächtigen Gottes zu beschwichtigen, dessen strenges Gericht bevorstehe, wurden häufige Fasttage gehalten. Am Sabbath, dem Tage des Herrn, verschwanden die öffentlichen Lustbarkeiten. Bald wurde auch jede theatralische Aufführung verboten, weil solche sich „mit der Zeit der Demüthigung" nicht vertrage. Inmitten der großen Bewegung stand John Pym, unablässig thätig, im Sicherheitsausschusse, im Unterhause, in Verhandlungen mit den städtischen Behörden und mit den militärischen Persönlichkeiten vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht hinein beschäftigt, „König Pym", wie die royalistischen Libellisten in ohnmächtigem Grimme ihn nannten, durch die Hochachtung seiner Genossen belohnt und von unermeßlicher Gunst der hauptstädtischen Bevölkerung getragen.

In York war man mit den Rüstungen noch zurück, aber auch hier hatte man keine Zeit verloren. Der König hatte den um ihn versammelten Lords gelobt, für keine andere Sache Gehorsam von ihnen zu fordern, als für eine solche, die sich mit den Landesgesetzen vertrage. Sie ihrerseits hatten sich daraufhin verpflichtet, seine Person, Würde und Prärogative, die anglikanische Kirche, die Freiheiten der Unterthanen und die Privilegien der Krone wie des Parlamentes zu vertheidigen. Jeder that nun, was in seinen Kräften stand, um Geld, Waffen und Vorräthe zu beschaffen. Die Adligen plünderten den Familienschatz ihrer Schlösser, die Colleges von Oxford schickten silberne Geschirre zum Einschmelzen. Sendungen, die für Irland bestimmt waren, wurden aufgegriffen, vom Festland langte, durch Vermittelung der Königin, die erste Hilfe an. Als das Parlament den Beschluß gefaßt hatte, ein Heer aufzustellen, erließ der König eine Proklamation „zur Unterdrückung der Rebellion des Grafen von Essex". Inzwischen begann sein eigenes Heer sich zu organisiren. In den nördlichen und westlichen Grafschaften hatte sein Aufruf Anklang gefunden. Der landsässige Adel dieser Gegenden bot seine Pächter und Hintersassen auf, die Katholiken waren bereit, mit den Feinden des Königs ihre eigenen zu bekämpfen, Officiere des aufgelösten königlichen Heeres, das gegen die Schotten hatte fechten sollen, warteten nur auf die

Gelegenheit, sich Ruhm und gute Beute zu erwerben. Der König selbst hatte die oberste Leitung, doch trug der Graf von Lindsey den Namen des höchst Kommandirenden, ein Mann, der ehemals, nach Buckinghams Tode, den vergeblichen Versuch gemacht hatte, Rochelle zu entsetzen. Er fiel schon in der ersten Schlacht; an seine Stelle trat Patrick Ruthven, Graf von Forth, der seine Schule unter Gustav Adolf gemacht hatte. Angesehene Kavaliere und Vertraute des Königs, wie der Graf von Newcastle, Endymion Porter, John Bellasis befehligten die Infanterieregimenter. Der Graf von Bristol, die Lords Digby, Capel, Sir John Byron, ein Urahne des Dichters u. a. führten die Reitertrupps. Die ganze Kavallerie wurde dem Prinzen Rupert von der Pfalz übergeben, des Königs jungem feurigen Neffen, der eben vom Kontinente zu seinem Oheim zurückkehrte. Er war ein Sohn des Winterkönigs von Böhmen und der gepriesenen Elisabeth Stuart, hatte schon mit vierzehn Jahren an der Spitze eines Regimentes gegen die Kaiserlichen gefochten, in Krieg und Frieden als heimatloser Prinz und fahrender Ritter mancherlei Abenteuer erlebt und stellte sich nun mit seinem Bruder Moritz dem Könige zur Verfügung.[1])



Prinz Rupert.
Nach dem Stiche von S. Freeman; Originalgemälde von Peter Lely.

Sehr verschieden waren die Elemente dieses Heeres und der königlichen Partei überhaupt. Falkland hatte mit tiefem Kummer den Lauf der Dinge

1) Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers, by Eliot Warburton. London 1849.

verfolgt. Als die Hoffnung auf Aussöhnung geschwunden war, legte sich eine Wolke der Melancholie über sein sonst so heiteres und lebhaftes Naturell. Henry Killigrew ging dagegen, nach der Ernennung des Grafen von Essex zum General, mit den bezeichnenden Worten ins Lager des Königs über, er wolle sich ein gutes Pferd, einen guten ledernen Koller, ein gutes paar Pistolen anschaffen und werde dann gewiß schon eine gute Sache finden. Für Edward Hyde und viele andere handelte es sich nicht am wenigsten um die Vertheidigung der bischöflichen Kirchenverfassung gegen die drohende puritanische Reform. Edmund Verney, der Bannerträger Karls I., machte hinwiederum kein Hehl daraus, daß ihm die Bischöfe sehr gleichgiltig seien, und daß er nur aus einem Antrieb der Ehre und Dankbarkeit die Waffen ergreife. „Ich habe," sagte er, „beinahe dreißig Jahre des Königs Brod gegessen und ihm gedient und will nicht der Feigling sein, ihn jetzt zu verlassen, sondern will eher mein Leben dransetzen." Es gab junge Kavaliere, die das kecke Wort wagten: „Und hinge des Königs Krone in einem Dornbusch, wir würden doch für sie den Degen schwingen." — Mit dem staatsmännischen Wunsche, das alte kirchlich-politische System vor dem Einbruch einer unabsehbaren Neuerung zu retten, verband sich das Gefühl ritterlicher Loyalität und jugendlicher Lust an lockenden Kämpfen und Abenteuern.

In Wales und Cornwallis, in den Grafschaften an der Grenze des waliser Gebietes wie in den nordwestlichen Bezirken von Lancashire, Westmoreland, Cumberland, Northumberland, Durham stand die Masse der Bevölkerung hinter dem König. Es war derjenige Theil des Reiches, der damals, vor der großartigen Ausbeutung von Kohle und Eisen, noch für den rauhesten und am wenigsten kultivirten gelten konnte, von einem kräftigen, zähen Menschenschlage bewohnt. In einigen Bezirken der Mitte wie in Berkshire, Oxford und selbst in York rangen die königliche und parlamentarische Autorität miteinander, und oft genug war es hier während der Aushebung schon zu gewaltsamen Zusammenstößen gekommen. Die Stärke des Parlamentes dagegen lag in den fruchtbaren und dicht bevölkerten Gebieten des Südens und Ostens, in den Grafschaften an der Meeresküste von Devon bis Lincoln, in den Bezirken von Surrey, Middlesex, Buckingham, Cambridge, Northampton, Derby mit ihrer wohlhäbigen Bauerschaft und ihrem rührigen Bürgerstande. Die meisten durch Handel und Gewerbebetrieb emporgeblühten Städte hielten es mit dem Parlamente. An London hatte es den festesten Rückhalt. Es legte Beschlag auf die Zölle; die wichtigsten Kriegshäfen und die Flotte waren in seiner Hand.

So ging denn ein tiefer Riß durch das ehemals so „fröhliche Alt-England", und es erfüllte sich mit kriegerischem Tumult. Die Edelleute befestigten ihre Schlösser, berittene Scharen durchstreiften plündernd die Felder, die Bürgerwehren übten sich fleißig im Waffenhandwerk, auf Messen und Märkten, in den Städten und Dörfern kam es von heftigem Wortwechsel zu lebhaftem Handgemenge. Der König hatte den Kampf schon be-

gonnen. Er machte noch einmal einen Versuch, sich des Platzes von Hull zu bemächtigen, aber Hotham wich seinen Kanonen ebensowenig wie seinen Drohungen und wurde durch eine parlamentarische Truppe verstärkt. Ebenso scheiterte Karls Plan, die Stadt Coventry in seine Gewalt zu bringen. In Portsmouth hatte sich allerdings der Kommandant der Garnison, Oberst Goring, für ihn erklärt. Aber der Platz wurde sofort von der Land- und Seeseite eingeschlossen und bald zur Ergebung genöthigt. Während bei diesen Unternehmungen schon Blut geflossen war, entschloß sich Karl I., die alte Ceremonie zu erneuern, die sinnbildlich den Beginn des Feldzugs darstellte. Am 22. August wurde bei dem Schlosse von Nottingham auf freiem Felde die königliche Standarte aufgerichtet. Der König, der Prinz von Wales, ihr Gefolge von Edelleuten, ein Trupp Reiterei und Fußvolk standen auf dem Schloßhügel. Ein Herold verlas die Proklamation, der zufolge alle treuen Unterthanen aufgefordert wurden, zur Unterdrückung der Rebellion des Grafen von Essex ihre Hilfe zu leisten. Die Versammelten entblößten ihr Haupt und riefen: „Gott segne den König!“ — Von nun an hatten die Waffen zu entscheiden.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandl. in Berlin.

Zweites Kapitel.

Die ersten Jahre des Krieges.

In den verschiedenen Phasen des Bürgerkrieges war auch die Gesammtmasse der sich gegenüberstehenden Streitkräfte eine sehr verschiedene.[1]) Man darf vielleicht annehmen, daß das königliche Heer, als die Rüstungen Karls vollendet waren, an vierzigtausend Köpfe zählte, das parlamentarische dagegen jedenfalls über diese Zahl noch hinaus ging. Niemals aber haben sich so viele in einer Feldschlacht mit einander gemessen, Tausende wurden durch Garnisonsdienst und Streifzüge von den Hauptheeren fern gehalten, und die Truppenmassen, die im Kampfe um den Sieg miteinander rangen, werden nach heutiger Anschauung als sehr unbedeutend erscheinen. Beim Beginne des Krieges war noch nicht einmal jene höchste Zahl erreicht. Namentlich der König war mit seinen Rüstungen noch sehr im Rückstande. Um Zeit zu gewinnen, knüpfte er noch einmal Verhandlungen mit London an. Sie führten, wie vorauszusehen gewesen war, nicht zum Ziele. Es wurde ihm jedoch in diesen Wochen möglich, in den westlichen Grafschaften seine Streitkräfte beträchtlich zu vermehren, während Graf Essex in Northampton sein Hauptquartier aufschlug. Schwerfällig und bedächtig hatte dieser General die Sammlung der Royalisten zugelassen. Prinz Rupert konnte mit seinen kecken Reitern das Land durchstreifen, Magazine und Dörfer plündern, ja sogar vorübergehend die Stadt Worcester besetzen. Beim Nahen der parlamentarischen Vorhut gab er freilich diesen Platz wieder auf, aber er warf seine Schwadronen mit solchem Ungestüm gegen den Feind, daß dieser sich unter starken Verlusten zu schleuniger Flucht wandte. Der König war entzückt über diesen ersten Erfolg, er freute sich, gefangene Rebellen in seiner Gewalt zu haben; von Siegeszuversicht erfüllt, gedachte er ohne weiteres gegen London zu marschiren und den Krieg mit einem kühnen Schlage zu beendigen. In der Hauptstadt war alles geschäftig, den drohenden Angriff abzuwehren. Die Wachen wurden verstärkt, Bürgerwehren und Freiwillige in Bereitschaft gehalten, Zwangsanleihen eingefordert, Verdächtige und „Malignanten" ent-

---

1) Es giebt eine Reihe von Specialarbeiten über die Geschichte des Bürgerkrieges in einzelnen Landschaften, die hier nicht sämmtlich angeführt werden können. Beispielshalber sei hingewiesen auf die Memoirs of the civil wars in Wales and the Marches 1642—49, by John Roland Phillips, 2 Vols. 1874. Webb, Memoirs of the civil wars in Herefordshire 1879.

waffnet und scharf beaufsichtigt. Essex hatte sein Hauptquartier nach Worcester verlegt. Als ihm kein Zweifel darüber blieb, daß das royalistische Heer seinen Marsch in südwestlicher Richtung angetreten hatte, rückte er ihm nach und brachte es bei Edgehill in Warwickshire zum Stehen.

Hier fand am 23. Oktober die erste Schlacht des Krieges statt, ihrem Verlaufe nach vorbildlich für die meisten der folgenden. Der König sah von einer Anhöhe herab, wo seine Artillerie eine günstige Aufstellung fand, die parlamentarischen Truppen in der Ebene sich ausbreiten. Die Masse seiner Reiterei unter Ruperts Führung stürzte sich auf den linken Flügel der Feinde und brachte ihn zum Wanken. Die Verwirrung dieser jungen Truppen wurde um so größer, als sie zwei ihrer eigenen Reitertrupps zu Rupert übergehen sahen. Der wilde Prinz ließ die Flüchtigen ein gutes Stück verfolgen, dann machte er sich mit seinen Leuten daran, die Wagen und die Gepäckstücke, deren er habhaft wurde, nach guter Beute zu durchsuchen. Währenddessen hatten die übrigen Truppen auf dem anderen Flügel und im Centrum in hartem Kampfe mit einander gerungen. Einige Infanterieregimenter des Parlaments, so die von Holles und Essex, wie ein paar Reitertrupps unter Cromwell und Haselrig zeichneten sich sehr aus, der Graf von Lindsey wurde im Getümmel tödtlich verwundet, der königliche Bannerträger sank zu Boden, die Standarte selbst fiel für einen Augenblick in die Hand der Feinde, und der König mit den Prinzen von Wales und York gerieth in Gefahr, gefangen zu werden. Frische Regimenter, darunter dasjenige von Hampden, rückten heran. Rupert wurde bei seinem Werke der Plünderung gestört; als er nun aufs Schlachtfeld zurückkehrte, kam er zu spät, um noch etwas auszurichten. Die Nacht brach ein, Essex behauptete das Schlachtfeld; den Kampf fortzusetzen wollte er nicht wagen.

In London betrachtete man das Ergebniß der Schlacht als einen Sieg, und in diesem Sinne wurden rühmende Ansprachen in Guildhall gehalten. Auch fühlte sich der König zu sehr geschwächt, als daß er seinen Plan sofort wieder hätte aufnehmen können. Aber geschwunden war die Gefahr für die Hauptstadt keineswegs. Sie war im Gegentheil dadurch noch deutlicher geworden, daß es dem Könige gelungen war, vom Schlachtfelde von Edgehill aus die Richtung auf Oxford zu nehmen. Hier war er London um so viel näher; Anfang November bemächtigte er sich sogar der Stadt Reading, und schon ließen die Reiterschaaren des Prinzen Rupert sich in unmittelbarer Nachbarschaft blicken, überall Schrecken vor sich her verbreitend. Inzwischen war Essex in London angelangt, um die Vertheidigungsanstalten zu leiten. Er wäre noch immer dafür gewesen, eine friedliche Abkunft mit dem Könige zu treffen, derselben Ansicht war eine starke Partei in beiden Häusern. Der König erklärte gleichfalls, daß er bereit sei, mit dem Parlamente in Unterhandlung zu treten, doch weigerte er sich, solche Personen als Unterhändler anzuerkennen, die er als Verräther bezeichnet habe. Die Verhandlungen schienen im besten Gange zu sein, das Parlament glaubte auf den Abschluß

eines Waffenstillstandes während ihrer Dauer rechnen zu dürfen, als der von Westen her vernehmliche Geschützdonner die Vertrauenden eines anderen belehrte. Prinz Rupert riß seinen Oheim mit sich zum Angriff fort. Er rechnete auf eine Erhebung der royalistischen Partei in der City. Am 12. November drangen die Königlichen in großer Uebermacht gegen das Städtchen Brentford vor. Die Straßen wurden vor Holles Rothröcken verbarrikadirt, aber die tapferen Waliser, die noch von Edgehill her ihre Waffenehre zu retten hatten, trieben sie zurück, und die zur Hilfe herbeieilenden Regimenter von Brooke und Hampden konnten sie nur eben vor völliger Vernichtung retten. Nun war von Verhandlungen keine Rede mehr. In London erschöpfte man sich in Verwünschungen über die Treulosigkeit des Königs und über die Barbarei des Prinzen Rupert. Keine Minute wurde verloren, dem Feinde entgegenzutreten, der seinerseits viel zu schwach war, um den errungenen Vortheil zu verfolgen. Essex rückte mit Verstärkungen auf der Straße nach Westen ab. Die städtischen Milizen und die Freiwilligen zogen ihm nach. „Kommt, kommt, meine braven Jungen," rief der Generalmajor Skippon, die Reihen auf und nieder reitend, ihnen zu, „laßt uns tüchtig beten und tüchtig fechten, bedenkt, daß Ihr für Gott, für Eure Weiber und Kinder kämpft, der Herr wird Euch Segen verleihen." Am folgenden Tage standen über 20,000 Mann unweit Brentford auf der Wiese von Turnham im Angesicht vieler neugierigen Zuschauer, wohl versehen mit Proviant und Getränk aller Art, wie es die Haushaltungen der biederen Bürger beigesteuert hatten. Es waren zum kleinsten Theil geübte Truppen, aber König Karl trug doch Bedenken, sie anzugreifen. Seinerseits wagte auch Essex nichts gegen den König zu unternehmen. Dieser zog sich nach Reading, dann nach Oxford zurück, an eine Ueberrumpelung der Hauptstadt war nicht mehr zu denken.

Während an dieser Stelle eine Pause in der Kriegführung eintrat, schöpfte die Friedenspartei im parlamentarischen Lager wieder Muth. Sie hatte in beiden Häusern nicht wenige Vertreter und wurde durch Petitionen von außen unterstützt. Andrerseits wandte sich der Gemeinderath der Stadt an den König, um ihn zu bitten, vom Kriege abzustehen und nach London zurückzukehren. Karl antwortete, daß er daselbst nicht sicher sein würde, da man dort die Gesetze des Landes mit Füßen trete und die Waffen gegen ihn ergriffen habe. Er forderte Unterwerfung mit dem Versprechen, den Reuigen verzeihen zu wollen. Seine Antwort wurde vor einer dicht gedrängten Masse in Guildhall verlesen, dann aber ergriff der Graf von Manchester, als Lord Kimbolton von früher her bekannt, und nach ihm John Pym das Wort, um die Behauptungen des Königs zu widerlegen und die Bürgerschaft zu ermahnen, sich nicht einschüchtern zu lassen. Pyms Worte zumal wurden mit brausendem Jubel begrüßt. Er fügte noch hinzu, wie das Parlament zur Stadt London stehe, so hoffe es, daß auch diese dem Parlamente treu bleiben werde. Der begeisterte Ruf: „Wir wollen mit ihnen leben und sterben," war die Antwort. Der Bund zwischen Bürgerschaft und Parlament war

aufs neue besiegelt. Im Parlamente behielten gleichfalls die Pym, Hampden, Vane das Uebergewicht. Sie wollten vom Abschlusse eines Vertrages, welcher dem Könige Zeit zu neuen Rüstungen gäbe, nichts wissen. Sie zogen einen energischen Kampf einem faulen Frieden vor. Wenn dem Könige noch einmal bestimmte Anträge für eine Verständigung gemacht wurden, so waren diese wesentlich, nur in verschärfter Form, eine Wiederholung der neunzehn Vorschläge, die er das Jahr vorher zurückgewiesen hatte. Es war ihm nicht möglich, sie nunmehr anzunehmen, nachdem er schon einen Waffengang gewagt hatte und während er die Hoffnung hegte, durch die Fortsetzung des Krieges seine Stellung noch zu verbessern. Nicht einmal der Abschluß eines Waffenstillstandes wurde erreicht.

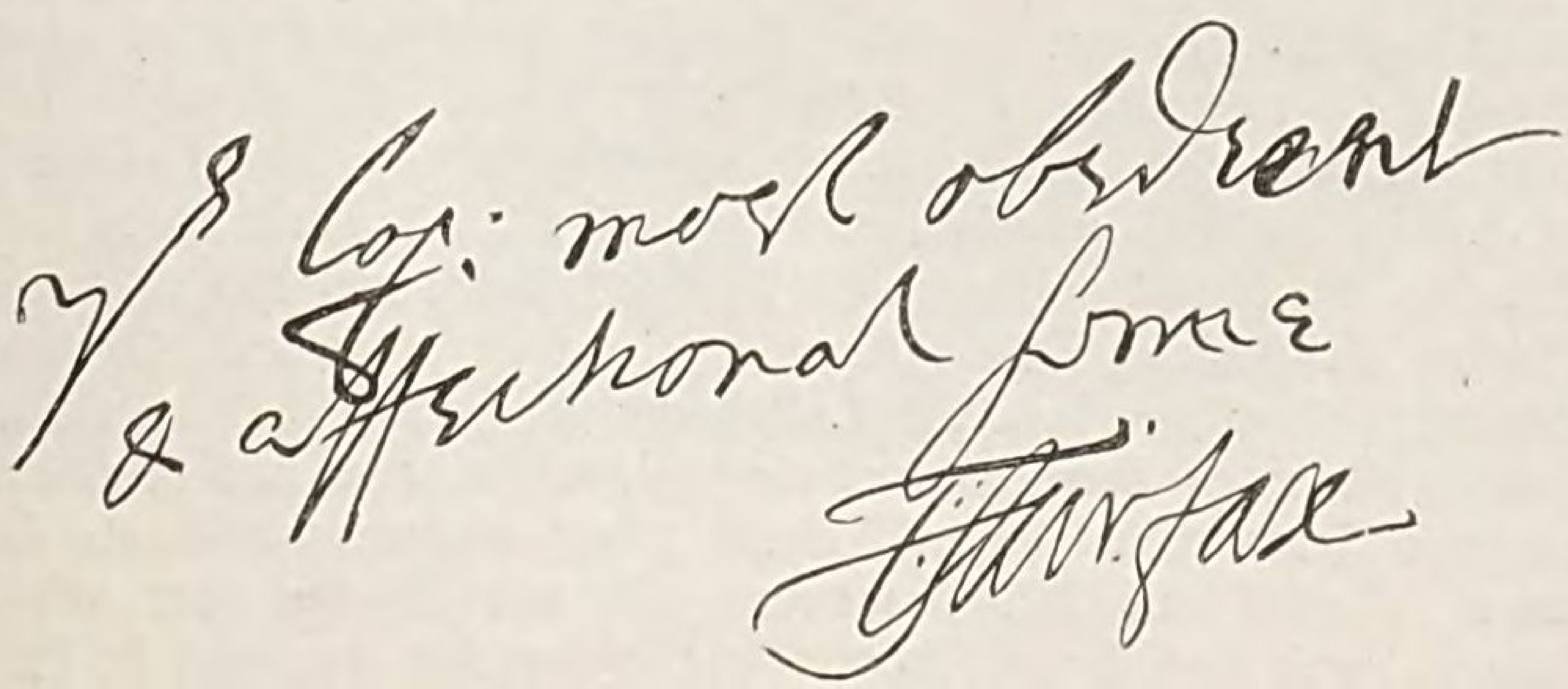
Seit dem Februar war die Königin Henriette Maria wieder im Lande.[1]) Sie hatte in den Niederlanden, unterstützt durch den Prinzen von Oranien und die royalistischen Flüchtlinge, einen Theil der mitgenommenen Juwelen verkauft, einen Theil an Banquiers für gemachte Darlehen zum Pfande gegeben und ihrem Gemahle schon im Sommer 1642 Geld, Kanonen, Karabiner, Munition und anderes Kriegsmaterial aller Art zukommen lassen. Vergeblich hatte sich ein Kommissär des Parlamentes bei den Generalstaaten über diesen Bruch der Neutralität beklagt. Die Königin konnte ihre Rüstungen ungehindert fortsetzen, Truppen anwerben, einige Schiffe mit Waffenvorräthen beladen lassen und mit ihrer kleinen Flotte absegeln, um sich wieder mit dem Könige zu vereinigen. Ihre Ueberfahrt war durch Stürme und durch einen Admiral des Parlamentes, der Jagd auf sie machen sollte, nicht wenig bedroht. Es gelang ihr aber an der Küste von Yorkshire bei Bridlington zu landen und die mitgebrachte Ladung in Sicherheit zu bringen. Kaum war es geschehen, als die feindlichen Schiffe im Hafen erschienen und den Platz bombardirten. Die Kugeln flogen in das Haus, woselbst die Königin Quartier genommen hatte, durch die Fenster ihres Schlafzimmers. Sie mußte mit ihren Frauen aufs freie Feld flüchten. Unter allen diesen Abenteuern legte sie den größten Muth an den Tag. Die Royalisten nahmen sie mit Begeisterung in York auf, ihre katholischen Glaubensgenossen strömten haufenweise zu ihren Fahnen herbei, der Graf von Newcastle stellte sich ihr mit seinen Streitkräften zur Verfügung. Bald befand sie sich an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, dem die Parlamentarier den Namen „Armee der Königin" oder „Armee der Papisten" gaben. Sie verhandelte mit dem Grafen Montrose über eine Erhebung der schottischen Hochländer gegen die presbyterianischen Großen, mit dem Grafen von Antrim über die Herbeiziehung eines irischen Hilfscorps; unablässig ermahnte sie den König, sich ohne ihr Wissen auf keinen Vertrag mit den Rebellen einzulassen.

1) Letters of queen Henrietta Maria, ed. by Mary A. Everett Green 1857. — Ungenügend ist das Werk Henriette Marie de la France, par le Comte de Baillon, Paris 1877.

Schon früher war mehrfach die Rede davon gewesen, daß man gegen die Königin eine Anklage auf Hochverrath erheben wolle, ähnlich wie einst gegen Strafford. Die Parlamentarier hatten, noch ehe der Bruch mit dem König offenkundig geworden war, Behauptungen dieser Art mit Entrüstung



Lord Fairfax.
Nach dem Stiche von C. H. Jeens; Original-Miniaturgemälde von John Hoskins.



zurückgewiesen. Nun aber ließ sich das Unterhaus nicht länger davon abhalten, durch den Mund von Pym eine förmliche Anklage gegen Henriette Maria bei den Lords anzubringen, so wenig ein solcher Akt auch ernstliche Folgen nach sich ziehen konnte. Die wichtigste Frage war aber, was man ihr und Newcastle im Norden an Truppen entgegenstellen könne, um ihr zu bedrohlicher Stärke angewachsenes Heer zu bekämpfen. Diese Aufgabe fiel

den beiden Fairfax zu. Der Vater Ferdinand Lord Fairfax, einem alten, begüterten Geschlechte entstammt, war Mitglied des Parlamentes und nahm dessen Sache mit Eifer und Geschick in Yorkshire wahr. Sein Sohn Thomas stand ihm treu zur Seite und überstrahlte ihn sehr bald durch seine glänzenden Thaten. Er war zwar kein militärisches Genie, aber ganz dazu gemacht, sich Autorität zu verschaffen und Vertrauen einzuflößen, eine ritterliche Erscheinung, ernst und wortkarg bei der Berathung, tapfer und feurig auf dem Schlachtfelde, von stolzem Selbstgefühl, das durch die Formen einer feinen, weltmännischen Bildung gebändigt wurde.[1]) Die beiden Fairfax hatten gegenüber den Royalisten einen schweren Stand. Wenn sie auch diesen und jenen Erfolg davontrugen, so blieben sie doch nur auf einen Theil der nördlichen Gebiete beschränkt. Der Graf von Newcastle konnte sogar daran denken, sich gegen die mittleren und östlichen Grafschaften zu wenden. Am 30. Juni brachte er dem nördlichen Heere der Parlamentarier bei Atherton-Moor eine schwere Niederlage bei und hatte nun von diesen Gegnern für längere Zeit nichts mehr zu fürchten. Die Sachen drohten hier eine um so schlimmere Wendung für das Parlament zu nehmen, da Hotham, der Kommandant von Hull, dessen Treue früher eine so harte Probe bestanden hatte, von den Königlichen vollkommen gewonnen war. Seine verrätherischen Pläne wurden noch rechtzeitig entdeckt, er wurde in Ketten geworfen und später mit seinem Sohne hingerichtet. In der wichtigen Festung, die er den Feinden hatte ausliefern wollen, schlossen die beiden Fairfax sich ein, da sie nicht mehr wagen konnten, das offene Feld zu behaupten.

Wenn es den Royalisten unmöglich wurde, die Vortheile, die sie hier errungen hatten, weiter zu verfolgen, so war dies wesentlich das Verdienst Oliver Cromwells.[2]) Mit ihm erschien der erste geniale Soldat in diesem

---

1) Clemens Markham, A life of the great Lord Fairfax. London 1870. — The Fairfax Correspondence, ed. by G. W. Johnson. 2 Vols. London 1848 (Memoirs of the reign of Charles I). Daran schließt sich: The Fairfax Correspondence, ed. by R. Bell (Memorials of the civil war) 2 Vols. 1849.

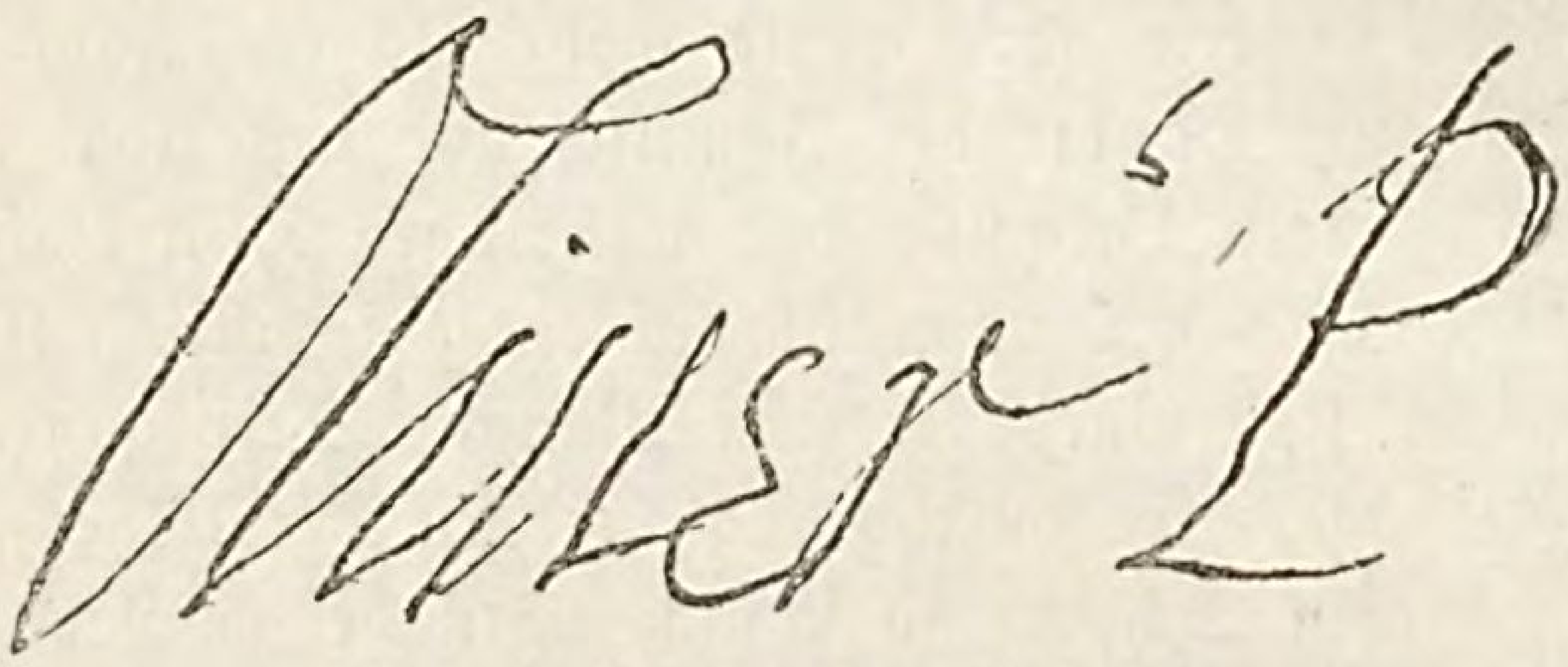
2) Erst die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts ist der Erscheinung Oliver Cromwells gerecht geworden. Noch vor wenigen Jahrzehnten war im allgemeinen die Auffassung die herrschende, welche in Cromwell nicht viel mehr als einen hochbegabten, ehrgeizigen Heuchler und Tyrannen erblickte. Alles, was seine Feinde über ihn in Umlauf gesetzt hatten, wurde als baare Münze hingenommen. Tories und Whigs wandten sich mit Abscheu oder mit Furcht von seinem Bilde ab, und noch heute erinnert kein öffentliches Denkmal in der Hauptstadt Englands an einen der größten englischen Männer. Es ist guten Theils das Verdienst von Thomas Carlyle, der alten Ueberlieferung einen schweren Stoß versetzt zu haben. Sein mehrbändiges Werk, Oliver Cromwells Letters and Speeches with elucidations, zuerst 1845, seitdem häufig wieder aufgelegt und erweitert, ist allerdings von dem Vorwurfe des Heroenkultus nicht freizusprechen und macht oft einen sonderbaren Eindruck durch die mystische, abgerissene Redeweise des Verfassers und durch die poetische Freiheit, die er sich herausnimmt, den Aeußerungen seines Helden seine eigenen Urtheile und Ausrufe beizumischen. Hier aber lernte man zum ersten Male die ganze



Oliver Cromwell.

Nach dem Schwarzkunstblatt von J. Faber, 1740; Originalgemälde von Peter Lely, 1653.

Kriege, der geborene Feldherr, den seine natürlichen Anlagen dazu befähigten, den höchsten Posten auszufüllen. Sein Name war schon oft genug, von den einen mit Verehrung, von den anderen mit Abscheu genannt worden. Erst damals zog er aber die allgemeine Aufmerksamkeit seines Volkes auf sich. Cromwell war am 25. April 1599 in Huntingdon geboren. Sein Geschlecht, zu dessen Ahnherren Heinrichs VIII. berühmter Minister, der „Hammer der Mönche", gehörte, war von waliser Herkunft, aber seit der großen Säkularisation der Klöster in der Grafschaft Huntingdon angesiedelt. Wußten die Cromwells sich auch nicht eine so glänzende Stellung zu erringen wie andere Emporkömmlinge aus der Epoche der Tudors, so waren sie doch unter dem landsässigen Adel der Nachbarschaft angesehene Leute und mit Hab und Gut gesegnet. Robert Cromwell, Olivers Vater, verheiratete sich mit Elisabeth Stuart, deren Stammbaum mitunter auf den der schottischen Königsfamilie zurückgeführt wurde und vermehrte, unterstützt durch den haushälterischen Sinn seiner Frau, den Familienbesitz. Er verzapfte, wie das nichts Ungewöhnliches war, seinem Hause und seiner Dienerschaft selbstgebrautes Bier, woraus die royalistischen Pamphletisten später Anlaß zu der spöttischen Bemerkung nahmen, der Protektor „Noll mit der rothen Nase" sei „der Sohn eines



Unterschrift von Oliver Cromwell.
Von einem Briefe, datirt Westminster 13. Juni 1656 an Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.

Größe des puritanischen Feldherrn und Staatsmannes nach seinen Briefen und Reden kennen. Eine Sammlung von Aktenstücken, der David Hume einst prophezeit hatte, sie würde für „eines der unsinnigsten Bücher der Welt gelten können", wurde zum bedeutendsten Denkmale des lange Verkannten. Von neueren englischen Arbeiten über Cromwell erscheinen außerdem als beachtenswerth die von John Forster, dessen Urtheil allerdings weniger enthusiastisch ist als das Carlyles in den Statesmen of the Commonwealth und in seinen historical and biographical essays, Vol. I. 1858 (The civil wars and Oliver Cromwell), von Sanford, Early Life of O. Cromwell (in seinen Studies and Illustrations of the Great Rebellion), sowie ein Essay von Tulloch (English Puritanism and its Leaders 1861). In Deutschland hat vor allem Ranke in seiner englischen Geschichte der neuen Auffassung Bahn gebrochen, indem er mit größerer Objektivität als Carlyle Cromwells Laufbahn verfolgt und namentlich seine Stellung in der europäischen Gesammtpolitik schildert. Die Hauptergebnisse sind zusammengefaßt von Pauli in einem seiner Aufsätze zur englischen Geschichte 1869. Ziemlich werthlos ist das Werk von Straeter, Oliver Cromwell. Ein Essay über die englische Revolution des 17. Jahrhunderts, 1871. Von den Historikern französischer Zunge ist Merle d'Aubigné in seinem Buche Le Protecteur, 1848, entschieden den Spuren Carlyles gefolgt. Die Beurtheilung Cromwells durch Guizot hält sich etwas mehr an die ältere Anschauung, ist jedoch der von Villemain (histoire de Cromwell, 1819) weit überlegen.

Brauers" gewesen. Der junge Oliver wuchs neben zahlreichen Geschwistern auf, mit puritanischem Ernste erzogen. Dann wurde er, siebzehnjährig, in das Sidney-Sussex College von Cambridge aufgenommen, um sich dort eine höhere Bildung anzueignen. Sein Aufenthalt in der Universitätsstadt dauerte aber wenig mehr als ein Jahr. Der Tod des Vaters machte ihn zum Haupte der Familie, und legte ihm mannichfache Pflichten auf. Er trat, nach Ordnung der väterlichen Hinterlassenschaft, in eines der Rechtskollegien von London, um sich einige juristische Kenntnisse anzueignen. Während dieser Zeit wurde er zum Manne. Sein ganzes Wesen erhielt ein bestimmtes Gepräge. Er durchdrang sich mit der Ueberzeugung, daß er bis dahin dem nichtigen Scheine so manche Stunde geopfert habe und gelobte sich, in Zukunft sein Leben immer in Bezug zu den göttlichen Vorschriften zu setzen. Nichts anderes will es heißen, wenn er einmal in einem vertrauten Briefe von sich sagt: „Ihr wißt es, wie ich gelebt habe. O ich lebte im Dunkel und liebte es und haßte das Licht. Ich war das Haupt der Sünder, ich haßte die Gottesfurcht, doch Gott hatte Mitleid mit mir". Man hat aus dieser Probe des puritanischen Jargons geschlossen, Cromwell habe als junger Mensch ein sehr liederliches Leben geführt und sein väterliches Erbe verpraßt. Aber die Thatsachen stehen mit einer solchen Behauptung in Widerspruch. Einundzwanzig Jahre alt heiratete er Elisabeth Bourchier, die Tochter eines wohlhabenden londoner Bürgers, mit der er das glücklichste Leben führte. Er wirkte im Kreise der Seinigen zunächst in der Vaterstadt, alsdann in St. Ives und Ely, wo er sich angekauft hatte, um in tüchtiger Arbeit Viehzucht und Ackerbau zu betreiben.

Seine Opposition gegen das damals herrschende kirchlich-politische System trat bei mehreren Anlässen unzweideutig hervor. Im Jahre 1628 von seinen Mitbürgern in das dritte Parlament Karls I. gewählt, machte er sich einmal in durchaus puritanischem Sinne bei den Debatten bemerklich. Bald nachher gerieth er in Streit mit dem Mayor von Huntingdon und hatte sich vor dem geheimen Rathe in London zu verantworten. In Ely widersetzte er sich einer königlichen Kommission, welche bei der Entwässerung des großen Marschgebietes, das der Ouse-Fluß durchströmte, die Rechte der Privaten mißachtete. Seine fast mystische religiöse Anschauung, der zufolge er sich als ein erwähltes Werkzeug in der Hand Gottes betrachtete, verhinderte ihn durchaus nicht, klaren Blickes ins praktische Leben einzugreifen. Hatte er sich einmal ein Ziel gesteckt, so ging er muthig darauf los, unbekümmert um Rücksichten und Opfer, durch eine reiche Menschenkenntniß und sichere Beobachtungsgabe unterstützt. Ein Vetter John Hampdens, mit Oliver St. John verwandt, wurde er ganz von selbst in die Reihen der Oppositionshäupter geführt und nahm neben ihnen im kurzen Parlamente seinen Sitz ein. Die Stadt Cambridge hatte ihn gewählt, sie entsandte ihn auch in das lange Parlament, in dem er alsbald eine hervorragende Rolle spielte. Er war schon äußerlich eine auffallende Erscheinung, stämmig und breitschultrig, mit energischen, beinahe groben Zügen und lebhaften Augen,

die unter buschigen Brauen hervorblickten. Ein Mitglied des Hauses schildert ohne Schmeichelei, wie er aufzutreten pflegte „sehr gewöhnlich angezogen, denn er trug Kleider von geringem Tuch, die ein schlechter Dorfschneider angefertigt zu haben schien, ... sein Leinenzeug einfach und nicht ganz rein, das Schwert saß ihm fest an der Seite, sein Antlitz war aufgedunsen und röthlich, seine Stimme scharf und nicht wohlklingend, seine Rede aber voll Feuer". Digby soll Hampden einmal gefragt haben, wer „dieser Bauer" sei, und Hampden wird die Antwort in den Mund gelegt: „Wenn es zum Bruche mit dem Könige kommen sollte, wird dieser Bauer der größte Mann in England werden".

Als der Krieg begonnen hatte, zeigte Cromwell, zuerst als Kapitän eines Reitertrupps, dann als Oberst eines Regimentes, wozu er befähigt war. Er legte gleichzeitig glänzende Proben seines Organisationstalentes ab, denn er war die Seele jener „Association der östlichen Grafschaften" (Norfolk, Suffolk, Essex, Cambridge, Hertford), die mit ihren eigenen Streitkräften den Royalisten erfolgreichen Widerstand leistete. Wo immer er auftrat, geschah es mit Kraft und Umsicht. Sein Regiment galt bald als eine Mustertruppe. Auch waren die Leute von Cromwell mit Sorgfalt ausgewählt worden. Er hatte die schwache Seite des parlamentarischen Heeres, das sich zum guten Theile aus den unteren städtischen Schichten rekrutirte, sehr wohl erkannt. „Eure Truppen," sagte er zu Hampden, „sind meistens alte unfähige Kellner, Weinzapfer und solche Art Burschen, jene die jüngeren Söhne von Gentlemen, Personen von gutem Stande. Glaubst du, der Geist solcher ärmlichen Burschen könne es je mit dem von Edelleuten aufnehmen, die Ehre und Muth im Leibe haben? Ihr müßt Männer von einem Geiste anwerben, der ebenso viel leistet, sonst werdet ihr immer geschlagen werden." Diese Männer fand er in den Pächtern und Freisassen seiner Heimat, diesen Geist in dem Gefühle des religiösen Enthusiasmus, welches er dem Gefühle feudaler Ritterlichkeit gegenüber stellte. Seine gepanzerten „Eisenseiten" waren nach seinem Ausdrucke „fromme, ehrliche Leute, welche die Furcht Gottes vor Augen hatten und mit ihrem Gewissen bei der Sache waren". Er hielt sie in strenger Disciplin, übte sie sorgfältig ein und konnte triumphirend darauf hinweisen, „daß sie niemals geschlagen wurden, wo immer sie vor den Feind kamen". Er setzte alle Kraft daran, um Lincolnshire von den Royalisten zu befreien und den beiden Fairfax im Norden die Hand zu reichen. Wenn dies auch nicht gelang, so sah sich doch Newcastle am weiteren Vordringen verhindert.

Bei weitem ungünstiger standen die Dinge für das Parlament im Südwesten. Hier hatte der König in Ralph Hopton einen Vertheidiger seiner Sache, mit dem es an Thatkraft nur wenige aufnehmen konnten. Dieser tapfere Offizier brachte seine Mannschaft aus den rauhen Walisern zusammen, schlug die parlamentarischen Heerhaufen in mehreren Gefechten, und konnte sich mit dem Marquis von Hertford und dem Prinzen Moritz von der Pfalz vereinigen. Das Parlament glaubte einen Feldherrn auf diesen Kriegsschauplatz

senden zu müssen, von dessen Fähigkeiten man sich viel versprach. Es war William Waller, Mitglied des Sicherheitsausschusses, ein Mann, der in Deutschland im Kampfe gegen die Kaiserlichen das Kriegshandwerk gelernt hatte. Die Erfolge, die er im Jahre 1642 davongetragen, hatten ihm den Beinamen „Wilhelms des Eroberers" verschafft. Im Feldzuge von 1643 verblich der Glanz seines Ruhmes aber sehr schnell. Er erlitt im Juli auf der Haide von Lansdown und bei Roundwaydown zwei so empfindliche Niederlagen, daß er das offene Feld nicht mehr behaupten konnte. Wenige Tage später, am 26. Juli, fiel der Hauptplatz des Westens, die zweite Stadt des Reiches, das wichtige Bristol, in die Hand des Prinzen Rupert. Der König gelangte damit in Besitz der großen hier aufgespeicherten Waffenvorräthe und der Schiffe, welche für die irische Expedition bestimmt gewesen waren. Er hoffte, demnächst noch Glocester zu gewinnen und auch des Binnenlandes völlig Meister zu werden.

Alles schien davon abzuhängen, ob es der parlamentarischen Hauptarmee unter Essex gelingen würde, den König aus dem Felde zu schlagen. Essex hätte aber ein anderer sein müssen, als er war, um sich auch nur zu einem Versuche der Art aufzuraffen. Nachdem er sich bedächtig Zeit genommen hatte, die Stadt Reading zu belagern und in seine Gewalt zu bringen, blieb er Wochen lang beinahe unthätig und überließ es dem Gegner, sich Zeit und Ort zum Schlagen zu wählen. Mit seinem natürlichen Phlegma verband sich politische Erwägung. In dem Adligen von altem Geschlecht war doch zu viel Loyalitätsgefühl, als daß ihm der Kampf bis aufs Messer mit dem Könige hätte erwünscht sein sollen. Er schien für den Sieg zu fechten, aber er focht doch mehr für den Abschluß eines Vergleiches. Umsonst drängte ihn Hampden zum raschen Vormarsch gegen Oxford. Essex war der Ansicht, daß er, um die Belagerung durchzuführen, nicht stark genug sei. Seine Truppen fingen an, Bürgern und Bauern sehr lästig zu werden, hie und da ließen sie sich zu Plünderungen fortreißen. Es verging indessen kaum eine Woche, ohne daß kleine Scharmützel stattgefunden hätten. In einem dieser Gefechte verlor das Parlament einen der angesehensten Führer seiner Sache: John Hampden. Er warf sich auf dem Felde von Chalgrove am 18. Juli den feindlichen Schwadronen entgegen, um sie aufzuhalten, bis Verstärkung herankäme. Aber gleich beim Beginne des Kampfes trafen zwei Kugeln seine Schulter und zerschmetterten ihm den Arm. Man sah ihn mit niedergebeugtem Haupt, die Hände auf den Hals seines Pferdes gestützt, langsam vom Schlachtfelde wegreiten. Mit Mühe erreichte er die Ortschaft Thane, wo er Aufnahme und Pflege fand. Die Aerzte machten ihm Hoffnung, aber er fühlte, daß die Wunde tödtlich sei. Die wenigen Tage, die ihm blieben, verwandte er dazu, dem Parlamente militärische Rathschläge zu geben. Sein letztes heißes Gebet, seine letzten Worte waren: „Gott rette mein blutendes Vaterland".

Karl I. fühlte sich durch die Erfolge dieses Sommers ungemein gehoben. Seine Gemahlin hatte sich mit ihm vereinigt und ihm eine bedeutende Verstärkung

an Mannschaft und Geschützen zugeführt. Er hielt es für möglich, aus der Defensive herauszutreten und einen Hauptstreich gegen den Feind zu führen. In seiner Umgebung waltete der Gedanke vor, sich wieder gegen London zu wenden, wo, wie man wußte, durchaus nicht vollkommene Einmüthigkeit herrschte. Aber der Graf von Newcastle, auf dessen Mitwirkung gerechnet war, erklärte, vor der Eroberung von Hull den Norden nicht verlassen zu können, und in London wurden umfassende Vertheidigungsanstalten getroffen. Dem Könige schien es rathsamer, die Stadt Glocester anzugreifen, deren Kommandant, wie man im royalistischen Lager annahm, zum Abfall geneigt sein würde. Man kam indessen vor Glocester nicht zum gewünschten Ziele. Der Kommandant hielt dem Parlamente die Treue, die Bürgerschaft wehrte sich fast einen Monat lang mit unerschütterlichem Muthe, Anfang September rückte Essex mit einem Entsatzheere heran, bei dessen Erscheinen die Belagerung aufgehoben werden mußte. Der parlamentarische Feldherr durfte nicht lange in der befreiten Stadt verweilen. Es galt schleunig zum Schutze Londons zurückzumarschiren und sich durch die Royalisten keinen Vorsprung abgewinnen zu lassen. Kurze Zeit ging sein Marsch ziemlich ungehindert von statten. Am 19. September aber fand er den Weg bei Newbury durch die Feinde gesperrt. Gezwungen, den folgenden Tag die Schlacht zu wagen, traf er seine Anordnungen und schlug vornämlich mit seiner tapferen Infanterie und mit seinem gut postirten Geschütz den Angriff ab. Der Tag kostete den Königlichen einen der edelsten Vertheidiger ihrer Sache, Lord Falkland, den man unter den Todten auffand. Er hatte die Gefahr gesucht, häufig war ihm im Kreise seiner Freunde der schmerzliche Ausruf „Friede, Friede!" entfahren. Der Friede, den er für sein Land ersehnt hatte, war ihm selbst nun durch eine feindliche Kugel gewährt worden. Essex setzte seinen Marsch nach London fort und wurde dort aufs feierlichste empfangen.

In der Hauptstadt hatten die wechselnden Nachrichten von Sieg und Niederlage den ganzen Sommer über die Gemüther in äußerste Spannung versetzt. Die wachsenden Anforderungen des Krieges, die unaufhörlichen Machinationen des Königs verfehlten keineswegs ihre Wirkung auf zaghafte Geister. Im Frühling wurde eine große Verschwörung entdeckt, die darauf abzielte, die Häupter des Parlaments unschädlich zu machen und die Stadt dem Könige zu überliefern. Der Dichter und Politiker Edmund Waller war mit in das Komplott verwickelt. Er rettete sich das Leben, indem er seine Genossen verrieth. Zwei von diesen wurden hingerichtet. Die Presse wurde unter scharfe Aufsicht gestellt. Zeitungsschreiber und Liederdichter von feindlicher Gesinnung hatten zu zittern. Die Güter geflüchteter Royalisten wurden unbarmherzig sequestrirt. Aber Pym und seine Genossen mußten auf neue Mittel denken, um die Kriegskosten zu decken. Sie führten die Accise ein, die sie dem holländischen Muster entlehnten, eine Steuer auf Bier, Obstmost u. a. m., welche namentlich die mittleren und unteren Klassen aufs schwerste bedrückte. Je mehr sie die Kräfte ihrer Partei anspannten,

desto weiter griff der Wunsch nach einer friedlichen Abkunft um sich. Im Hochsommer, als die Gefahren auf allen Seiten wuchsen, bekämpfte sich die friedfertige und die kriegerische Faktion im Parlamente. Man hatte Kunde erhalten von der Uebergabe der Stadt Bristol, von den Niederlagen der Fairfax, vom Vordringen des Grafen Newcastle. Am 4. August beschlossen die Lords, daß dem Könige Friedensvorschläge gemacht werden sollten. Sie waren so gemäßigt wie möglich. Die Armeen sollten aufgelöst, die Streitfragen über Militia und Kirchenverfassung auf parlamentarischem Wege geschlichtet, die royalistischen Mitglieder beider Kammern wieder aufgenommen werden. Sonnabend, den Tag darauf, fand sich auch bei den Gemeinen eine Majorität dafür, diese Vorschläge in Erwägung zu ziehen. Es war eine gefährliche Krise, die Popularität John Pyms, die so oft den Sieg davongetragen hatte, gerieth ins Schwanken, niemals war der Augenblick so günstig für einen Angriff des Königs. Aber alle Mittel wurden angewandt, um die Stimmen der Friedenspartei zum Schweigen zu bringen. Am Sonntag erschollen die Kanzeln von den Predigten der puritanischen Geistlichen, die das Volk ermahnten, der Sache des heiligen Krieges treu zu bleiben, und die ihm vorstellten, was es beim Einzuge des Königs und des wilden Prinzen Rupert zu erwarten haben würde. Abends berief der Lord-Mayor Pennington, ein Mann, den der König von jeder Amnestie ausgenommen hatte, den Gemeinderath. Er ließ dem Unterhause am folgenden Morgen eine Massenpetition überreichen, in der die Vorschläge der Lords als höchst gefährlich für die Religion und die Freiheit des Landes bezeichnet wurden. Lärmende Volkshaufen umdrängten den Platz von Westminster. Die Lords beklagten sich über Störung der Berathungen und drohten ihre Sitzungen zu unterbrechen, wenn diesem Unfug nicht gesteuert werde. Schon aber hatte Pym bei den Gemeinen die Mehrheit wieder auf seine Seite gebracht. Das Unterhaus stieß seinen früheren Beschluß wieder um, forderte die Lords auf, sich mit ihm „bei der Vertheidigung des Reiches" zu betheiligen und traf zu gleicher Zeit Maßregeln gegen die Tumultuanten. Die Partei des Friedens gedachte nun dasselbe Mittel der Einschüchterung zu gebrauchen wie ihre Gegner. Ein paar tausend Frauen erschienen und baten um Frieden, Männer mischten sich unter den Haufen, welcher gegen die Thüre des Unterhauses anstürmte. Als die Milizwache einschritt, hörte man drohende Rufe gegen die „Verräther", den „Hund Pym", und die Massen wurden nicht ohne Anwendung von Gewalt zerstreut. Die Friedenspartei hatte stark auf Essex gerechnet, allein Pym und einige seiner Freunde, die ihn im Lager aufsuchten, wußten sich seiner Ergebenheit zu versichern und ihn zu jenem erfolgreichen Zuge nach Glocester anzutreiben. Hervorragende Lords wie Bedford, Holland, Portland, die sich durch ihr zweideutiges Benehmen zu sehr verdächtig gemacht hatten, fanden sich bewogen, ins Lager des Königs zu flüchten.

So viel war klar: ohne Verstärkung von irgend einer Seite konnten die

entschiedenen Vorkämpfer der parlamentarischen Ansprüche nicht hoffen, ihr Ziel zu erreichen, ohne bedeutende Erfolge der Gefahr einer Auflösung ihrer eigenen Reihen nicht entgehen. Auch hatten sie bereits Anstalten getroffen, sich Bundesgenossen zu verschaffen. Sie fanden sie in den Schotten, welche dem Gange des Krieges in dem Nachbarlande mit größter Theilnahme folgten. Siegte der König, so hatten die Covenanters zu fürchten, daß er auch alle in Schottland gemachten Zugeständnisse widerrufen würde. Siegte das Parlament, so durften sie hoffen, die Uebertragung der presbyterialen Kirchenverfassung auch auf England zu erleben und sich selbst damit für alle Zukunft vor einem neuen Bischofskriege bewahrt zu sehen. Diese Hoffnung war um so mehr berechtigt, da in England eben Hand an das kirchliche Reformwerk gelegt wurde. Am 1. Juli 1643 war in der Kapelle Heinrichs VII. von Westminster-Abtei die so oft schon in Aussicht gestellte Kirchenversammlung eröffnet worden, die unter dem Namen der Westminster-Synode bekannt wurde.[1]) Vom Parlamente ernannt und unter parlamentarische Kontrolle gestellt, sollten die Mitglieder der Synode den Grundriß eines kirchlichen Neubaues entwerfen, dessen Billigung die beiden Häuser sich vorbehielten. Das Bild der schottischen Nationalkirche mit ihren Presbyterien und Synoden, ihrem einfachen Ritus und ihrer strengen Disciplin, ihrem Festhalten am Buchstaben des Calvinismus, ihrer Abwehr von Katholiken und Sektirern schwebte vielen Mitgliedern der geistlichen und der politischen Versammlung als nachahmenswerthes Muster vor. Andere, welche dem Presbyterianismus keine grundsätzliche Begeisterung entgegenbrachten, begünstigten doch für den Augenblick diese Strömung, um sich der Hilfe der Covenanters zu versichern.

Es war der Glanzpunkt der staatsmännischen Thätigkeit John Pyms, als er diese Gunst der Dinge benutzte, um den Abschluß eines schottisch-englischen Bündnisses durchzusetzen. Eine Anzahl von Abgeordneten des Parlaments und der Westminster-Synode begab sich im Jahre 1643 zu Schiff nach Edinburg. Sie verhandelten mit einer Kommission der schottischen Stände- und Kirchenversammlung. Trotz mannichfacher Schwierigkeiten gelangten sie zur Vereinbarung von „Liga und Covenant“, wie das feierlich abgeschlossene und sofort bestätigte Bündniß genannt wurde. Es war in Form eines Eides abgefaßt, durch den sich die Bürger der drei Reiche von England, Schottland, Irland verpflichten sollten, die Presbyterialkirche Schottlands zu vertheidigen, in England und Irland Ritus, Dogma und Verfassung „gemäß dem Worte Gottes und dem Beispiel der besten reformirten Kirchen“ festzustellen und dem schottischen Vorbilde anzunähern, Papismus, Prälatenthum, Ketzerei, Gotteslästerung zu bekämpfen, die Privilegien der Parlamente ohne Beeinträchtigung der monarchischen Gewalt zu schützen,

1) Neben den Aufzeichnungen von Baillie, Lightfoot, Gillespie kommen in Betracht die Minutes of the Sessions of the Westminster Assembly of Divines. Ed. by A. F. Mitchell and J. Struthers, 1874. Vgl. einen Aufsatz von Rudloff in Niedners Zs. für die historische Theologie, 1850.

Malignanten, die Volk und König trennen wollten, zu bestrafen und einen dauernden Frieden der Reiche herzustellen. Den Schotten kam es in erster Linie auf die religiöse Verbindung an. Sie rechneten auf strenge Durchführung des Presbyterialsystems in England, während die englischen Unterhändler die Formel des Vertrages möglichst dehnbar zu machen suchten. Den Engländern war die politische Allianz von größter Wichtigkeit. Sie wünschten baldmöglichst ein schottisches Hilfsheer, dessen Unterhalt sie bereit waren zu bestreiten, auf englischem Boden zu sehen, um der Herrschaft der Royalisten in den nördlichen Grafschaften ein Ende zu machen.

Auch in London wurde Liga und Covenant nunmehr von Synode und Parlament beschworen. Im ganzen Lande ward die Urkunde von den Kanzeln herab verlesen, und jeder Mann, der mehr als achtzehn Jahre alt war, zur Unterzeichnung angehalten. Der gesammte Puritanismus erhielt in Liga und Covenant sein Programm. Wo das Parlament die Oberhand hatte, wurde im Geiste dieses Programmes verfahren. Die letzten Reste der kirchlichen Formen und Abzeichen aus der Zeit William Lauds verschwanden. Heiligenbilder und Hochaltäre wurden entfernt. Krucifixe und Kreuze wurden umgerissen. Die alten Denkmale von Cheapside und Charing-Croß wurden abgetragen, die bunten Kirchenfenster von Kathedralen und Kapellen zertrümmert. Mißliebige Geistliche wurden ihrer Pfründen beraubt. Die Universität Cambridge hatte sich eine strenge Untersuchung gefallen zu lassen. Wer sich weigerte, Liga und Covenant zu unterschreiben, galt ohne weiteres als Malignant.

Liga und Covenant war das letzte Werk John Pyms. Die Ausführung des mit den Schotten geschlossenen Vertrages erlebte er nicht mehr. Seine Kräfte brachen zusammen unter der Riesenaufgabe, die er zu bewältigen hatte. Im November 1643 erkrankte er, am 8. December schlossen sich seine Augen für immer. Das Parlament ließ seine Leiche in der Westminster-Abtei beisetzen, zehn hervorragende Mitglieder des Unterhauses trugen den Sarg auf ihren Schultern. Die Schulden, die Pym mit Zusetzung seines Vermögens großen Theils im Dienste der Politik gemacht hatte, wurden kraft parlamentarischen Beschlusses auf die öffentliche Kasse übernommen.

Das letzte kriegerische Ereigniß, das Pym noch erlebt hatte, war die Befreiung von Hull gewesen. An demselben Tage, an welchem der Graf von Manchester und Cromwell die Royalisten von Lincolnshire aufs Haupt schlugen, machte die Besatzung von Hull einen glücklichen Ausfall. Der Graf von Newcastle zog mit dem Belagerungsheere ab. Die Fairfax konnten darauf denken, Manchester und Cromwell die Hand zu reichen. Am 19. Januar 1644 überschritten denn auch 2000 Schotten unter dem Kommando Alexander Leslies den Tweed. Der Feldzug des neuen Jahres mußte aller Berechnung nach eine Entscheidung bringen. Auch der König hatte seine Vorbereitungen getroffen. Dem schottischen Hilfsheere des Parlamentes gedachte er durch einen Zuzug irischer Regimenter zu begegnen. In seinem Namen

hatte Graf Ormond die Zügel der Regierung in Irland ergriffen. Seinem Herrn durchaus ergeben, Protestant, aber den Katholiken durch Verwandtschaft und Freundschaft vielfach verbunden, wußte dieser Edelmann jede Einwirkung des Parlamentes abzuwehren und mit den irischen Rebellen einen vortheilhaften Vertrag zu schließen. Eine ansehnliche Truppenmasse wurde dadurch frei für die Ueberführung nach England. Der Ruf der Grausamkeit ging diesen Soldaten voraus und die Furcht, daß viele der celtisch-katholischen Aufrührer in die Dienste des Königs getreten seien, war allgemein. Mancher verließ seine Fahne, weil ihm vor dieser neuen Bundesgenossenschaft graute. Auch leisteten die Ankömmlinge nicht so viel, wie von ihnen erwartet worden war. Eine Abtheilung wurde noch im Januar, nachdem sie den größten Schrecken im Lande verbreitet hatte, von Thomas Fairfax auseinandergesprengt. Ein Hilfsmittel anderer Art, dessen der König sich zu bedienen suchte, war die Berufung einer Art von Gegenparlament nach Oxford. Da er das in London tagende Parlament nicht mehr als ein freies anerkannte, so ließ er es sich gefallen, daß die zu ihm übergegangenen Lords und Gemeinen sich in seinem Hauptquartiere um ihn versammelten. So durchaus loyal diese Versammlung auch war, so wollte sie sich doch nicht als bloßes Werkzeug des Königs gebrauchen lassen. Sie drang darauf, daß eine Unterhandlung mit den beiden Häusern in Westminster angeknüpft werde. Da aber diese die Zuständigkeit der Lords und Gemeinen in Oxford leugneten, blieb es bei dem bloßen Bemühen. Auch waren die zum Könige Geflüchteten durchaus nicht sämmtlich mit dem ihnen zu Theil gewordenen Empfang zufrieden. Mehrere kehrten bitter enttäuscht nach London zurück. Die Versammlung in Oxford gab sich nach diesem fruchtlosen Versuche einer Aussöhnung noch dazu her, eine langathmige Deklaration zu beschließen, einige Subsidien zu bewilligen, der Erhebung der Accise für den König zuzustimmen und wurde am 16. April 1644 nicht ungerne von Karl prorogirt.

Der König verblieb in Oxford, während Henriette Maria sich nach Exeter begab, um dort in größerer Sicherheit eine neue Niederkunft abzuwarten. In der That gerieth das königliche Hauptquartier in Gefahr, von überlegenen Streitkräften des Parlamentes enge eingeschlossen zu werden. Zwei Heere, jedes 10,000 Mann stark, unter Essex und Waller rückten unvermuthet gegen Oxford heran und drohten die Stadt zu blokiren. Sie war überfüllt, mangelhaft mit Proviant versehen und hätte eine Belagerung nicht aushalten können. Man rieth dem Könige, sich vertrauensvoll Essex zu überliefern, er aber erklärte, daß der Graf ihn lebendig niemals in seine Hand bekommen solle. In der Nacht des 3. Juni gelang es ihm mit dem Prinzen von Wales, der gesammten Kavallerie und einem Theile des Fußvolkes in nördlicher Richtung den Kreis der Feinde zu durchbrechen. Er zog Waller hinter sich her, während Essex, der ohnehin nicht zum besten mit Waller stand, diesen seinem Schicksale überließ, um sich den westlichen Grafschaften zuzuwenden. Diese Trennung der Feinde benutzend, kehrte der König wieder

um, verstärkte sich in Oxford durch Artillerie und Infanterie und schlug die abgematteten Truppen Wallers den 29. Juni bei Cropredy am Ufer des Charwell. Im Vertrauen auf diesen Erfolg ließ er einige Tage nachher einen Friedensantrag nach London gelangen, aber statt ihm durch einen Vormarsch gegen die Hauptstadt Nachdruck zu geben, setzte er sich nach Westen in Bewegung, um Essex' Unternehmungen zu kreuzen.

Essex hatte währenddessen mit Glück operirt, belagerte Festungen wie Lyme befreit, wichtige Plätze wie Weymouth eingenommen und die Macht des Parlamentes in den südwestlichen Grafschaften befestigt. Die Königin, ungewiß über das Schicksal, das ihr im Falle einer Gefangenschaft bevorstehen würde, war nach Falmouth geflüchtet und schiffte sich dort ein, um in Frankreich eine Zuflucht zu finden. Sie hat ihren Gemahl nicht wiedergesehen. Dieser hatte sich durch die Truppen des Prinzen Moritz und Lord Hoptons verstärkt und war Essex auf den Fersen. Es war das Unglück des parlamentarischen Generals, daß er, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, in die Berge von Cornwallis eindrang, um diese Hochburg des Royalismus zu erobern. Er legte sich damit selbst die Falle. Die Einwohnerschaft erhob sich gegen ihn, vergeblich hoffte er auf Hilfe; Geld und Lebensmittel gingen ihm aus. Der König versuchte ihn mit glänzenden Versprechungen auf seine Seite zu ziehen, aber Essex blieb fest und erklärte, daß ihn das Parlament zu keiner Unterhandlung ermächtigt habe. Immer enger eingeschlossen, sah er sich zuletzt noch auf ein paar Verbindungslinien mit dem Meeresufer beschränkt. Er gab seiner Kavallerie Befehl sich durchzuschlagen, so gut es gehen wolle, sein Fußvolk wurde in den Engpässen von den Königlichen umzingelt und zur Kapitulation gezwungen, er selbst entkam am 1. September mit ein paar Officieren zu Schiff nach Plymouth und fuhr von dort nach Portsmouth. Man machte ihm keinerlei Vorwürfe wegen seines Mißgeschicks, sondern versicherte ihn des unveränderlichen Vertrauens, aber seine militärische Rolle war von da an ausgespielt. Der König hatte in wenig Monaten einen glänzenden Feldzug geführt und hielt sich für stark genug, in London den Frieden zu erzwingen.

Allein auf einem anderen Schauplatze war die Entscheidung sehr zu seinen Ungunsten ausgefallen. Alle Erfolge, die er im Westen davongetragen hatte, konnten durch die große Niederlage, die seiner Sache im Norden beigebracht war, nicht aufgewogen werden. Dort hatte der Graf von Newcastle sich nicht im offenen Felde halten können, nachdem die Vereinigung der Schotten mit den Fairfax gelungen war. Er zog sich hinter die Mauern von York zurück. Die wichtigste Stadt des Nordens, das stärkste Bollwerk der königlichen Partei, gerieth in die größte Bedrängniß. Außer den Schotten und den beiden Fairfax erschienen der Graf von Manchester und sein Generallieutenant Cromwell mit der Armee der östlichen Association vor den Wällen der Festung und begannen sie regelrecht zu belagern. Wenn York verloren ging, so gingen damit nicht bloß die nördlichen Grafschaften zugleich ver=

loren, sondern auch das Mittelland war alsdann den überlegenen Massen der Gegner preisgegeben. Der König hatte daher seinem Neffen, dem Prinzen Rupert, Befehl ertheilt, in Eilmärschen dem eingeschlossenen Grafen von Newcastle zu Hilfe zu kommen. Rupert drang denn auch mit 18,000 Mann in Yorkshire ein. Die Belagerer zogen ihm bei der Nachricht seines Anmarsches entgegen und stellten sich bei Long Marston-Moor unweit der Stadt in Schlachtordnung auf. Er wußte sie durch ein geschicktes Manöver zu täuschen, überschritt den Ouse-Fluß und hielt seinen Einzug in das befreite York. Der stolze, aufbrausende Prinz und der nicht minder eingebildete, hofmännische Graf hatten sich kaum begrüßt, als sie auch sich zu streiten begannen. Rupert lechzte nach einer heroischen That, forderte, daß man das feindliche Heer angreife und berief sich auf Anweisungen des Königs. Newcastle wünschte, daß man sich an der Befreiung der Stadt genügen lasse, hatte Bedenken gegen Annahme einer Schlacht und schenkte den Versicherungen des Prinzen keinen Glauben. Um nicht den Schein der Unbotmäßigkeit auf sich zu laden, unterwarf er sich dem Willen Ruperts, aber mißmuthig, ohne Hoffnung auf Erfolg.

Seine Bedenken waren vollkommen gerechtfertigt. Die Schlacht bei Long Marston-Moor am 2. Juli endete mit einer furchtbaren Katastrophe der Königlichen.[1]) Es war ein Kampf von wenig Abendstunden, in welchem Cromwell wieder den ersten Preis davontrug. Schon war der rechte Flügel des parlamentarischen Heeres in große Verwirrung gerathen, das Centrum, wo das schottische Fußvolk mit dem Feinde rang, durchbrochen, als Cromwell mit seinen Eisenseiten und David Leslie mit schottischer Reiterei den Bedrängten Luft machten. Sie zersprengten die Kavallerie des Prinzen Rupert, dann warfen sie sich auf die Weißröcke Newcastles und richteten ein furchtbares Gemetzel unter ihnen an. War es auf beiden Seiten schon vorgekommen, daß Gefangene erschossen oder aufgehängt wurden, so brauchte man sich nicht darüber zu wundern, wenn in dem Getümmel des Kampfes kein Pardon gegeben wurde. „Wo wir angriffen," schrieb Cromwell seinem Schwager nach der Schlacht, „warfen wir den Feind. Gott ließ sie vor unserem Schwerte fallen wie Stoppeln."

Mitten in der Nacht kehrten Newcastle und Rupert nach York zurück. Der Graf, der Rolle müde, die man ihn hatte spielen lassen, traf seine Vorbereitungen, um sich in Scarborough nach dem Festlande einzuschiffen. Der Prinz, unfähig sich allein zu behaupten, führte die Trümmer seines Heeres nach Lancashire und Cheshire. Vierzehn Tage später kapitulirte York. Die verbündeten englisch-schottischen Generale, durch eine große Siegesbeute bereichert, geboten über den Norden. Die Schotten wandten sich gegen die Stadt Newcastle, um diese Festung in ihre Gewalt zu bringen, die Hauptmasse der Engländer unter Manchester und Cromwell erhielt freie Hand, um

---

1) Long Marston-Moor in Sanfords Studies etc. p. 580—616.

im Rücken des Königs vorzugehen. Aber vergeblich suchte Cromwell Schnelligkeit und Energie in die Bewegungen zu bringen. Manchester war nur auf den Schutz der östlichen Grafschaften bedacht, aus denen sich sein Heer rekrutirte, und ließ sich an der Einnahme einiger festen Plätze genügen. So konnte der König ungehindert seinen Siegeszug im Westen fortsetzen, Essex vernichten und sich, von stolzen Hoffnungen getragen, gegen die Hauptstadt zurückwenden. Um ihm zu begegnen, waren die Heere von Essex und Waller wieder hergestellt. In Verbindung mit der Armee Manchesters gewährten sie dem Parlamente eine entschiedene Uebermacht. Da Essex krank in London zurückbleiben mußte, übernahm Manchester den Oberbefehl. Nach vielfachen neuen Zögerungen und Bedenken trat er dem Könige am 27. Oktober auf dem alten Schlachtfelde von Newbury gegenüber. Das parlamentarische Heer durfte sich den Sieg zuschreiben, aber die Verfolgung Manchesters war so matt, daß der König, mit Zurücklassung seines Geschützes und seiner Bagage im Schlosse von Donnington, ungestört nach Oxford entkam. Zwölf Tage später konnte er sogar, verstärkt durch den Prinzen Rupert, vor dem Schlosse von Donnington erscheinen und, was er dort in Sicherheit gebracht hatte, mit sich nehmen. Die Jahreszeit wurde rauh, beide Parteien bezogen ihre Winterquartiere. Den König hatte, trotzdem er den ganzen Norden eingebüßt, seine Zuversicht noch nicht verlassen. Auf der Seite seiner Gegner bereitete sich aber ein Umschwung vor, der alle seine Hoffnungen zu Schanden machte.

Drittes Kapitel.

Presbyterianer und Independenten. Umbildung des parlamentarischen Heeres.

Je länger der Bürgerkrieg dauerte, desto deutlicher ließen sich in der puritanischen Partei, welche die Waffen gegen den König erhoben hatte, die Staatsgewalt an sich reißen, das Kirchenwesen reformiren wollte, zwei Strömungen unterscheiden. Von Haus aus einig in der Bekämpfung einer Hierarchie, die im bevorrechteten Bisthume gipfelte, und einer Monarchie, die das Streben nach Unumschränktheit in sich trug, traten sich presbyterianisch und independentisch Gesinnte immer schroffer gegenüber. Diese Gegensätze bezogen sich zunächst nur auf die religiöse Frage. Allmählich griffen sie auch über auf das politische Gebiet. Es war so natürlich, daß viele Engländer in den kirchlichen Einrichtungen des nordischen Nachbarvolkes das einzige Heil erblickten. In der schottischen Nationalkirche war dem Laienelement eine Mitwirkung gewahrt, wie man sie in der anglikanischen Kirche nur zu schmerzlich vermißte. Dort war der Ritus so ernst und farblos, wie man ihn auch auf der anderen Seite des Tweed zu machen wünschte. Dort war das reine calvinistische Dogma, das sich durch Laud und seine Gehilfen in der Alleinherrschaft bedroht gesehen hatte, unverbrüchliche Norm. Und alle jene Satzungen galten für das ganze Volk vom Höchsten bis zum Geringsten. Dem Katholiken war ein unerbittlicher Krieg erklärt. Der Sektirer sollte sich nicht einschleichen dürfen. Der bürgerlichen Gewalt lag es ob, ihre Waffen darzuleihen, um jede Ketzerei, deren Spur man entdeckte, zu bekämpfen. Der Bund mit den Schotten, ihre erfolgreiche Betheiligung am Kampfe verstärkte begreiflicher Weise das Gewicht der presbyterianischen Ideen. Liga und Covenant waren abgeschlossen worden, um auf die Schöpfung einer einheitlichen Kirchenverfassung in allen drei Reichen hinzuwirken. Schottische Bevollmächtigte saßen in dem „Committee beider Königreiche", das die Oberleitung des ganzen Kriegswesens in die Hand genommen hatte. Schottische Deputirte nahmen an den Berathungen der Westminster-Synode theil.

In dieser Körperschaft herrschte das presbyterianische Element entschieden vor. — Wenn es sich um Fragen des Verhältnisses von Staat und Kirche handelte, so regte sich allerdings ein starker Widerstand gegen die Anbeter des schottischen Vorbildes. Das Parlament hatte die Reform der Kirche in Fluß gebracht, dem Parlamente sollte die Kirche auch ferner untergeordnet

sein. Wenn es aber darauf ankam, sich über den Neubau des Kirchenwesens schlüssig zu machen, so bot sich das schottische Muster in den meisten Fällen zur Nachahmung dar. Eine Revision der neununddreißig Glaubensartikel, eine Abänderung der Gottesdienstordnung, ganz in presbyterianischem Geiste, wurde in Angriff genommen. Die erledigten Pfarreien und Pfründen wurden mit Vorliebe Männern von dieser Gesinnung übertragen. Die Verfassung der Kirche sollte sich ganz und gar derjenigen anschließen, welche John Knox verkündigt und auf biblische Vorschrift zurückgeführt hatte.

Schon längst aber war ein ganz anderes Element in der Gesammtheit der Puritaner und auch in der Synode zum Durchbruch gekommen: der Independentismus.[1]) Erst damals fing dieser Name an eine allgemeine Parteibezeichnung zu werden. Er umfaßte alle diejenigen, welche das Joch der bischöflichen Kirche nicht deshalb abgeschüttelt haben wollten, um sich dem Joche der presbyterianischen Kirche zu beugen: die einheimischen Separatisten, deren Konventikel während der Herrschaft Lauds doch nicht völlig hatten zerstört werden können, und die Ankömmlinge aus der Fremde, die beim Beginne der Revolution es wagen durften, in die Heimat zurückzukehren. Sie kamen über den Kanal und über den Ocean, aus Holland und aus Neu-England, Laien und Geistliche, bei vielfachen Abweichungen im einzelnen doch darin einig, den eisernen Zwang einer einzigen anspruchsvollen Kirche nicht dulden, sondern jeder Gemeinde das Recht wahren zu wollen, unabhängig von einer anderen ihre religiöse Aufgabe zu erfüllen. In der Synode nahmen fünf Geistliche diesen Standpunkt ein, die Jahre lang in Holland gelebt hatten. Sie widersetzten sich mit unermüdlicher Beredtsamkeit dem Plane, nach welchem dem englischen Volke die Kirchenverfassung Schottlands einfach aufgedrungen werden sollte. Sie legten Berufung an die öffentliche Meinung ein, indem sie ihre Landsleute beschworen,

---

1) Die Geschichte des Independentismus findet sich selbstverständlich in den einschlagenden allgemeinen historischen und kirchenhistorischen Werken, wie in den speciellen Arbeiten über den Puritanismus (z. B. dem vielfach benutzten Werke von Daniel Neal, The history of the Puritans, zuerst 1732 ff.) behandelt. Außerdem aber giebt es eine Reihe von Büchern, die der Betrachtung des Independentismus und der kirchlichen Sekten der Revolutionsepoche insbesondere gewidmet sind. Eine unentbehrliche Sammlung von Auszügen aus Urkunden, Flugschriften u. s. w. mit begleitendem Texte bieten die Historical Memorials relating to the Independents or Congregationalists from their rise to the restoration of the monarchy by Benjamin Hanbury, 3 Vols, London 1839—44. Werthvoll sind die Darstellungen von Joseph Fletcher, The history of the revival and progress of Independency in England, 4 Vols, 1848—62. — J. Waddington, Congregational History, 1567—1700. London 1874. — Robert Barclay, The Inner Life of the Religious Societies of the Commonwealth, London 1877. In Deutschland hat diesen Gegenstand, im Anschluß an die englischen Quellen und Schilderungen, niemand mit so viel Geschick und Uebersichtlichkeit behandelt wie Hermann Weingarten in seinem Buche „Die Revolutionskirchen Englands. Leipzig 1868", in welchem wie bei Barclay der Geschichte des Quäkerthums besondere Beachtung geschenkt wird.

daß man sie nicht durch Weigerung der Duldung aufs neue ins Exil treiben möge.

Die Presbyterianer waren über diese Halsstarrigkeit empört. Für sie stand es fest, daß es kein Seelenheil gebe, wenn nicht alle Glieder der Nation in Dogma, Ritus und Verfassung eine einzige kirchliche Form anerkennten. Sie sahen, ohne Erreichung dieses Zieles, den Einbruch allgemeiner Anarchie voraus und deuteten mit Abscheu auf das Wachsthum ketzerischer Ansichten. Es hatten sich Gemeinden von Baptisten gebildet. Es gab Leute, welche das Dasein von Engeln und Teufeln leugneten. Es traten Männer auf, welche das mosaische Sittengesetz, und solche, welche das Wesen Christi mit anderen Augen ansahen als die Verkündiger der orthodoxen Lehre. Konnten diese sich nicht sämmtlich auf die Forderung der fünf independentischen Geistlichen berufen? Sollte ihnen allen Freiheit gewährt werden, ihre Meinungen zu verbreiten? Die Presbyterianer wiesen jeden Gedanken daran weit von sich. „Satan," sagte einer ihrer Wortführer, „hat sich aus einem Engel der Finsterniß in einen Engel des Lichts verwandelt. Der Independentismus wird wieder einführen, was er entfernen möchte, nämlich Freigeisterei und Gottlosigkeit."

Je lebhafter in Debatten, Predigten, Flugschriften der Kampf geführt wurde, desto höher erhob er sich von seinem Ausgangspunkte her zu allgemeiner Bedeutung. Es war nicht mehr ein häuslicher Zwist innerhalb der einen puritanischen Partei. Es handelte sich um die Lösung einer jener großen Fragen, welche die ganze gebildete Menschheit angehen ohne Unterschied der Nation und ohne Unterschied der Zeiten. Schon mancher edle Kämpfer hatte seine Lanze für die Gewissensfreiheit gebrochen. Weitblickende Staatsmänner und furchtlose Schriftsteller hatten es versucht, die widerstrebenden Zeitgenossen an den Gedanken zu gewöhnen, daß sich keine Macht der Erde zwischen den Einzelnen und seinen Gott drängen dürfe. Sie hatten inmitten der gewaltigen kirchlich-politischen Bewegung, die seit vier Menschenaltern den Erdtheil erschütterte, Frieden und Versöhnung gepredigt, während der starre Calvinist ebenso kriegerisch und unversöhnlich gestimmt war wie der starre Katholik. Aber selten war die Frage, inwiefern Freiheit der Glaubensäußerung und der Gottesverehrung in einem Gemeinwesen zulässig sei, mit so viel Eifer behandelt worden wie damals in England.

Es gab zwei Möglichkeiten, dieser Forderung gerecht zu werden. Wer Kirche und Staat getrennt sehen wollte, überließ es damit allen einzelnen Gliedern der Nation, sich nach freiem Belieben mit anderen zu religiösen Gemeinschaften zu verbinden. Wer das Dasein einer einheitlichen, mit Vorrechten und Gütern versehenen Staatskirche nicht in Frage stellen wollte, erhob für sich und für andere das Begehren der Toleranz. Jene erste Anschauung war bis dahin nur in wenige Köpfe eingedrungen. Ein Versuch zu ihrer Einführung ins wirkliche Leben war erst an einer einzigen Stelle gemacht worden, auf dem jungfräulichen Boden jenseits des atlantischen Oceans

in dem kleinen Gemeinwesen von Rhode-Island. Sein Schöpfer, Roger Williams, verweilte eben damals in England, um seiner Kolonie die gesetzliche Anerkennung durch die Regierung des Mutterlandes zu verschaffen. Ehe er nach Amerika zurückkehrte, verfaßte er seine merkwürdige Schrift „Die blutige Lehre der Verfolgung wegen Gewissensfragen", in der er seine Ansicht mit voller Klarheit entwickelte. Keine nationale Kirche, sondern freie Gemeinden, keine allgemeine Kultussteuer, sondern Erhaltung der Geistlichen durch die Arbeit ihrer Hände und durch freiwillige Beiträge der Gläubigen, die Zulassung zu den öffentlichen Aemtern nicht ferner an die Zugehörigkeit zu einem religiösen Bekenntniß gebunden, die öffentlichen Unterrichtsanstalten ihres kirchlichen Charakters entkleidet: das war ein Reformprogramm, wie es radikaler nicht gedacht werden konnte, und welches in damaliger Zeit einzig dastand. Wer in dieser Weise die religiösen Angelegenheiten der Fürsorge der bürgerlichen Gewalten gänzlich entzog, bedurfte keiner Toleranz, da er den Unterschied zwischen anerkannten und nur tolerirten Kirchen völlig aufhob. Um Duldung dagegen baten alle diejenigen, welche einsahen, daß es unmöglich sein würde, dem geschichtlichen Verlaufe plötzlich Einhalt zu gebieten und alle die Fäden, welche Staat und Kirche damals in Europa verknüpften, mit einem Male zu durchschneiden. Die Grenze der Duldung war der Masse der Independenten freilich selbst nicht klar. Daß der Katholik von ihr ausgeschlossen werden müsse, stand den meisten fest. Daß der offenkundige Gottesleugner sie nicht verdiene, wurde beinahe von allen zugegeben. Aber der anspruchsvolle Grundsatz der Presbyterianer, überhaupt keine Abweichung von ihrem Schema leiden zu wollen, stieß auf den lebhaftesten Widerstand.

Die Presbyterianer ihrerseits verwarfen das Princip der Toleranz an sich, weil es mit Liga und Covenant in Widerspruch stehe, und weil niemand sagen könne, zu welchen Folgen seine Annahme führen werde. Reform der Kirche, erklärten sie, und Toleranz seien miteinander unverträglich. „Hätte der Teufel die Wahl," ließ sich einer ihrer Führer vernehmen, „ob in diesem Reiche die Hierarchie mit ihren Ceremonieen und ihrer Liturgie wieder aufgerichtet werden oder ob man Toleranz gewähren sollte, er würde sich für das zweite erklären." „Hört nicht," rief ein anderer in einer leidenschaftlichen Predigt dem Parlamente zu, „auf diejenigen, welche für Toleranz sprechen. Die Bücher, in denen sie gefordert wird, verdienen verbrannt zu werden, und die Gründe, die für sie vorgebracht werden, können unter dem Vorwande der Gewissensfreiheit auch Papisten und Juden, Türken und Heiden zu gute kommen." „Ich möchte," sagte ein dritter, „lieber im Grabe liegen, als leben, um eine solche nicht zu tolerirende Toleranz zu sehen." Große Verzeichnisse der hundertfachen Ketzereien erschienen, gegen deren Duldung man sich feierlich verwahrte. Abschreckende Holzschnitte dienten ihnen zur Begleitung, um den Schauder vor ihrer Gefährlichkeit noch zu vergrößern. Das Parlament wurde mit Anmahnungen bestürmt, die gottlosen

Gegner der wahren Kirche mundtodt zu machen, und die Censur, die beim Beginne der Revolution dem Sturme der aufgeregten öffentlichen Meinung gewichen war, lebte in schärfster Form wieder auf. In den ersten Reihen der Presbyterianer focht der unermüdliche William Prynne, an dem die bitteren Erfahrungen, die er selbst einst gemacht hatte, spurlos vorüber gegangen waren.

Allein die streitbaren Vertheidiger des Grundsatzes der Intoleranz bemerkten mit Schrecken, wie wenig Anklang ihre Warnungen bei der Masse des Volkes fanden. Der Presbyterianismus war doch nur ein fremdes Gewächs auf englischem Boden. In Stadt und Land war das religiöse Gefühl zu sehr erregt, als daß es in die starre presbyterianische Form hätte gebannt werden können. Der individuelle Drang frommer Begeisterung suchte sich auf die verschiedenste Weise Luft zu machen. Zahlreiche Konventikel schossen wie Pilze aus dem Boden hervor. Die Baptisten allein zählten schon im Jahre 1644 sieben Gemeinden in London und siebenundvierzig in den Provinzen. Hie und da nahmen sogar Frauen das Wort. Unter den Ketzereien, welche auftauchten, erschien den Presbyterianern nicht als die geringste, daß mitunter die Nothwendigkeit von Zehnten und Pfründen geleugnet wurde, die ihnen selbst bei der Vertheilung der Beute in so reichem Maße zufielen.

Es war nicht ohne Bedeutung, daß der größte Schriftsteller der Nation sich gleichfalls auf die Seite der Independenten schlug. John Milton war schon seit einiger Zeit bei den Presbyterianern anrüchig geworden. Er hatte sich lustig gemacht über die zur Schau getragene Angst vor Schisma und Sekten. Er hatte eine Theorie des Ehescheidungsrechtes entwickelt, deren Kühnheit orthodoxe Gemüther mit Entsetzen erfüllte. Den stärksten Schlag führte er aber wider die presbyterianischen Dunkelmänner, als er die Freiheit der Presse gegen die Feinde derselben in Schutz nahm. In seiner unsterblichen Schrift „Areopagitica", die er dem Parlamente widmete, hat er den Gegnern der Censur ein unzerstörbares Rüstzeug hinterlassen und sich selbst ein Denkmal gesetzt, nicht minder bewundernswürdig als sein großes Epos, die Frucht seines Alters. Er weist nach, wie unsittlich die Einrichtung der Censur sei und wie wenig sie ihren Zweck erreiche. Er macht sich zum beredten Vertheidiger des schriftstellerischen Berufes. „Erwägt es, Lords und Gemeine," so sprach er zum Parlamente, „welcher Nation Ihr angehört, deren Regierer Ihr seid. Blickt hin auf diese gewaltige Hauptstadt, eine Stadt der Zuflucht, das Wohnhaus der Freiheit, umgeben und umschlossen von Gottes Schutz. Wahrlich es sind in ihr nicht mehr Amboße und Hämmer thätig, um das Zeughaus des Krieges mit Panzern und Waffen zu füllen für die zum Schutze der bedrängten Gerechtigkeit gerüstete Wahrheit, als Federn und Köpfe, die beim Scheine der Studirlampe neue Gedanken aufsuchen, um sie der nahenden Reform gleichsam zum Zoll der Huldigung darzubringen ... Es ist die Freiheit, Lords und Gemeine,

welche Eure eigene beherzte und glückliche Politik uns verschafft hat, die Freiheit, welche die Amme aller großen Geister ist." Auf die Presbyterianer insbesondere, deren Intoleranz er in einem späteren Sonett eine neue Auflage der alten Priesterherrschaft nannte, waren Sätze wie die folgenden gemünzt: „Mich dünkt, ich sehe im Geiste eine edle und große Nation sich erheben, einem Riesen gleich, der aus dem Schlafe erwacht und seine unüberwindlichen Locken schüttelt. Mich dünkt, ich sehe sie, einem Adler gleich, ihre mächtige Jugend erneuen und ihre ungeblendeten Augen am vollen Glanze der Mittagssonne entflammen, — und währenddes flattert der ganze Schwarm ängstlich geschaarter Vögel, welche das Zwielicht lieben, erschrocken umher und kündet krächzend eine Zeit der Sekten und Schismen an . . . Ich werde es weder vor Freund noch Feind verhehlen, wenn es wieder zum Inquiriren und Censiren kommt, wenn wir so furchtsam vor uns selbst und so argwöhnisch gegen alle Menschen sind, daß wir jedes Buch und das Rauschen jedes Blattes fürchten, ehe wir noch seinen Inhalt kennen, wenn Leute, die noch eben den Mund kaum zum Predigen öffnen durften, jetzt herkommen, um uns das Lesen zu verbieten, ausgenommen von dem, was ihnen beliebt: dann wird es bald außer Zweifel stehen, daß Bischöfe und Presbyter dem Namen wie der Sache nach für uns dasselbe bedeuten."

Ein einzelner Schriftsteller wie Milton mochte immerhin seiner Abneigung gegen den Presbyterianismus die Zügel schießen lassen. So lange dieser in der Synode eine überwältigende Mehrheit hatte, so lange das Parlament seinem Fortschreiten nichts in den Weg legte, brauchte ihm eine solche Anfeindung nicht gefährlich zu erscheinen. Etwas anderes war es, wenn diese Stimme ein Echo fand in den Reihen des Heeres, das zu einer Macht für sich zu werden drohte. Und unter den Soldaten, Gemeinen wie Officieren, war in der That die independentische Gesinnung stark verbreitet. Vor allem durchdrang sie die Armee, an deren Spitze Manchester und Cromwell standen. Hier hielt man sich fern von dem theologischen Gezänk, das die Gemüther verbitterte. Hier herrschte der feurige Enthusiasmus eines siegesgewissen Glaubens vor, der die kleinen Unterschiede der religiösen Anschauung nicht beachtete. Diese wettergebräunten Krieger, die sich vor der Schlacht zu freiem Gebet und Psalmengesang versammelten, kamen sich vor wie Heilige im Waffenrock, dazu bestimmt das Reich Gottes auf Erden auszubreiten, von derselben Begeisterung erfüllt wie ehemals die Schaaren, über deren Häuptern die Fahne des Propheten geweht hatte. Wer immer vor dem Feinde seinen Mann zu stehen wußte, war hier willkommen, mochte er nun zu den Strenggläubigen gehören oder nicht. Man klagte bitterlich darüber, daß es in diesen Regimentern von Sektirern und Häretikern wimmele. Man spottete über die „Visionen und Offenbarungen" dieser „Gottseligen". Der Graf von Manchester, das wußte man, war unschuldig an der Duldung solcher Greuel. Vielmehr wurden sie durch Cromwell auf alle Weise begünstigt. Dieser hieß daher bei seinen presbyterianischen Gegnern „der große Independent". Er

sprach sich offen für Toleranz aus. Dem Schotten Crawford, Generalmajor in Manchesters Heere, der einen anabaptistischen Officier bestraft hatte, gab er seine Meinung in folgender Weise zu verstehen: „Hütet Euch, heftig zu sein oder Euch durch andere zur Heftigkeit hinreißen zu lassen gegen solche, denen nicht viel mehr vorzuwerfen ist, als daß sie mit Euch in Sachen der Religion nicht durchaus übereinstimmen. Der Staat hat sich bei der Auswahl seiner Diener nicht um ihre Gesinnung zu kümmern. Wenn sie ihm nur ehrlich dienen, so genügt das.“

Cromwell war aber nicht bloß der berühmte Feldhauptmann, er war zugleich ein einflußreiches Mitglied des Parlaments. Er hatte dort Gesinnungsgenossen, wie seinen Verwandten, den angesehenen Juristen Oliver St. John und Henry Vane, der schon als junger Mann in Amerika einen Kampf gegen religiöse Unduldsamkeit geführt hatte. Mit diesen verbündet, brachte er während eines kurzen Aufenthaltes in London im Hause der Gemeinen einen Beschluß zur Annahme, der den strengen Presbyterianern sehr unlieb war. Es war die sogenannte „Akkomodations-Ordonnanz“ vom 13. September 1644. Nach dieser sollten, wenn sich die Meinungsverschiedenheiten über die Kirchenverfassung in der Synode nicht ausgleichen ließen, unter Mitwirkung einer parlamentarischen Kommission Mittel und Wege gesucht werden, wie „zarte Gewissen, die sich nicht in allen Dingen der angenommenen Regel unterwerfen könnten, gemäß dem Worte Gottes und dem öffentlichen Frieden geschont werden möchten“. Der Toleranz, welche als ein Fallstrick des Teufels bezeichnet worden war, wurde durch diesen Beschluß entschieden vorgearbeitet.

Bei weitem wichtiger war aber ein anderer Sieg, den Cromwell wenig später mit seinen Freunden davontrug. Der Gegensatz von Presbyterianern und Independenten, namentlich sofern er im Heere zu Tage trat, war nicht mehr ausschließlich auf die Frage der religiösen Duldung beschränkt. Er fing an, das politische Gebiet zu ergreifen. Das Ideal des Presbyterianismus wäre gewesen, sein kirchliches System durchzusetzen, aber unter Anerkennung des Königs. Indem man diesen bekämpfte, wollte man doch Rücksicht auf ihn nehmen. Der Kampf sollte nicht auf Tod und Leben geführt werden, sondern nur um Karl zu zwingen, sich den vorgeschriebenen Bedingungen zu fügen. Dieser Ansicht waren namentlich die großen Herren, wie Essex und Manchester, welche die wichtigsten Kommandostellen inne hatten. In ihnen, soweit sie durch die Ereignisse auch fortgerissen worden waren, lebte noch etwas von dem alten Gefühle der Loyalität gegen den Monarchen und sie fürchteten, wenn sie den Bogen zu straff spannten, für sich und für ihr Geschlecht. Eine wesentliche Unterstützung fanden sie an den Schotten, die gleichfalls nicht deshalb dem Nachbarvolke zu Hilfe gekommen sein wollten, um einen Vernichtungskrieg gegen einen Sproß des Hauses Stuart zu führen. Die independentisch Gesinnten im Heere waren dagegen von einer viel größeren Energie erfüllt. Für sie bedeutete ein Ausgleich zwischen dem Könige und

den Presbyterianern das Opfer des Grundsatzes der Toleranz. Sie tadelten die matte Art, in welcher gewisse Generale den Krieg führten. Sie waren empört über die schwächliche Benutzung gewonnener Siege. Die aufdringlichen Rathschläge der Schotten waren ihnen zuwider. Unter solchen Umständen wurde die Spannung zwischen dem Grafen von Manchester und Cromwell immer größer. Jenen hatte man sagen hören: „Wenn wir den König auch neunundneunzig Mal schlagen, wird er und seine Nachkommenschaft doch immer König bleiben und wir Unterthanen; aber wenn er uns nur einmal schlägt, so werden wir gehängt, und unsere Kinder sind verloren". Cromwell aber sollte den Ausspruch gewagt haben, daß er im Getümmel der Schlacht nicht davor zurückschrecken würde, seine Pistole auf den König abzufeuern wie auf einen anderen auch.

Nicht lange nach der zweiten Schlacht von Newbury kam die zwischen Manchester und Cromwell herrschende Feindschaft zum offenen Ausbruch. Vom Unterhause aufgefordert, einen Bericht über die letzten militärischen Ereignisse abzustatten, erhob Cromwell gegen seinen Vorgesetzten die schwersten Beschuldigungen. Er warf ihm vor, daß er sich immer gegen den Kampf gesträubt, die ihm zugekommenen Befehle anzugreifen häufig mißachtet, die leichtesten Gewinnste aus der Hand gegeben und mit einem Worte den Vortheil der parlamentarischen Sache so schlecht wie möglich wahrgenommen habe. Der Graf von Manchester blieb im Hause der Lords, in dem sein Platz war, die Antwort nicht schuldig. Seine Vertheidigung verband sich mit der Anklage der Insubordination gegen Cromwell. Jener Schotte, der Generalmajor Crawford, mit dem Cromwell schon einmal aneinander gerathen war, drehte den Spieß um und behauptete, Cromwell habe es bei den militärischen Operationen an sich fehlen lassen. Eine parlamentarische Untersuchung fand statt, von deren Ausgang die Feinde des „Lieblings aller Sektirer" nicht wenig erwarteten. Nach dem vertraulichen Briefe eines hervorragenden Presbyterianers hatte die Partei alle ihre Anstrengungen darauf zu richten, Cromwell „von der Armee zu entfernen und die Macht der (independentischen) Faktion zu brechen". Insgeheim wurde sogar zwischen den schottischen Kommissären und den Führern der presbyterianischen Partei des Parlaments darüber Rath gepflogen, ob man nicht Cromwell als Störer der Eintracht beider Reiche zur Rechenschaft ziehen und unschädlich machen könnte. Auch setzte man nicht geringe Hoffnungen auf das Ergebniß der Verhandlungen mit dem Könige, die während der Waffenruhe des Winters aufgenommen worden waren.[1])

Inzwischen führte aber Cromwell einen neuen überraschenden Streich

---

1) The quarrel between the Earl of Manchester and Oliver Cromwell: An episode of the English civil war. Unpublished documents relating thereto collected by the late John Bruce annotated and completed by David Masson (Camden-Society 1875), vgl. dazu eine in the Academy vom 26. Juni 1880 veröffentlichte Zeugenaussage O. Cromwells vom 10. December 1644.

gegen seine Widersacher. Sein persönlicher Zwist mit dem Grafen von Manchester trat ihm ganz und gar hinter dem Wunsche zurück, das gesammte Militärwesen von Grund aus zu bessern. Das Unterhaus selbst hatte sich bereits für die Nothwendigkeit einer solchen Besserung ausgesprochen. Am 9. December trat Cromwell vor ihm auf und enthüllte die Absichten seiner Partei. „Die Zeit ist gekommen," sagte er, „zu sprechen oder für immer still zu schweigen. Es gilt die Nation aus ihrem Zustande der Verblutung, der Todesqual zu retten, den die lange Dauer des Krieges verschuldet ... Denn was sagt der Feind, ja was sagen viele, die anfangs auf Seite des Parlamentes gestanden haben? Nichts anderes als daß die Mitglieder beider Häuser gute Stellen und Kommandos empfangen haben und das Schwert in der Hand halten, daß sie durch ihren Einfluß im Parlamente wie durch ihre Macht in der Armee sich beständig größer machen und den Krieg nicht schnell zu Ende kommen lassen wollen, damit ihre eigene Macht nicht gleichzeitig ende. Was ich euch hier ins Gesicht sage, das sagen andere hinter unserem Rücken. Ich bin weit entfernt davon, auf irgend einen anzuspielen. Ich kenne den Werth dieser Officiere, Mitglieder beider Häuser, die noch in Amt und Würden sind, aber wenn ich gewissenhaft sprechen soll, ohne Rücksicht auf irgend einen Einzelnen, so muß ich sagen: falls das Heer nicht anders organisirt und der Krieg nicht energischer geführt wird, so kann das Volk ihn nicht länger ertragen und wird euch zu einem schimpflichen Frieden zwingen."

Diese Sprache war deutlich. Noch deutlicher aber war der Antrag, den noch an demselben Tage ein Parteigenosse des Redners stellte: die sog. Selbstentäußerungsbill. Nach ihr sollten sich die Mitglieder des Parlamentes, welche öffentliche Aemter bekleideten, derselben entäußern. Kein Mitglied des Ober- und Unterhauses sollte während der Dauer des Krieges einen bürgerlichen oder militärischen Posten inne haben. Das Haus der Gemeinen nahm diese Bill am 19. December an, die Lords verwarfen sie am 15. Januar 1645, weil den Peers damit ihr altes Vorrecht genommen werde, ihr Blut für das Wohl des Landes zu vergießen, und weil man erst den Plan der neuen Heeresorganisation kennen müsse, ehe man die alte erschüttere. Cromwell und seine Freunde ließen sich dadurch nicht irre machen. Es war ihnen ganz recht, wenn man den Weg einschlug, auf den die Lords selbst hingewiesen hatten. Am 28. Januar 1645 hatte das Unterhaus sich über die Umbildung des Heerwesens bereits schlüssig gemacht. An Stelle der verschiedenen parlamentarischen Heere sollte in Zukunft ein einziges treten unter dem Oberbefehl des durch so manche tapfere That ausgezeichneten Thomas Fairfax. Die dritte Stelle, diejenige des Generalmajors, war dem populären Philipp Skippon vorbehalten. Die zweite, diejenige des Generallieutenants, war noch offen gelassen. Die Lords versuchten bei der Berathung noch einiges zu Gunsten der Autorität des Parlamentes und des Presbyterianismus abzuhandeln. Aber sie erreichten sehr wenig. Dem höchst Kommandirenden verblieb die Ernen-

nung der Obersten, die beiden Häuser hatten sie nur zu bestätigen. Die Unterzeichnung von Liga und Covenant sollte nur von den Officieren gefordert werden dürfen, nicht aber von den Gemeinen. Dem Eindringen der separatistischen Elemente ins Heer war damit der weiteste Spielraum gewährt.

Noch mochte man hoffen, durch ein mit dem Könige zu treffendes Abkommen weitere Erfolge des Independentismus zu hintertreiben. Allein auch diese Hoffnung wurde zu Schanden. Seit Ende Januar unterhandelten Kommissäre des Königs und Kommissäre des Parlamentes in dem Städtchen Uxbridge über einen Friedensvertrag. Die beiden wichtigsten Gegenstände des Streites, die Frage der Kirchenverfassung und der Militia, wurden noch einmal ausführlich durchgenommen. Aber der König wollte sich nicht dazu bequemen, die verlangten Zugeständnisse zu machen. Er fühlte sich um so weniger dazu geneigt, je größere Hoffnungen er auf die Erfolge des kühnen Vorkämpfers seiner Sache in Schottland setzen durfte. Der ungestüme Montrose hatte daselbst mit einer kleinen Schaar irischer Söldner und trotziger Hochländer einen Siegeszug gegen die Covenanters begonnen, durch blitzschnelle Bewegungen seine Gegner überrascht, das Gebiet Argyles, des „Königs Campbell" mit Brand und Mord heimgesucht und ihm bei Inverlochy am Fusse des Ben-Nevis eine furchtbare Niederlage beigebracht (2. Februar 1645). Der König empfing die Nachricht von diesem Triumphe, während der Termin für die Verhandlungen von Uxbridge ablief. Die royalistischen Kommissäre reisten nach Oxford zurück, die Abgeordneten des Parlamentes schlugen den Weg nach London ein. Alles war wieder auf die Entscheidung der Waffen gestellt. Es war an dem reorganisirten Heere, die Erwartungen zu rechtfertigen, die man auf seine Tüchtigkeit gesetzt hatte.

Mit großem Eifer wurden die militärischen Vorbereitungen betrieben. Zwölf Regimenter Infanterie und eine gleiche Anzahl Reiterei, zusammen an 22,000 Mann, wurden aus den bisherigen mit einander verschmolzenen Truppenkörpern gebildet. Die Disciplin war scharf; Zuchtlosigkeiten, wie sie früher vorgekommen waren, wurden nicht geduldet, meuterische Bewegungen mit Strenge unterdrückt. Eine neue Selbstentäußerungsbill, etwas weniger durchgreifend als die erste, gelangte am 3. April 1645 auch bei den eingeschüchterten Lords zur Annahme. Sie bestimmte, daß alle Mitglieder beider Häuser, die seit dem 20. November 1640 für einen militärischen oder bürgerlichen Posten ernannt worden seien, denselben binnen vierzig Tagen räumen sollten. Essex, Manchester u. s. w. legten ihre Stellen nieder, mit Dank und Ehren reich bedacht. Fairfax wählte sich ein Corps von Officieren aus, in dem man neben Veteranen und Männern von adliger Herkunft ganz neue, mitunter aus den Tiefen des Volkes emporgestiegene Gestalten erblickte. Nicht wenig Rücksicht war bei Vertheilung der Stellen auf die Verwandtschaft Cromwells genommen worden. Cromwell selbst hätte infolge der Bill vom 3. April zurücktreten müssen. Aber Fairfax erklärte ihn nicht entbehren zu können. Das Parlament nahm ihn ausdrücklich von jener Bestimmung aus,

erstreckte zu seinen Gunsten den Termin der vierzig Tage und ließ es sich gefallen, daß ihm der zweite Posten in der Armee, das Kommando der gesammten Reiterei, verblieb. Die Presbyterianer, welche den „großen Independenten" hatten stürzen wollen, erblickten ihn in einer stärkeren Stellung als zuvor.

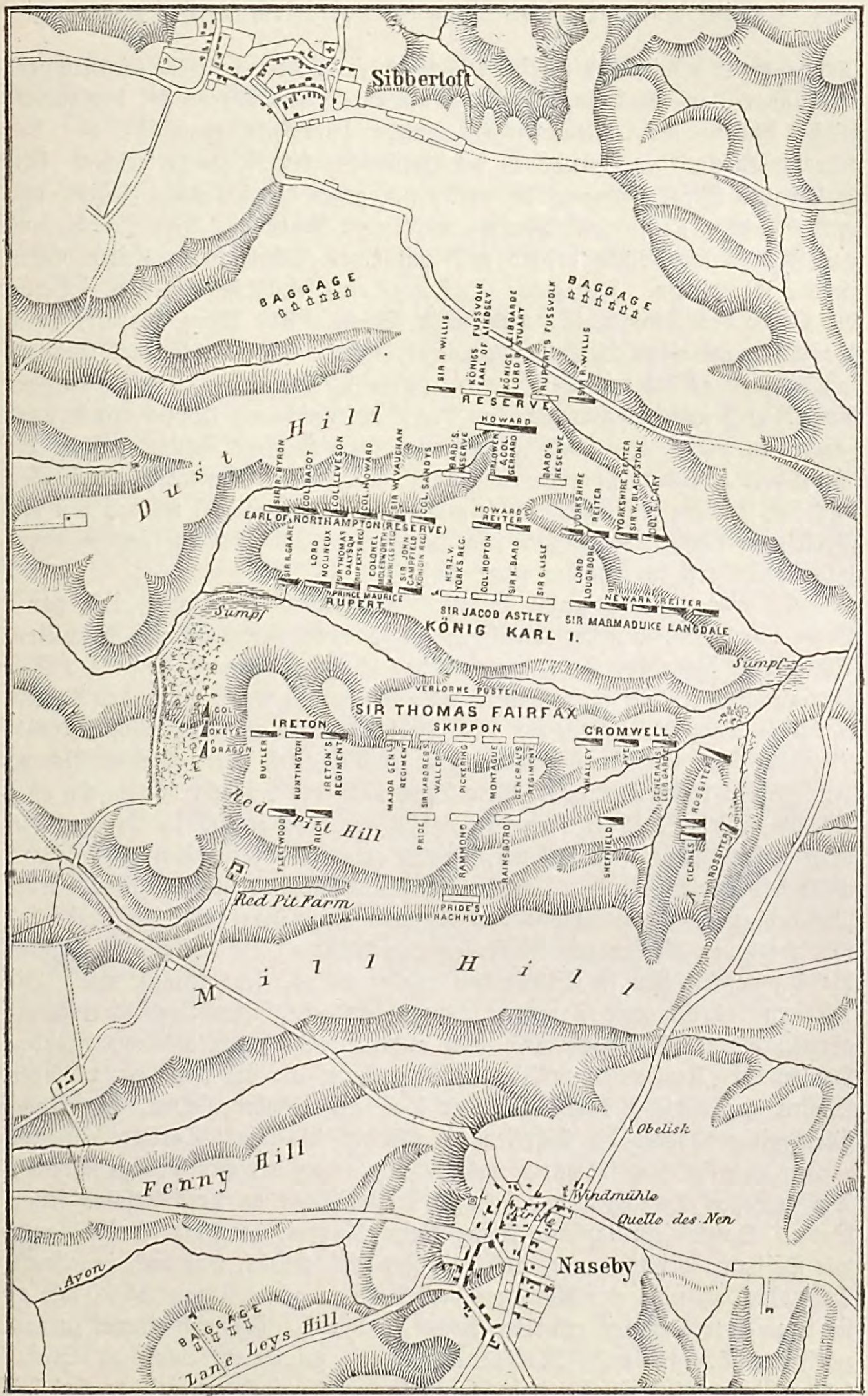
Sie mußten sich wohl oder übel mit den Erfolgen begnügen, die sie auf anderen Gebieten davontrugen. Mit Genugthuung sahen sie den eingeleiteten Proceß des gefangenen Erzbischof Laud wieder aufgenommen, den ehemals so mächtigen Würdenträger durch Bill of attainder, ohne Rücksicht auf königliche Bestätigung, verurtheilt und am 10. Januar 1645 zum Schafott geschleppt. Sie frohlockten darüber, daß das Parlament die neue Gottesdienstordnung und die wesentlichsten Grundsätze der Presbyterialverfassung genehmigte. Von Schottland aus wurden sie ermuthigt, im Kampfe für das einzig wahre Kirchenwesen auszuhalten. Dem Widerspruche der independentischen Geistlichen, den Bemühungen Cromwells, Vanes und ihrer Genossen zum Trotz, schien niemandem, wenn er im geringsten von der orthodoxen Vorschrift abwich, in dem neuen Gebäude, das man zu errichten im Begriff war, auch nur das kleinste Plätzchen gewährt werden zu sollen. Die Wendung aber, welche der Krieg nahm, machte den Feinden der Toleranz aufs neue klar, woher ihnen die größte Gefahr drohe, und für wie wenig gesichert das Werk der Westminster-Synode gelten konnte.

Das reorganisirte Heer legte im Feldzuge von 1645 eine Probe seiner Tüchtigkeit ab. Anfangs blieben freilich die großen Erfolge noch aus, und der Spott der Royalisten ergoß sich ungestraft über den Schuster Hewson, den Kärrner Okey, den Schreiber Harrison, die über Nacht zu Officieren geworden waren. In den westlichen Grafschaften erweckte der Prinz von Wales, von Hyde und Colepepper begleitet, den kriegerischen Enthusiasmus der Königlichen. Mit Mühe hielt die Festung Taunton, bei deren Vertheidigung Robert Blake sich unverwelkliche Lorbeeren erwarb, gegen die Belagerer noch aus. In den mittleren Grafschaften gebot Karl I. mit seinem Neffen, dem Prinzen von der Pfalz, vereint. Er schien die Absicht zu haben, sich nordwärts zu wenden, um sich mit Montrose zu verbinden. Bei seiner Annäherung zog sich das schottische Heer ängstlich zurück, und die Belagerung Chesters, das von den Parlamentariern umschlossen war, ward eilig aufgehoben. Fairfax und Cromwell hatten sich währenddessen vor die Wälle von Oxford gelegt, wo sich der Prinz von York befand, und das noch immer als die wichtigste Stadt der Royalisten gelten konnte. Die Nachricht aber, daß der König am 30. Mai Leicester mit Sturm genommen habe, bewog sie, das hart bedrängte Oxford fahren zu lassen, um sich gegen Karl selbst zu wenden. Und nun trat in dessen Hauptquartier ein Schwanken ein, das von den verderblichsten Folgen für seine Sache wurde. Prinz Rupert war dafür, die Unternehmung auf die nördlichen Grafschaften nicht aufzugeben, von woher man hoffen konnte, dem triumphirenden Montrose die Hand zu

reichen. Lord Digby rieth dazu, den Marsch nach Süden anzutreten, um den Feinden dort nicht das Feld zu überlassen. Der König neigte sich auf Seite Digbys, aber heiter und sorglos gestimmt, wie er war, beschleunigte er seinen Marsch in keiner Weise, lag ab und an dem Vergnügen der Jagd ob und ließ seinen Kavalieren die größte Freiheit. Die parlamentarischen Truppen, in ihrer strengen Zucht und festen Haltung von den übermüthigen, ausschweifenden Schaaren des Königs so sehr verschieden, erhielten dadurch Zeit sich um Northampton zu sammeln. Cromwell langte im Hauptquartier an, mit Jubelrufen empfangen, und sofort wurde der Angriff beschlossen. Zu spät versuchte der König, einer Entscheidung auszuweichen, um die Ankunft von Verstärkungen abzuwarten. Die Feinde hingen sich an seine Fersen, er beschloß ihnen entgegenzutreten.

Am Morgen des 14. Juni sahen die friedlichen Einwohner des Fleckens Naseby die parlamentarische Armee aufmarschiren und sich auf den nächstbelegenen Anhöhen in Schlachtordnung stellen. Die Infanterie unter dem Kommando von Fairfax und Skippon bildete das Centrum, die Masse der Reiterei war auf die Hügel vertheilt. Auf dem rechten Flügel befehligte Cromwell, die Führung des linken wurde Henry Ireton anvertraut. Er war noch jung, von Haus aus Jurist, aber durch die Begeisterung für die Sache des Parlamentes zu den Waffen geführt, mit der Feder wie mit dem Schwerte gleich tüchtig, ein Mann von ernstem, thatkräftigen Wesen, der wenig später durch seine Verheiratung mit einer Tochter Cromwells zu diesem in das engste Verhältniß gesetzt wurde. Auf den Höhenzügen südlich von Harborough stand, zum Angriff bereit, das royalistische Heer: Ireton gegenüber Prinz Rupert, auf dem anderen Flügel mit dem Reste der Reiterei Sir Marmaduke Langdale, die Infanterieregimenter in der Mitte unter den Augen des Königs. Auch in diesem Kampfe spielte die Artillerie eine geringfügige Rolle, in gewaltigem Anprall rangen die Reiterschwadronen mit Hieb und Schuß, Mann an Mann die Regimenter des Fußvolkes um die Entscheidung. Als Parole ward ausgegeben „Gott ist unsere Stärke" auf Seite der Parlamentarier, „Königin Maria" auf Seite der Königlichen. Dann stürmte Prinz Rupert seiner Gewohnheit nach mit wildem Ungestüm vorwärts, warf Iretons Geschwader trotz des heldenmüthigen Widerstandes ihres Führers über den Haufen und riß durch sein siegreiches Vordringen auch das Fußvolk dazu hin, die Anhöhen zu verlassen und sich mit dem Feinde zu messen. Die parlamentarischen Regimenter schwankten, einige lösten sich auf und waren durch die Anmahnungen ihrer Officiere nicht zum Stehen zu bringen. Fairfax vergaß seiner Feldherrnrolle und kämpfte wie ein gemeiner Soldat im dichtesten Gewühl, ohne darauf zu achten, daß ihm ein feindlicher Säbelhieb den Helm vom Kopfe geschlagen hatte. Skippon wurde verletzt, auch Ireton blutete aus mehreren Wunden, fiel sogar vorübergehend in feindliche Gefangenschaft.

Aber Cromwell brachte alles wieder ins gleiche und verwandelte den



Plan der Schlacht von Naseby.
Mit Benutzung der Karte in C. Markham, A life of the great Lord Fairfax.

Triumph der Königlichen in eine folgenschwere Niederlage. An seinen Eisenseiten war Langdales Angriff wie an einem Felsen abgeprallt, der royalistische Führer des linken Flügels wurde seinerseits genöthigt, vor den Karabinern und den Schwertern der glaubensstarken Reiter zu weichen. Mit verhängtem Zügel sprengten sie, umkehrend, gegen das königliche Fußvolk und gaben Fairfax Zeit, seine Schaaren wieder zu sammeln. Auch Ireton, aus den Händen der Feinde befreit, griff mit einem Theile seiner Reiter wieder in den Kampf ein. Der ganze Stoß traf das feindliche Centrum. Selbst die Garde des Königs hielt nicht mehr Stand. Als Prinz Rupert, durch die parlamentarische Reserve abgewiesen, wieder auf dem Schlachtfelde anlangte, fand er bei den Seinigen die größte Verwirrung. „Nur ein einziger Angriff noch und wir gewinnen den Tag!" rief der König, der sich mit Lebensgefahr an die Spitze eines zusammengerafften Haufens stellte. Aber die Panik war allgemein geworden, die Königlichen warfen massenhaft die Waffen von sich, die übrigen, Karl mit seinem Gefolge unter ihnen, wurden von den Verfolgern durch die Straßen von Harborough und über die Felder gejagt und fanden erst in Leicester kurze Rast.

Es war ein ungeheurer Erfolg. Fünftausend Gefangene, das ganze Lager mit den Damen der Kavaliere, die gesammte Artillerie und Munition, Standarten in großer Zahl, darunter das königliche Banner, fielen den Siegern zur Beute. Sie fanden Karls geheime Korrespondenz, welche den Beweis für seine Doppelzüngigkeit, für seine Verhandlungen mit den irischen Katholiken, für seine Anrufung fremder Hilfe enthielt, und deren Veröffentlichung den größten Abscheu erregte. Vier Tage nach der Schlacht bei Naseby ging die Stadt Leicester über. Der König sah ein, daß er sich im Norden nicht mehr halten könne, und beschloß, in den getreuen Grafschaften des Westens unter der loyalen keltischen Bevölkerung den Widerstand zu organisiren. Aber während er auf dem Schlosse von Ragland unter dem gastfreien Dache des ihm ergebenen Grafen von Worcester eine kostbare Zeit vertändelte, nutzten die Sieger, die ihm in Eilmärschen gefolgt waren, jede Minute aus. Sie befreiten das belagerte Taunton, schlugen den gefürchteten Lord Goring, eroberten einen festen Platz nach dem anderen und brachten die wüthenden Haufen der „Keulenmänner", der Landbewohner, die sich mit ihren plumpen Waffen gegen die Soldateska beider Parteien erhoben hatten, zur Ruhe. Gleichzeitig nahmen die Schotten im Norden die Stadt Carlisle ein und rückten unaufhaltsam südwärts, um zur Belagerung von Hereford zu schreiten. Die treuesten Anhänger des Königs verzweifelten an dem Erfolge seiner Sache. Sogar sein tapferer Neffe, Prinz Rupert, dem die Vertheidigung von Bristol anvertraut war, rieth zum Frieden. Karl I. war noch ungebeugt. Er wollte sich nicht zur Annahme von Bedingungen zwingen lassen, wie er sie von seinen Gegnern erwarten konnte, und raffte sich noch einmal zu verzweifelter Energie auf. Mit den geringen, zusammengewürfelten Streitkräften, die er bei sich hatte, dachte er daran, Hereford zu entsetzen, sah sich

aber bald genöthigt, diesen Plan aufzugeben. Er versuchte darauf, mit einer Reiterschaar sich zu Montrose durchzuschlagen, kam glücklich bei den schottischen Quartieren vorbei und gelangte nach einem kühnen Zuge bis Doncaster in der Grafschaft York, wohin er die Kavaliere des Nordens entbot. Aber die Nachricht, daß die schottische Reiterei unter David Leslie vom Lager bei Hereford entsendet worden sei, machte ihn besorgt. Er fürchtete von ihr eingeholt zu werden, entsagte seinem Vorsatze und bewerkstelligte seinen Rückzug über Newark und Oxford.

Die Kunde eines neuen großen Sieges, den Montrose am 15. August bei Kilsyth erfochten hatte, erfüllte das Herz des Königs wieder mit freudiger Zuversicht. Argyle war an jenem Tage nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet worden. Glasgow und Edinburg lagen dem Besieger der Covenanters zu Füßen. Die schottischen Truppen, die noch vor Hereford standen, warteten die Ankunft des Königs nicht ab, um ihr Lager abzubrechen und sich gegen den furchtbaren Feind in ihrer eigenen Heimat zu wenden. Karl konnte daran denken, Anstalten zu treffen, um dem Prinzen Rupert zu Hilfe zu kommen, den Fairfax und Cromwell in Bristol eingeschlossen hielten. Er rechnete auf die Stärke des Platzes, der mit Lebensmitteln wohl versehen war, wie auf die Tapferkeit seines Neffen, welcher versprochen hatte, ihn vier Monate zu halten. Um so tiefer erschütterte ihn die Kunde, daß der Prinz am 11. September diese wichtige Festung den Belagerern ausgeliefert habe. Ruperts Standhaftigkeit war nach dem Verluste eines Forts wankend geworden, auch hatten ihn mancherlei Mißhelligkeiten mit Lord Digby, dem vornehmsten Berather seines Oheims, höchlich verstimmt. Er schien die Lust am kriegerischen Schaffen verloren zu haben. Der König gerieth außer sich über den erlittenen Verlust: „Es ist die größte Prüfung," schrieb er, „die mir je aufgelegt worden ist. Was soll daraus werden, wenn jemand, der mir als Blutsverwandter und Freund so nahe steht wie Du, sich einer so feigen Handlung schuldig macht?" Er entsetzte den Prinzen aller seiner Aemter und stellte ihm seine Päsfe zu, damit er sich „jenseits des Kanals seinen Unterhalt suchen könne".

Nur ein Mittel der Rettung schien noch übrig zu sein: die Vereinigung mit Montrose. Um den Feinden das Nachsetzen zu erschweren, zog der König durch die Berge von Nord-Wales. Er kam bis Chester, das von parlamentarischen Truppen belagert wurde, und dessen Besitz ihm wegen der Verbindung mit Irland höchst wichtig sein mußte. Hier gerieth er aber zwischen das Feuer der Belagerer und seiner Verfolger. Die Straße, welche von hier aus zu Montrose führte, war ihm versperrt. Und diesen selbst hatte inzwischen sein Geschick ereilt. David Leslie überfiel ihn am 13. September bei Philiphaugh im Walde von Ettrick und sprengte in wenigen nebligen Morgenstunden seine ganze Truppenmasse auseinander. Montrose irrte flüchtig in den Hochlanden umher. Argyle erhielt wieder das Uebergewicht.

Wie aber auf schottische Hilfe nicht mehr zu zählen war, so blieb die

Aussicht, durch die Katholiken Irlands Beistand zu erhalten, eine sehr unsichere. Einen Augenblick dachte der König daran, sich auf die Insel Anglesey zurückzuziehen, die leicht zu vertheidigen gewesen wäre, um dort den Winter abzuwarten. Dann entschloß er sich, sein Hauptquartier in Newark aufzuschlagen. Es geschah wesentlich auf den Rath Lord Digbys, der an diesem entfernten Punkte ein Zusammentreffen mit seinem Feinde, dem Prinzen Rupert, zu vermeiden hoffte. Digby war es auch, der den König bewog, von Newark aus einen Vorstoß nach Norden zu machen, als sich das Gerücht von einer neuen glücklichen Erhebung Montroses hören ließ. Es war ein ganz verfehltes Abenteuer. Montrose war und blieb ein geschlagener Mann. Digby, der seinen Marsch nichtsdestominder fortsetzte, wurde von einer parlamentarischen Truppenschaar besiegt und rettete sich mit Mühe nach Irland. Der König, nach Newark zurückgekehrt, hatte dort eine heftige Scene mit Rupert, der, daselbst angelangt, Genugthuung forderte und von einigen rebellirenden Officieren unterstützt wurde. Newark selbst war nicht mehr sicher, von allen Seiten kamen Hiobsposten; ruhige Winterquartiere ließen sich nur hinter den Wällen einer starken Festung finden. Eine solche war Oxford, wo den ermüdeten, seit der Schlacht bei Naseby von Ort zu Ort gejagten Fürsten alle Bequemlichkeiten des Hofes erwarteten. Er kam Anfang November mit kleinem Gefolge dort an, söhnte sich mit dem Prinzen Rupert wieder aus und erholte sich während der traurigen Wintertage von den außerordentlichen Strapazen der letzten Monate.

Nur wenige Plätze außer Oxford waren ihm noch geblieben. Vor den Kanonen des siegreichen Parlamentsheeres öffneten die royalistischen Städte die Thore, brachen die Mauern von Schlössern und Burgen der Kavaliere in Trümmer. Die Besiegten zahlten schweren Herzens die geforderten Sühnegelder, um ihr Hab und Gut vor der Beschlagnahme zu retten. Selbst in den südwestlichen Grafschaften mußten die Anhänger des Königs die Fahne sinken lassen. Sie wurden bis zu den äußersten Bezirken von Devonshire und Cornwallis zurückgedrängt. Der Zwiespalt, der zwischen den Räthen des Prinzen von Wales und dem militärischen Befehlshaber Goring ausgebrochen war, kam ihren Feinden zu Hilfe. Auch der letzte Widerstand, der in jenen Gebieten geleistet ward, wurde niedergeschlagen. Der Prinz von Wales verließ mit seinen Berathern Anfang März 1646 das Land und suchte zunächst auf den Scilly-Inseln, dann auf der Insel Jersey ein Asyl, um wenig später seiner Mutter nach Frankreich zu folgen. Beinahe die ganze parlamentarische Armee wurde verfügbar gegen Oxford, wo der gedemüthigte Monarch eingeschlossen war. Und doch nach allen Niederlagen, die er erlitten hatte, sträubte er sich noch immer wider den Abschluß eines ehrlichen Friedens.

Viertes Kapitel.

Flucht des Königs zu den Schotten und seine Zurückführung. Der Kampf zwischen Parlament und Heer.

In keiner Epoche seines Lebens hat Karl I. mit gleicher Verblendung gegenüber der Wirklichkeit in den Künsten von List und Verstellung Hilfe gesucht, wie während der nächsten Monate, die auf seine Einschließung in Oxford folgten. Die zahlreichen Botschaften, die er an das Parlament gelangen ließ, athmeten nichts als Friedenssehnsucht. Er erklärte, es vor Gott nicht verantworten zu können, daß das Blutvergießen fortdauere. Er forderte freies Geleit für seine Bevollmächtigten. Er sprach den dringenden Wunsch aus, selbst in London zu erscheinen, um die Verhandlung persönlich in Angriff zu nehmen. Aber seine wahre Meinung ging nicht auf einen Vergleich mit seinen Gegnern, sondern auf ihre Besiegung. Die Königin sollte auf dem Festlande Söldner anwerben. Die englischen Katholiken sollten durch das Versprechen voller Duldung gewonnen werden. Vor allem glaubte er auf irische Hilfsvölker rechnen zu dürfen. In seinem geheimen Auftrage hatte der Sohn des Marquis von Worcester, Graf von Glamorgan, mit dem päpstlichen Nuntius und den Rebellen in Irland verhandelt. Sie waren bereit, sich in der Stärke von zehntausend Mann unter die Fahnen des Königs zu stellen, aber er hatte ihnen dafür Zusagen gemacht, die er nicht wagen durfte, vor der Welt sehen zu lassen. Zu seinem Unglück war eine Abschrift dieses Vertrages mit einigen darauf bezüglichen Aktenstücken im Wagen des Erzbischofs von Tuam, welcher im irischen Kriege sein Leben verlor, erbeutet worden. Vom Parlamente veröffentlicht, erregten diese Dokumente einen Sturm der Entrüstung. Es war vergeblich, daß der König in einer feierlichen Erklärung behauptete, Glamorgan habe seine Vollmachten überschritten, vergeblich, daß der königliche Statthalter in Dublin, Ormond, den Grafen wegen Hochverraths festnehmen ließ. In London hatte man eine neue Probe von der Unzuverlässigkeit des Monarchen erhalten. Man war entschlossen, ihm keinen Schritt entgegenzukommen, wenn er sich nicht bedingungslos den Forderungen des Parlamentes unterwerfe.

Karl I. hatte noch eine Hoffnung. Er kannte den Zwiespalt seiner Gegner. Er wußte, daß Independenten und Presbyterianer sich feindlich gegenüber standen, daß zwischen Schotten und Engländern nicht das beste Einvernehmen herrsche. Wenn es ihm gelang, die eine Partei gegen die andere

zu benutzen, die eine Nation gegen die andere aufzuhetzen, so mochte er darauf rechnen, sich einst noch über ihnen in alter Machtvollkommenheit erheben zu können. Zunächst mußte der Gegensatz der beiden religiös-politischen Parteien in England für seine Rechnung in Betracht kommen. Dieser Gegensatz war durch die jüngsten Ereignisse außerordentlich vergrößert worden. Die Ruhmesthaten des Heeres erfüllten alle Anhänger des Independentismus mit Siegeszuversicht. Sie spotteten über die engherzigen Schwarzröcke in der Synode und über die zaghaften Politiker in den beiden Häusern. Die Idee der Gewissensfreiheit beherrschte sie alle, und bei mehr als einem verband sich mit ihr die Idee von der Entbehrlichkeit einer monarchischen Gewalt. „Als ich zum Heere kam, unter die Soldaten Cromwells," erzählt der presbyterianische Geistliche Richard Baxter, „fand ich eine ganz neue Ordnung der Dinge, wie ich sie mir niemals hätte träumen lassen. Die Köpfe der Leute waren erhitzt, und ich mußte hören, wie sie davon sprachen, Kirche und Staat zugleich untergraben zu wollen. Sie sagten, die Lords von England seien nichts als Wilhelms des Eroberers Obersten, die Barone nur seine Majore, die Ritter nur seine Kapitäne. Sie aber glaubten, daß Gottes Vorsehung ihnen, als den Eroberern, die Sorge für die Religion und für das Reich auferlegt habe." Henry Marten, der einmal im Unterhause ausgerufen hatte, besser sei es, eine einzige Familie gehe zu Grunde als viele, und der deswegen von den Sitzungen ausgeschlossen worden war, fand wieder Aufnahme. Henry Vane war bekannt als Anhänger der Lehre, daß die ursprüngliche Gewalt im freien Willen des Volkes liege, welches dieselbe nach Belieben behalten oder auf einen anderen übertragen könne.

Cromwell, der anerkannte Führer der Partei, durch seine kriegerischen Thaten über alle die anderen erhoben, stellte die religiöse Frage in den Vordergrund. „Ehrliche Leute," schrieb er nach der Schlacht bei Naseby an den Sprecher des Unterhauses, „haben euch wacker bei dieser Aktion gedient. Sie sind treu, Sir, ich beschwöre euch im Namen Gottes, entmuthigt sie nicht. Ich wünsche, daß dieser Sieg alle, die es angeht, dankbar und demüthig machen möge. Wer sein Leben für die Freiheit seines Landes wagt, muß sich wegen der Freiheit seines Gewissens auf Gott und auf euch verlassen dürfen." „Presbyterianer und Independenten," erklärte er nach der Einnahme von Bristol, „alle haben hier denselben Geist des Glaubens und des Gebetes, sie sind einig, nicht durch Parteinamen getrennt, schade, daß es irgendwo anders ist . . Unter Brüdern erwarten wir in geistigen Dingen keinen Zwang außer den der Erleuchtung und Vernunft." Es war klar, daß der Sieger von Naseby beim Donner der Kanonen nicht vergessen hatte, daß es noch einen anderen Kampfpreis gebe, als den militärischen Erfolg. Die Unduldsamkeit der Presbyterianer fand an ihm einen unerbittlichen Gegner. Das war auch die Gesinnung der meisten höheren Officiere, und da die Ergänzungswahlen, zu denen man schritt, nicht wenigen von ihnen Sitze im Unterhause verschafften, so erhielt der Independentismus eine bedeutende Verstärkung

im Parlamente. Henry Ireton, welcher Bridget Cromwell heiratete, Robert Blake, der Vertheidiger von Taunton, Karl Fleetwood, Algernon Sidney, Edmund Ludlow und so viele ihrer Waffengefährten wollten nicht deshalb ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben, um den presbyterianischen Ketzerrichtern zum Siege zu verhelfen. Der Höchstkommandirende, Thomas Fairfax, dem erst später ein Parlamentssitz zufiel, theilte ihre Meinung. Männer des bürgerlichen Standes, wie die Rechtsgelehrten vom Schlage Seldens, Whitelockes, St. Johns, welche den kirchlichen Gewalten keine volle Unabhängigkeit einzuräumen wünschten, trugen ihrerseits dazu bei, das Ideal des Presbyterianismus zu verkümmern. Allerdings wurde die neue Gottesdienstordnung in allen Pfarreien eingeführt, die Wahl von Laienältesten im ganzen Reiche vorbereitet, die Ordination der Geistlichen durch die Presbyterien in Aussicht genommen. Aber das ausschließlich göttliche Recht der Presbyterialverfassung wurde nicht anerkannt. Die neuen geistlichen Gerichtshöfe sollten durch Kommissäre des Parlaments überwacht werden. „Zarten Gewissen," die sich, ohne in den Fundamentalsätzen der Religion abzuweichen, der presbyterialen Ordnung nicht fügen wollten, sollte unter gewissen Bedingungen Duldung gewährt sein.

Die Presbyterianer riefen die ganze reformirte Kirche von Europa zu ihrer Hilfe auf. Sie rechneten auf Zustimmungsschreiben ihrer Gesinnungsgenossen in Frankreich, in den Niederlanden, Deutschland und der Schweiz. Sie zählten auf die Sympathieen der City, welche mit der Einführung der neuen Kirchenverfassung voranging. Die Geistlichkeit von London wüthete, mit wenigen Ausnahmen, nach wie vor gegen „die Toleranz, die große Diana der Independenten und aller Sektirer". Die Stadtbehörden ordneten Fasttage an und forderten vom Parlamente Unterdrückung aller Ketzereien. Die Synode suchte durch Petitionen auf den Gang der Parlamentsdebatten einzuwirken. Wußte das Parlament die stürmischen Petenten auch in ihre Schranken zurückzuweisen, so hatten die unduldsamen Rechtgläubigen doch in einzelnen Fällen an anders Gesinnten ihr Müthchen kühlen können. Da gab es einen gewissen Paul Best, dem man die „gräßlichsten Blasphemieen gegen die Dreieinigkeit, Christus und den heiligen Geist" Schuld gab. Er wurde ins Gefängniß geworfen. Der Proceß sollte ihm gemacht werden, man forderte, daß er am Galgen für sein Verbrechen büße. Eine andere Zielscheibe des presbyterianischen Hasses war John Lilburne. Ehemals als puritanischer Agitator durch die Straßen von London gepeitscht, am Pranger ausgestellt und eingekerkert, nach dem Zusammentritte des Parlamentes befreit, beim Beginne des Bürgerkrieges Infanteriekapitän, hatte er sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens zum Vorkämpfer independentischer und radikaler Bestrebungen gemacht. Er war höchst eigensinnig und streitsüchtig. „Wäre John Lilburne allein in der Welt," pflegte der witzige Marten von ihm zu sagen, „so würde sich John mit Lilburne und Lilburne mit John zanken." Die militärische Laufbahn, so viel Ruhm sie ihm auch versprach,

befriedigte ihn nicht. Er warf sich in den Kampf der Parteien, schrieb ein kräftiges Pamphlet gegen seinen alten Freund Prynne, der ein Führer der intoleranten Presbyterianer geworden war, und hatte sich für seinen Freimuth gleichfalls Verhaftung gefallen zu lassen. Baptistische Gemeinden wurden gestört, baptistische Prediger, welche ihr Glaubensbekenntniß verbreiten wollten, gefangen gesetzt, die Exemplare des Bekenntnisses selbst der Vernichtung geweiht. Vorgänge wie diese hatten Cromwells Mahnungen hervorgerufen.

Karl I. sah den Zwistigkeiten, welche die Gesammtheit des Puritanismus zerrissen, schadenfroh zu. Er hatte schon seit längerer Zeit Verbindungen mit den Independenten angeknüpft. Henry Vane erschien ihm als das geeignete Werkzeug, dessen er sich gegen die Presbyterianer bedienen wollte. Er ließ ihn wissen, daß die Royalisten sich mit den Independenten verbinden würden, um „jene tyrannische Herrschaft auszurotten und sich gegenseitig die Freiheit zuzusichern". Er beschwor ihn, ihm volles Vertrauen zu schenken und gelobte, sich dafür erkenntlich zeigen zu wollen. Dem Parlamente gegenüber erklärte er sich noch einmal bereit, in London selbst die Friedensverhandlungen zu leiten. Er wollte ohne militärisches Gefolge kommen, den Rest seines Heeres entlassen; die noch nicht eingenommenen Festungen herausgeben und forderte nur Sicherung von Leben, Ehre und Gut für sich und seine Anhänger. Seinen Vertrauten Digby ließ er wissen, wie das gemeint sei. „Ich versuche nach London zu kommen," hieß es in einem Briefe Karls, „um anständige Bedingungen zu erhalten und durchzusetzen, daß die Rebellen mich als König anerkennen. Ich hoffe entweder die Presbyterianer oder die Independenten auf meine Seite zu ziehen und die einen durch die anderen zu vernichten, um in Wahrheit wieder Herrscher zu werden. Was auch mit mir geschehen mag: ich werde weder die Kirche, noch meine Freunde, noch meine Krone im Stiche lassen." Aber auch in London hatte man die Absichten des großen Intriguanten durchschaut. Die Independenten ließen ihn ohne Antwort. Das Parlament traf außerordentliche Vorsichtsmaßregeln, untersagte jede Verbindung mit dem Könige, verbot seine Aufnahme, verbannte Katholiken und Royalisten aus der Hauptstadt und wies die Bürgerwehr an, jeden Tumult sofort zu unterdrücken.

Von seinen englischen Unterthanen zurückgestoßen, wandte Karl I. seine Blicke auf die Schotten. Auch mit diesen hatte er längst geheime Verhandlungen gepflogen, welche von der französischen Regierung, von seiner Gemahlin und von angesehenen Edelleuten, wie dem Grafen von Holland, lebhaft unterstützt wurden. Die Schotten waren mit ihren englischen Brüdern sehr unzufrieden. Im Jahre 1643 von ihnen herbeigerufen, um ihnen die Last des Krieges tragen zu helfen, hatten sie gehofft, reiche Lorbeeren zu erringen und die kirchlich-politischen Wirren des Nachbarlandes in ihrem Sinne lösen zu können. Sie sahen sich in der einen wie in der anderen Hoffnung betrogen. Die glückliche Wendung des Krieges verdankte man in

erster Linie den Ruhmesthaten von Fairfax und Cromwell. Das schottische Hilfsheer hatte währenddessen eine ziemlich unbedeutende Rolle gespielt. Die Kunde von den Triumphen Montroses hatte es nach Norden zurückberufen, erst nach der Besiegung des kühnen Feindes legte es sich vor die Mauern von Newark. Inzwischen erhielt der Independentismus an den siegreichen Regimentern der parlamentarischen Armee die kräftigste Stütze. Von Tag zu Tage wurde die Aussicht geringer, daß ein Vergleich mit dem Könige zu Stande kommen werde unter denselben Bedingungen, die ihm ehemals in seinem schottischen Reiche vorgeschrieben worden waren, vor allem also unter Anerkennung des Presbyterialsystems. Dagegen häuften sich die Mißhelligkeiten zwischen den beiden Nationen. Die schottischen Kommissäre erhoben den Vorwurf, daß ihre Bundesgenossen mit der Zahlung des vertragsmäßigen Soldes im Rückstande blieben, das englische Parlament wies darauf hin, daß das schottische Heer seine Pflicht nicht gethan habe. Die Schotten wünschten, daß man dem Könige nicht zu schroff entgegentrete, die Engländer sahen die Einmischung in ihre eigenen Angelegenheiten mit scheelen Augen an. Jene beklagten sich über die Duldung von Sektirern und Ketzern und forderten strenge Ausführung von Liga und Covenant. Diese waren durchaus nicht sämmtlich gewillt, sich dem schottischen Muster anzubequemen und verstanden den Bundesvertrag in einem anderen Sinne wie ihre Nachbarn jenseits des Tweed. Nur in der City herrschte die größte Sympathie für die Schotten, und die Majorität der Synode zählte auf ihre Hilfe. Aber das alte Verhältniß war nicht wieder herzustellen. Auf beiden Seiten wurde die Sprache gereizt. Die Allianz beider Völker lockerte sich.

Diese Umstände suchte nun die französische Regierung für sich auszubeuten. Mazarin, der sie damals leitete, hatte es sehr gerne gesehen, daß das englische Königthum durch die inneren Wirren völlig in Anspruch genommen war. Frankreich hatte währenddessen auf dem Festlande eine gebietende Stellung erhalten, im Bunde mit Schweden, durch Unterstützung der Erhebungen von Portugal und Katalonien die Macht des Hauses Habsburg in Deutschland wie in Spanien geschwächt. Aber wenn die französische Regierung von der traurigen Lage der englischen Monarchie Nutzen zog, so wollte sie doch keineswegs ihre Vernichtung. Die Tendenzen der Independenten waren ihr zuwider. Sie wünschte Karl I. zur Dankbarkeit zu verpflichten, indem sie ihn mit den Schotten aussöhnte, diese mit den englischen Presbyterianern verbände und durch beide die Besiegung der Independenten erwirkte. Die Schotten waren die alten Alliirten Frankreichs. Sie ließen sich gerne auf Verhandlungen über die Wiederherstellung des Königs ein, forderten jedoch in erster Linie Anerkennung ihres kirchlichen Systems auch in England. Der König schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, daß es ihm erspart bleiben werde, sich in dieser Frage zu binden. Er hoffte sogar auf die Mitwirkung Montroses und der schottischen Royalisten. Er glaubte jedenfalls im schottischen Lager die ehrenvollste Aufnahme und vollkommene Sicherheit zu finden.

Sehr bald wurde er aufs bitterste in seinen Erwartungen getäuscht. War es ein Mißverständniß seiner Freunde gewesen, oder hatten die Schotten selbst ihre Meinung geändert: genug, sie ließen ihm keinen Zweifel darüber, daß er keine Nachgiebigkeit von ihnen erwarten dürfe. Sie forderten Anerkennung der presbyterianischen Verfassung, weigerten sich, seine Anhänger zu amnestiren und versprachen ihn selbst nur dann in ihrem Lager aufnehmen zu wollen, wenn er ohne Truppen und wie zufällig bei ihnen erscheine. Er war außer sich über die Treulosigkeit der „abscheulichen Schurken", vertraute seiner Gemahlin die neuen wechselnden Pläne der Rettung, die sich in seinem erfinderischen Kopfe drängten, und kam doch zuletzt schweren Herzens darauf zurück, daß er nicht länger in Oxford verweilen dürfe.

Denn während er mit den Independenten zu unterhandeln suchte und zugleich von den Sympathieen der Bürgerschaft Londons viel erwartete, wurde die Festung, hinter deren Mauern er sich gerettet hatte, von Tag zu Tage enger umschlossen. Es war die höchste Zeit für ihn, sich zu retten. Am 27. April um Mitternacht ritt er aus der Stadt, nur von seinem Kaplan Hudson und von einem seiner vertrautesten Officiere, Ashburnham, begleitet. Er war als ihr Diener verkleidet und hatte den Mantelsack hinter dem Sattel. Sie schlugen zuerst den Weg nach London ein. Auf den Höhen von Harrow angelangt, hielten sie inne. Die Hauptstadt lag vor ihnen, in ein paar Stunden konnte der König in Whitehall sein. Aber mit den Maßregeln, die das Parlament getroffen hatte, wohl bekannt, schreckte er vor diesem Wagniß zurück. Bei den Schotten allein war ein Rückhalt zu finden. Von Stadt zu Stadt umherirrend, immer in der Furcht erkannt zu werden, ängstlich bemüht, Kunde von Montrose zu erhalten, traf der König acht Tage nachdem er Oxford verlassen hatte, mit dem französischen Gesandten Montreuil zusammen und wurde durch ihn ins schottische Hauptquartier geleitet. Die Schotten gaben ihm eine Ehrenwache, die in der That die Freiheit seiner Bewegung verhinderte. Er war ihr Gefangener. Als Newark kapitulirt hatte und den Engländern überliefert worden war, nahmen die Schotten ihn mit sich nach Newcastle unweit der Grenze ihres Landes.

In London hatte man zuerst gefürchtet, der König halte sich in der City verborgen. Als das Ziel seiner Flucht bekannt wurde, erklärten die Gemeinen, daß es nur dem englischen Parlamente zustehe, über seine Person zu verfügen und forderten seine Auslieferung. Aber die Lords, bei denen das presbyterianische Element überwog, weigerten ihre Zustimmung. Auch wußten die Schotten, wie viel ihr Gefangener ihnen werth war. Sie ließen nichts unversucht, um seine bedrängte Lage auszubeuten. Der berühmte Theologe Henderson eilte herbei, um Karls Bedenken gegen Annahme der Presbyterialverfassung zu besiegen. Argyle, zwischen Newcastle und London thätig, wirkte in demselben Sinne. Selbst Hamilton, der, eine Zeit lang in Ungnade gefallen, die Gunst seines Königs zurückgewann, beschwor ihn, die bischöfliche Kirche preiszugeben. Auch die Königin drängte ihn mit Ent-



Henriette Maria, Gemahlin Karls I. von England.

Nach dem Stiche von Pieter de Jode; Originalgemälde von van Dyck.

schiedenheit auf diesen Weg.[1]) Nicht als ob sie ihm die Annahme des Covenant hätte empfehlen oder ihre Glaubensgenossen in England oder Irland den racheburstigen Puritanern unbedingt hätte ausliefern wollen. Immerhin aber schien ihr Nachgiebigkeit in der religiösen Frage unvergleichlich wichtiger als etwa in der Frage der Militia, weil man mit den Waffen in der Hand alles Verlorene wieder gewinnen könnte. Der neue französische Botschafter in London, mit Lord Holland, Lady Carlisle und anderen einflußreichen Persönlichkeiten in enger Verbindung, erklärte gleichfalls, die einzige Rettung liege in einem Einverständniß mit den Presbyterianern.

Es wurde Karl I. nicht leicht gemacht, so vielen Anmahnungen Widerstand zu leisten. Das Presbyterialsystem widerstrebte ihm im tiefsten Inneren. Der Sohn Jakobs I. wußte, wie viel dies System in Schottland zur Schwächung des Königthums beigetragen hatte. Als Hauptmaxime der Presbyterianer betrachtete er den Satz, daß „alle Könige unterthan seien dem Königreich Christi", als dessen Verwalter die Diener der Kirche galten, und diese Maxime lief seinen Ansichten von monarchischer Unumschränktheit direkt zuwider. Er fürchtete, daß die Presbyterianer die Lehre in England einführen würden, nach welcher „der Aufruhr erlaubt sei und die höchste Gewalt im Volke ruhe". Er bemerkte ferner mit Recht, daß diese ganze Art der Reform, vom Parlamente ausgegangen, dazu führen müsse, „die Herrschaft auf kirchlichem Gebiete von der Krone auf die beiden Häuser zu übertragen". Mitunter sprach er sich dahin aus, die Preisgebung der bischöflichen Verfassung werde aufs neue den Zorn Gottes gegen ihn erregen, der ihn schon früher getroffen habe, weil durch seine Zustimmung Strafford aufgeopfert und das bischöfliche Element aus dem Parlamente ausgestoßen worden sei. Es gab Zeiten, in denen er sich dahin neigte, dem Rechte, über die Militia zu verfügen, selbst für die Dauer seines Lebens zu entsagen, wenn man ihm nur verspräche, ein „regelmäßiges Bisthum" wiederherzustellen. Mit seinem Charakter hätte es sich bei alledem sehr wohl vertragen, vorläufig seinen Widerwillen gegen das, was man von ihm forderte, zu verleugnen und den Schein der Nachgiebigkeit anzunehmen. Er hat sich in einer späteren Krisis bereit erklärt, dem Presbyterianismus große Zugeständnisse zu machen. Auch damals gab er seine Geneigtheit kund, das presbyterianische Kirchenregiment wenigstens auf einige Jahre anzuerkennen oder das Land zwischen diesem und dem bischöflichen Regimente zu theilen. Dabei aber verließ ihn niemals der Gedanke, daß ihm eine Rückkehr zu dem alten Zustande früher oder später möglich sein würde.

Ein Blick auf die Parteiverhältnisse seiner englischen Unterthanen konnte

---

1) Aus dieser Zeit stammen die wichtigsten der glücklicher Weise aufgefundenen Briefe Karls I. an Henriette Maria, seine Gemahlin, die John Bruce für die Camden-Society 1856 herausgegeben hat. Ergänzungen finden sich in den Analecten von Rankes englischer Geschichte. Neuerdings sind zu dem schon Bekannten noch die Aktenstücke der Hamilton-Papers (s. o. S. 69) hinzugekommen.

ihn in dieser Hoffnung bestärken. Es ließ sich unschwer voraussehen, daß Presbyterianer und Independenten auf die Dauer nicht friedlich neben einander bestehen würden. Die Einführung der neuen kirchlichen Ordnung fand in London statt, ohne daß die Wünsche der Independenten berücksichtigt worden wären, und mehrere Grafschaften waren bereit, dem Beispiele der Hauptstadt zu folgen. Lord-Mayor, Aldermen und Gemeinderath der City beschworen die Lords, an dem Bunde mit den getreuen und rechtgläubigen Brüdern Schottlands festzuhalten, „die goldenen Zügel der Disciplin" nicht fahren zu lassen und gegen alle „Anabaptisten, Brownisten, Schismatiker, Häretiker, Gotteslästerer", die sich unter dem Namen „Independenten" versteckten, strengstens einzuschreiten. Auch das Ultimatum, welches vom Parlamente an den König gerichtet wurde, neunzehn Vorschläge für die Herstellung des Friedens, konnte Männer vom Schlage Cromwells oder Vanes nicht befriedigen. Sie mochten den politischen Forderungen — Ueberlassung der Militia auf zwanzig Jahre, Verzicht auf die Führung des irischen Krieges, Ausschluß der vornehmsten „Delinquenten" von der Amnestie, Bestätigung der parlamentarischen Verfügungen — aus vollem Herzen zustimmen; aber die Gewährung der religiösen Forderungen — Anerkennung der Presbyterialverfassung, Unterzeichnung des Covenant, Erzwingung desselben in allen drei Reichen — hätte sie ganz und gar der Rache ihrer Gegner ausgeliefert. Von Duldung freier religiöser Gemeinden wäre keine Rede mehr gewesen.

Der König benutzte diese Verhältnisse, um sein altes Doppelspiel fortzusetzen. Das eine Mal wollte er die Independenten ködern, indem er ihnen Toleranz aller derjenigen in Aussicht stellte, „die sich aus Gewissensskrupeln der Kirchenverfassung nicht in allem und jedem konformiren könnten". Das andere Mal hoffte er die Presbyterianer zu gewinnen, indem er sich anheischig machte, jede Klausel zu Gunsten der Independenten zu streichen. Eine Antwort auf die parlamentarischen Vorschläge suchte er zu umgehen durch die wiederholte Forderung, persönlich in London erscheinen zu dürfen. Aber seine diplomatischen Künste verfingen nicht. So lange er den Covenant nicht unterschrieben hatte, trauten ihm weder die Schotten noch ihre Gesinnungsgenossen in England. Um vor den Intriguen des unzuverlässigen Königs sicher zu sein, beschlossen sie sich zu einigen, in der Hoffnung danach die Independenten schon bemeistern zu können. Der Krieg in England war beendigt. Auf Befehl des Königs hatten die letzten royalistischen Garnisonen kapitulirt, auch Oxford hatte seine Thore geöffnet, die Prinzen Rupert und Moritz von der Pfalz, die zur Besatzung gehört hatten, waren nach dem Festlande abgereist. Die Anwesenheit einer schottischen Armee auf englischem Boden, die den nördlichen Grafschaften ohnehin lästig fiel, war daher völlig unnöthig geworden. Dem Abmarsche dieses Heeres gedachte man aber die Auflösung jener anderen Kriegsmacht folgen zu lassen, an deren Spitze Fairfax und Cromwell standen.

Freilich dauerte es mehrere Monate, bis man handelseinig wurde. Einerseits forderten die Schotten eine sehr bedeutende Summe an rückständigem Sold, welche Forderung in England große Entrüstung erregte, andererseits bestritten sie den Engländern das Recht, einseitig über die Person des Monarchen zu verfügen. Nach langen und ärgerlichen Verhandlungen verständigte man sich dahin, daß die Schotten 400,000 Pfund erhalten sollten, wovon die Hälfte, ehe sie das Reich verließen. Es konnte dem englischen Parlamente nicht schwer werden, diese Summe aufzubringen, denn erst kürzlich war ein Beschluß über den Verkauf von Kirchengut „zum Besten des Gemeinwesens" gefaßt worden, und auch die reichen Kaufleute der City waren, wie bei früheren Gelegenheiten, zur Aushilfe bereit. Der Name des Königs war in dem englisch-schottischen Vertrage vom 23. December 1645 nicht genannt. Da aber Lords und Gemeine acht Tage nachher beschlossen, daß ihm das Schloß Holmby in der Grafschaft von Northampton zur Residenz angewiesen werden sollte, und da die Schotten nicht widersprachen, so war sein Schicksal entschieden.

Am festgesetzten Tage wurde den Schotten die erste Rate der bedungenen Summe ausbezahlt. Unmittelbar danach am 23. Januar 1647 trafen die Kommissäre des Parlamentes, die den König nach Holmby geleiten sollten, in Newcastle ein. Er empfing sie freundlich und mit Würde. Die schottischen Truppen rückten ab, englische Soldaten übernahmen die Wache beim König. Er durfte den Tag seiner Abreise bestimmen. Wo er durchkam, drängte sich das Volk, um ihn zu sehen. Kranke traten an seinen Wagen, um, altem Aberglauben zufolge, die erhoffte Heilkraft seiner Berührung zu genießen. Fairfax kam aus seinem Hauptquartiere in Nottingham herbeigeritten, stieg vom Pferde und küßte dem Monarchen die Hand. Im Schlosse von Holmby angelangt, fand er alles zu seinem Empfange vorbereitet. Man begegnete ihm mit Ehrerbietung, er durfte zu Fuß und zu Pferde die Gegend durchstreifen, aber in Wirklichkeit war er ein Gefangener wie in Newark und Newcastle. Die parlamentarischen Kommissäre überwachten ihn, presbyterianische Geistliche leisteten ihm sehr wider seinen Willen Gesellschaft, nur heimlich konnten ihm dann und wann Briefe seiner Vertrauten zugesteckt werden. So strenge war er aber gegen die Außenwelt nicht abgeschlossen, daß er nicht hätte erfahren sollen, seine Gegner ständen im Begriffe, in offenen Kampf mit einander zu gerathen.

Die Feindschaft zwischen Independenten und Presbyterianern drohte sich in einen förmlichen Krieg zwischen dem Heere auf der einen, dem Parlamente und der Stadt London auf der anderen Seite zu verwandeln. Die Presbyterianer wollten Ernst damit machen, diese ihnen so verhaßte Armee der „Heiligen" aufzulösen oder doch ihre besten Regimenter aus England zu entfernen. Mochten sie sich immerhin in Irland verbluten, denn dort wogte allerdings noch immer wildes Kriegsgetümmel auf und ab. Dort hatte der Statthalter des Königs, Graf Ormond, einen Vertrag mit den

Rebellen schließen wollen, der von den fanatischen Katholiken eben so bitter getadelt wurde wie von jedem echten Puritaner. Genöthigt, den Kampf gegen den päpstlichen Nuntius und seine blutdürstigen Anhänger fortzuführen, hatte Ormond eine Verständigung mit dem parlamentarischen Befehlshaber auf der grünen Insel, Lord Lisle, anzubahnen gesucht. Dieser bedurfte jedenfalls dringend einer Verstärkung, wenn nicht Dublin und andere feste Plätze in die Hand der Eingeborenen fallen sollten. Das Parlament, in welchem die Presbyterianer regelmäßig die Mehrheit hatten, faßte demgemäß seine Beschlüsse. Zwölftausendsechshundert Mann, in ihrer Masse dem gefährlichen englischen Heere entnommen, sollten nach Irland verschifft werden. Dem unbedeutenden aber populären Skippon als Anführer sollte der durchaus presbyterianisch gesinnte General Massey an die Seite treten. In England selbst war das stehende Heer unnöthig geworden, nur gewisse Garnisonen und einige Reiterei sollten erhalten bleiben, immerhin unter dem Oberbefehle von Fairfax. Aber kein Mitglied des Parlamentes, dem der General selbst damals noch nicht angehörte, sollte einen Officierposten bekleiden. Auch wurde den Officieren zur Pflicht gemacht, den Covenant zu unterschreiben und sich der angenommenen Kirchenverfassung zu fügen. Auf diese Weise gedachte man die Hydra des Independentismus gründlich zu vernichten.

Allein das siegreiche Heer wollte sich eine solche Behandlung nicht gefallen lassen. In diesen trotzigen und enthusiastischen Regimentern lebte etwas von dem Geiste der Selbständigkeit, der nicht lange zuvor die Schaaren Wallensteins beseelt hatte. Der große Unterschied lag jedoch vor, daß diese Soldateska sich nicht als eine Truppe fühlte, die nur durch die Person des Führers zusammengehalten wurde, sondern daß sie ihres bürgerlichen Ursprungs nicht vergessen hatte und als politisch-religiöse Körperschaft die Durchführung eines allmählich sich ausbildenden Programmes forderte. Diese Krieger hatten für gewisse Ideale gefochten, die sie verwirklicht sehen wollten, ehe man sie nach Hause oder über den St. Georgskanal schickte: Reformen der Landesverfassung, Toleranz in Fragen des Gewissens. Sie hatten zudem von langer Zeit her Ansprüche auf rückständigen Sold. Sie wollten durch eine Indemnitätsakte dagegen sicher gestellt sein, daß sie nicht für Vorkommnisse der rauhen kriegerischen Epoche belangt würden. Sie wollten sich nicht von ihren gewohnten Führern trennen lassen. Zuerst regte es sich bei den Officieren. Sie versammelten sich im Hauptquartiere von Fairfax, traten zu einer Berathung zusammen und schickten eine Deputation ans Parlament, in der sie ihre Wünsche vortrugen. Die Lords gaben ihnen eine entgegenkommende Antwort, die Gemeinen dagegen bemerkten ihnen ziemlich gereizt, daß niemand ein Recht habe, dem Parlamente Vorschriften zu machen. Gleichzeitig waren sie darauf bedacht, mit Hilfe der City die nöthigen Summen aufzubringen, um die Geldforderungen des Heeres zu befriedigen. Eine Anzahl von Officieren war geneigt, dem Rufe nach Irland zu folgen. Aber die meisten blieben bei ihrem Sinn und schon hatte die Bewegung auch die

Masse der Soldaten ergriffen. Eine neue Petition, energischer als die erste, wurde in Umlauf gesetzt, und im Namen des ganzen Heeres Thomas Fairfax überreicht mit der Bitte, sie dem Parlamente vorzulegen. Das Parlament sprach am 30. März seine höchste Mißbilligung darüber aus, erklärte alle, welche sich an der Verbreitung der Petition betheiligen würden, für „Feinde des Staates und Störer des öffentlichen Friedens" und verbot Fairfax, der Bitte Folge zu leisten. Er gehorchte, nahm einige Kommissäre des Parlamentes im Hauptquartiere auf und verhandelte mit ihnen über die streitigen Fragen. Noch glaubte die presbyterianische Mehrheit des Parlamentes über die verhaßten Gegner triumphiren zu können. Skippon ließ sich bereit finden, das Kommando in Irland anzunehmen, der Beschluß ging durch, daß das englische Heer sofort aufgelöst werden sollte, der Alderman Pennington und andere hervorragende Independenten wurden aus dem Committee der städtischen Miliz entfernt.

Inzwischen war aber die Unzufriedenheit im Heere gestiegen. Am 27. April traf beim Hause der Gemeinen ein Schriftstück ein, in welchem hunderteinundvierzig Officiere, darunter ein Generallieutenant und sieben Obersten, sich und ihre Waffenbrüder gegenüber dem beleidigenden Votum vom 30. März rechtfertigten. „Wir hoffen," sagten sie, „daß wir als Soldaten unsere Eigenschaft als Bürger nicht verloren haben, und daß uns unsere Freiheiten nicht geraubt worden sind, während wir für die Freiheit unserer Brüder kämpften." Am dreißigsten legte Skippon dem Hause einen Brief desselben Inhalts vor, der ihm wie Fairfax und Cromwell von drei Soldaten im Namen von acht Reiterregimentern überbracht worden war. Die Regimenter kündigten dem Parlamente offen den Gehorsam auf, falls man sie, ohne ihre Begehren zu erfüllen, nach Irland überführen wolle. Die drei stämmigen Kavalleristen wurden vorgefordert. Sie gaben sich für „Agenten" ihrer Regimenter aus, verweigerten eine genauere Auskunft, erklärten sich aber bereit, schriftliche Anfragen ihren Auftraggebern zu übermitteln. Man sah, wie tief das Uebel sich schon eingefressen hatte. Die gemeinen Soldaten waren dazu geschritten, aus ihrer Mitte Vertreter zu wählen, welche bald Agenten, bald Adjutatoren, mißverständlich auch Agitatoren genannt wurden. Officiere und Adjutatoren, gleichsam ein Soldatenparlament, traten den beiden Häusern in Westminster gegenüber. Die presbyterianischen Häupter wurden besorgt. Einige von ihnen hatten die Absicht, die drei Agenten festnehmen zu lassen. Ein witziges Mitglied der Independenten erwiderte, er habe nichts dagegen, aber er hoffe, man werde das beste Wirtshaus der Stadt zu ihrem Haftlokale auswählen und ihnen guten Sekt vorsetzen. Nach lebhaften Debatten wurde beschlossen, den drei Soldaten kein Leid anzuthun und Skippon, Cromwell, Ireton, Fleetwood als Vermittler zwischen Parlament und Heer ins Lager abzusenden. Cromwell sah mit scharfem Blick den Konflikt wachsen und einem gewaltsamen Ende zueilen. Seine Feinde haben zu behaupten gewagt, daß er selbst den unruhigen Geist der Armee genährt habe, während er sich doch als den

treuen Diener des Parlamentes dargestellt hätte. Auf welcher Seite seine Sympathieen sein mußten, darüber freilich konnte kein ruhig Urtheilender in Zweifel sein. Von den Presbyterianern konnte er nichts Gutes erwarten. „Diese Leute," flüsterte er einmal Edmund Ludlow im Parlamente zu, „werden nicht ruhen, bis die Soldaten sie bei den Ohren nehmen."

Nur vorübergehend erwachte die Hoffnung, daß jene Verhandlungen, die er und seine Genossen mit dem Heere zu führen hatten, einen befriedigenden Ausgleich schaffen würden. Die Zugeständnisse, die das Parlament in Betreff der Soldzahlung und der Indemnität zu machen bereit war, genügten dem Heere nicht. Die Nachricht, daß sämmtliche Infanterieregimenter an bestimmten nahen Terminen aufgelöst werden sollten, brachte vielmehr bei Officieren und Soldaten eine ungeheure Aufregung hervor. Sie drangen in Fairfax, daß er sie an einem Sammelplatz um sich schaaren möge, da sie sich nicht von einander trennen lassen wollten. Fairfax bestimmte ihnen die Heide von Kentford bei Newmarket zum Stelldichein. Dort verpflichteten sich am 4. und 5. Juni Officiere und Gemeine von dreizehn Regimentern gegenseitig, bei einander auszuhalten, bis sie Genugthuung erhalten hätten.

In eben diesen Tagen gerieth der König in die Gewalt der Soldaten. Er hatte von Holmby aus eifrig mit den Presbyterianern unterhandelt. Vornehme Mitglieder der Partei innerhalb wie außerhalb des Parlamentes, der Gesandte Frankreichs, die in London anwesenden Schotten suchten auf alle Weise ein Einverständniß herbeizuführen. Schon hatten die Lords den Beschluß gefaßt, daß Karl in größere Nähe der Hauptstadt verbracht werden sollte. Es gab Leute, die dazu riethen, er möge sich von selbst dorthin flüchten, sich unter den Schutz des Lord-Mayor stellen und ohne Furcht vor dem Parlamente erscheinen. Die Bürgerschaft galt für vollkommen zuverlässig, die Stadt war außerdem von zahlreichen Royalisten angefüllt, die sich nach Beendigung des Krieges daselbst aufhielten. War der König nur erst in Whitehall, versöhnt mit den Presbyterianern, so hoffte man die Independenten im Parlamente wie im Heere mit leichter Mühe zu bewältigen.

Es war die höchste Zeit, diese Pläne zu durchkreuzen. Am Morgen des 3. Juni erschien, aller Wahrscheinlichkeit nach mit Wissen und Willen Cromwells, der Cornet Joyce mit einem Reitertrupp im Parke von Holmby. Er unterhandelte den Tag über mit den erschreckten Kommissären des Parlamentes und erzwang sich noch in der Nacht Zutritt zum Könige. Er erklärte ihm, daß er gekommen sei, um ihn zur Armee zu geleiten. Den folgenden Morgen wiederholte er die Aufforderung ihm zu folgen. „Wo ist eure Vollmacht?" frug ihn der König. „Hier hinter mir," antwortete Joyce, indem er auf seine Reiter hinwies. „Man muß gestehen," sagte Karl, „die Vollmacht ist in deutlichen Buchstaben geschrieben; noch nie in meinem Leben habe ich eine Compagnie so schmucker Leute gesehen." Er schien sich mit dem Gedanken zu befreunden, sich unter den Schutz der Soldaten zu stellen. Sie versprachen ihm, nichts von ihm fordern zu wollen, was gegen seine

Ehre oder sein Gewissen gehen würde. An Widerstand war nicht zu denken, denn die Garnison des Schlosses war eines Sinnes mit ihren Kameraden. Unter dem Proteste der parlamentarischen Kommissäre nahmen die Reiter sie selbst wie den König in ihre Mitte, um ihn nach Newmarket zu bringen, in dessen Nähe sich eben damals das Hauptquartier befand. Unterwegs wurde Joyce vom Oberst Whalley abgelöst. Der Oberst, ein Vetter Cromwells, hatte Auftrag, Karl nach Holmby zurückzuführen, aber der König wünschte seinen Weg fortzusetzen. Zwei Tage darauf stießen Fairfax, Cromwell, Ireton, Lambert und andere höhere Officiere zu ihm. Fairfax versicherte, daß er nichts von jener Entführung gewußt habe. Joyce wurde vorgefordert. Er berief sich auf den Willen des Heeres, ohne einen einzelnen Namen zu nennen, und man ließ ihn frei ausgehen.

Die presbyterianischen Mitglieder des Parlamentes wurden durch das unerwartete Ereigniß in die größte Bestürzung versetzt. Cromwell, an dessen Verhaftung sie gedacht hatten, war ihnen entgangen. Der König, mit dem sie hatten abschließen wollen, war in der Hand ihrer Feinde. Man mußte jeden Tag gefaßt darauf sein, daß das Heer, früheren Verboten zum Trotz, vor den Thoren der Hauptstadt erscheinen würde. Im Stillen rüstete man sich zum Widerstande, aber scheinbar zeigte man sich nachgiebig und reuig. Die Erklärung vom 30. März, durch welche die Armee sich entehrt fühlte, wurde aus dem Protokolle gestrichen. Kein Mitglied der beiden Häuser sollte seine Stellung benutzen dürfen, um sich auf Kosten des Staates zu bereichern. Man hoffte doch noch Fairfax zu bewegen, den König herauszugeben, damit er sich in Freiheit über den Abschluß eines Vertrages mit beiden Häusern verständigen möchte. Aber Fairfax konnte, selbst wenn er hätte gehorchen wollen, den Officieren und den Soldaten nichts der Art zumuthen. Die Adressen, welche aus den Reihen des Heeres ans Parlament erlassen wurden, athmeten immer entschiedener ein Gefühl stolzer Unabhängigkeit. „Als Engländer verlangen wir," so ließ sich eine Anzahl von Officieren, Fairfax und Cromwell an ihrer Spitze, vernehmen, „Herstellung des Friedens und der Freiheiten der Unterthanen ... Wir fordern keine Aenderung der Verfassung, wir wünschen uns nicht einmal in die Festsetzung des presbyterianischen Kirchenregimentes einzumischen, ... aber wir erwarten, daß jedem friedlichen Bürger Toleranz gewährt werde, wie es dem Staatswohle und der Gerechtigkeit gemäß ist." Die Stadt London, fügten sie hinzu, habe mit allen ihren Reichthümern nichts zu fürchten, denn der arme, hungrige Soldat achte seine Löhnung gering im Vergleiche mit höheren Gütern.

In diesem Schriftstücke kamen noch nicht die letzten Tendenzen des Heeres zum Ausdruck. Andere Petitionen, bei deren Abfassung Ireton, Cromwells Schwiegersohn, betheiligt sein mochte, gingen viel weiter. Sie forderten nicht nur, daß eine Anzahl unwürdiger Mitglieder aus dem Parlamente ausgestoßen werde, sondern auch, daß endlich einmal Neuwahlen ausgeschrieben würden, daß kein Parlament sich künftig in Permanenz erklären

dürfe, daß man an eine Reform des mangelhaften Wahlsystems Hand anlege. Demokratische Vorschläge wurden gemacht, die darauf abzielten, die zahlreichen Ungleichmäßigkeiten der Repräsentation hinwegzuräumen. Von dem herrschenden Zustande hieß es, er sei nicht besser als eine Tyrannei, und das Volk werde in ein Vasallenverhältniß herabgedrückt. Endlich wurden elf Mitglieder des Unterhauses bei Namen genannt, die das Heer als Friedensstörer anklagte und deren vorläufigen Ausschluß von den Sitzungen es forderte. Es waren die Führer der presbyterianischen Partei wie Holles, Stapleton, Massey, Glynne. Namentlich Denzil Holles hatte den Grimm von Officieren und Soldaten gegen sich erregt. Er war schon in jungen Jahren in den Reihen der Opposition erschienen, beim Beginne des langen Parlamentes hatte er zur Gefolgschaft John Pyms gehört, auch die Hinrichtung Straffords, seines Schwagers, war ohne Einfluß auf seine politische Stellung gewesen, und als der Bürgerkrieg ausbrach, führte er als Oberst ein Regiment. Bei der Scheidung der Parteien innerhalb des Puritanismus trat er aber an die Spitze der Presbyterianer. Er sah das einzige Heil in einer Verständigung mit dem Könige und verfolgte das independentische Heer mit unversöhnlichem Hasse. Ihm wurden in erster Linie alle jene Denunciationen Schuld gegeben, welche die bewaffnete Macht verletzt hatten.

Dahin also war es gekommen: das Heer empörte sich gegen das Parlament, das Geschöpf gegen seinen Schöpfer, suchte sogar mit Durchbrechung aller konstitutionellen Schranken in den Bestand des Unterhauses einzugreifen. Zunächst bäumte sich das Selbstgefühl der presbyterianischen Majorität gegen eine solche Zumuthung auf. Die Bürgerschaft von London war bereit, die Bedrohten zu schützen. Das Parlament wiederholte seinen Befehl, daß das Heer in bestimmter Entfernung von der Hauptstadt bleiben sollte. Als aber Fairfax nichts destominder vorrückte, und eine neue entschiedene Erklärung der Armee anlangte, entsank den Presbyterianern der Muth. Die elf angeklagten Mitglieder erboten sich am 26. Juni freiwillig, den Sitzungen des Unterhauses fernbleiben zu wollen. Ihr Anerbieten wurde dankbar angenommen. Man gab ihnen noch Gelegenheit, eine Vertheidigung gegen die erhobenen Anklagen vorzubringen. Einige Zeit nachher wurde ihnen ein Urlaub auf sechs Monate ertheilt. Eine Reihe von Beschlüssen sollte die Soldaten günstig stimmen und wegen ihrer Geldforderungen beruhigen. Der Plan, den König nach Richmond kommen zu lassen, um dort mit ihm zu unterhandeln, wurde aufgegeben. Seine Residenz durfte London nicht näher gerückt werden als der jeweilige Sitz des Hauptquartieres. Fairfax zog darauf seine Truppen etwas weiter zurück und ernannte einige Kommissäre, die sich mit Abgeordneten des Parlamentes verständigen sollten. Alles schien sich zu einer Aussöhnung zwischen Parlament und Heer anzulassen, als der ungestüme Eifer der City den offenen Bruch herbeiführte. Die Bürger von London wollten nicht dulden, daß das independentische Heer den Sieg davonträge. Die presbyterianische Geistlichkeit in ihrer Mitte reizte sie zum Wider-

stande. Ehemalige Angehörige der royalistischen Armee thaten alles, um sie noch mehr zu verletzen. Maueranschläge und Petitionen forderten die Rückkehr des Königs. Stürmische Versammlungen wütheten gegen das eigenmächtige Verfahren der Soldaten. Der Gemeinderath drang auf schleunige Ablohnung und Entlassung der Truppen, sowie auf Wiedereinsetzung des Königs „gemäß dem Covenant". Die „gutgesinnten jungen Leute und Lehrburschen der City" forderten dasselbe, nur mit schärferen Worten, und fügten die nicht mißzuverstehende Ermahnung hinzu, daß das Parlament sich gegen Toleranz erklären und alle Konventikel unterdrücken möge. Jeden Tag sammelten sich unruhige Haufen um Westminster an, die ihrem Unwillen über die Nachgiebigkeit der beiden Häuser Luft machten.

Als das Parlament am 23. Juli die städtische Miliz ihrer früheren independentischen Leitung zurückgab, stieg die Erregung der Massen auf den höchsten Gipfel. Ein förmlicher Bund zwischen Bürgern, Stadtsoldaten, Lehrlingen, Matrosen war zu Stande gekommen, in welchem sich tausende gegenseitig feierlich angelobten, mit allen Mitteln auf die Rückkehr des Königs und Annahme seiner Bedingungen hinzuwirken. Eine darauf abzielende Petition nebst einer Kopie des Bundesvertrages wurde dem Parlamente überreicht. Lords und Gemeine erklärten die Verbreitung dieses Aktenstückes, dessen Urheber das Reich in einen neuen Krieg verwickeln wollten, für Hochverrath. Sofort brach der Sturm gegen das Parlament los. Am 26. Juli pochte der Aufruhr an die Thore des Sitzungsgebäudes. Petitionen von Lord-Mayor, Aldermen, Gemeinderath, Bürgern und Lehrburschen forderten Vernichtung der letzten Beschlüsse über die städtische Militia, über den jüngsten Bundesvertrag, über den Ausschluß der elf Mitglieder. Junge Burschen der unteren Stände drangen in die Vorhalle ein und unterstützten mit lautem Geschrei jene Begehren. Sie insultirten einige Lords, zwangen den Sprecher der Gemeinen, welcher die Sitzung aufheben wollte, seinen Stuhl wieder einzunehmen und belagerten beide Häuser so lange, bis sie ihren Willen in den wichtigsten Punkten durchgesetzt hatten. Am folgenden Morgen kamen die beiden Häuser wieder zusammen, aber nur um sich bis zum 30. Juli zu vertagen. Als am dreißigsten die Sitzung wieder eröffnet werden sollte, waren die Bänke sehr schwach besetzt. Die beiden Sprecher wurden vermißt. Sie hatten sich nebst einer großen Anzahl von Mitgliedern ins Lager geflüchtet. Das Heer nahm es auf sich, sie wieder zurückzuführen. Fairfax ließ sich durch kein Verbot hindern vorzurücken, und hielt auf der Heide von Hounslow eine glänzende Revue über die Truppen ab. Als er die Front entlang ritt, folgten ihm viele der geflüchteten Parlamentsmitglieder zu Pferde, mit begeisterten Zurufen der Truppen empfangen.

In London dachte man zuerst sehr ernstlich daran, Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen. Das verstümmelte Parlament wählte sich neue Sprecher, die elf Mitglieder wurden ins Unterhaus zurückgerufen, ein Sicherheitsausschuß eingesetzt, der König eingeladen nach London zu kommen. Die City

traf Vertheidigungsanstalten, die Generäle Massey und William Waller sollten die gesammten Streitkräfte der Hauptstadt unter ihrem Kommando haben, Kanonen wurden auf die Wälle gebracht, die jungen Lehrburschen, die städtischen Milizen, ehemalige Soldaten des Königs gemustert. Man konnte sich aber nicht darüber täuschen, wie ungenügend alle diese Mittel der Vertheidigung sein würden. Die Stimmung der leicht erregbaren Masse schwankte auf und ab. Brachte ein Kundschafter die Nachricht, daß die Armee Halt mache, so schrie das Volk in und um Guildhall: „Einer für alle, alle für einen". Hörte man, daß Fairfax vorwärts marschire, so erhob sich der Ruf: „Verhandelt, verhandelt". Die Bewohner von Southwark machten aus ihrer Unlust, am Kampfe theilzunehmen, kein Hehl. Von den Machthabern in der City bedroht, wandten sie sich um Beistand an Fairfax. Er gab einer Brigade Befehl, der Vorstadt zu Hilfe zu kommen und traf Anstalten, sich von Westen her den Weg nach London zu erzwingen. Da faßte der Gemeinderath den Entschluß, dem Heere freiwillig die Thore der Stadt zu öffnen. Am 3. August erschien eine Deputation im Hauptquartiere, um die Unterwerfung der City anzukündigen. Den folgenden Tag wurde Southwark besetzt. Die Befestigungen am Ufer der Themse wurden ausgeliefert. Den 6. August marschirte die Armee, die geflüchteten Lords und Gemeinen zu Wagen in ihrer Mitte, durch Kensington nach dem Hyde-Park, wo der Lord-Mayor und die Aldermen sie erwarteten. In Charing-Croß fand man den Gemeinderath in ehrerbietiger Haltung stehen, das Parlament nahm die zurückgeführten Mitglieder wieder auf. Fairfax empfing aus dem Munde der Sprecher Lob und Dank, wurde zum Constable des Tower ernannt und hatte Mühe, sich den Huldigungen, mit denen man ihn überschüttete, zu entziehen. Auch die übrigen Officiere und die gemeinen Soldaten wurden mit Gunstbezeugungen bedacht. Die Regimenter marschirten noch durch einige Hauptstraßen der Stadt, mit Lorbeerzweigen an den Hüten, in strenger Ordnung, ohne sich die mindeste Ausschreitung zu Schulden kommen zu lassen. Dann wurden sie in der Nachbarschaft in Quartiere vertheilt. Alle Akte, die das Parlament während der Abwesenheit der Sprecher beschlossen hatte, wurden für nichtig erklärt, diejenigen, welche sich in der letzten Erhebung der Stadt hervorgethan hatten, verfolgt, die Behörden und die Milizen der City neu geordnet. Die independentische Partei war ihrer Gegner ohne Kampf Meister geworden. Im Hause der Gemeinen hatte die Masse der Presbyterianer ihre Sitze geräumt, und am Hause der Lords, das kaum noch ein dutzend Mitglieder zählte, hatten sie keine kräftige Stütze mehr.

Fünftes Kapitel.

Der Untergang des Königs.

Nach ihrem letzten Triumphe konnten die Independenten, die Führer des Heeres, auch dem Könige entschiedener gegenübertreten als früher. Sie hinderten es zwar nicht, daß die beiden Häuser dem Könige noch einmal die neunzehn Vorschläge von Newcastle zur Annahme unterbreiteten, weil das gute Einvernehmen mit den Schotten darauf beruhte. Aber sie hofften durch gesonderte Verhandlungen, die schon seit Wochen im Hauptquartiere geführt wurden, zu einem ihnen erwünschten Ergebniß zu gelangen. König Karl hatte sich nicht schlecht inmitten der Soldaten befunden. Man hatte ihm erlaubt, dies und jenes Schloß in der Nähe des Lagers aufzusuchen, mit seinen Vertrauten zu verkehren, seine Kapläne um sich zu haben, seine jüngsten Kinder bei sich zu sehen. Die Officiere behandelten ihn mit Achtung. Fairfax, Cromwell, Ireton und viele ihrer Waffenbrüder suchten sich mit ihm über ein Programm zu verständigen, das vor allen Dingen genügende Bürgschaften für die Gewährung religiöser Toleranz enthalten sollte, soweit nicht die Katholiken in Frage kamen. Sie hatten freilich wie die Presbyterianer gefordert, daß die jurisdiktionelle Gewalt der Bischöfe gänzlich aufhöre, und daß der Staat den Gebrauch des bisher üblichen Gebetbuches mit seinen rituellen Vorschriften nicht erzwingen dürfe. Aber sie hatten sich entschieden gegen die Auflage des Covenant gesträubt. Wie immer die Landeskirche sich ausbilden mochte, die Gewissensfreiheit des einzelnen Protestanten, das Dasein freier Gemeinden sollte geachtet werden. Demnächst waren eine Reform des Wahlsystems, regelmäßiger Wechsel der Parlamente, Verbesserungen des bürgerlichen Rechtes, Ueberlassung der Militia und der Besetzung der hohen Staatsämter auf zehn Jahre neben anderen minder wichtigen Artikeln in Aussicht genommen. In dieser Form waren die „Vorschläge der Armee", ausschließlich auf England bezüglich, dem Könige und dem Parlamente bekannt geworden.

Es war die Zeit gewesen, in der die City sich erhoben, der Kampf zwischen Heer und Parlament eine drohende Gestalt angenommen hatte. Karl hatte gehofft, daß die Bewegung der Bürgerschaft ihm zu statten kommen werde und die Vorschläge der Armee ziemlich geringschätzig von der Hand gewiesen. Die Officiere verhehlten ihren Unmuth nicht: „Sire," sagte ihm Ireton, „Sie wollen Schiedsrichter sein zwischen dem Parlamente und uns,

wir aber wollen Schiedsrichter sein zwischen dem Parlamente und Ihnen." Der Sieg des Heeres raubte dem Könige die Hoffnung, die er gehegt hatte. Nun aber machte er sich die Vorschläge der Armee zu nutze. In seiner Antwort auf die Anträge des Parlamentes wies er auf diese Vorschläge hin. In ihnen, erklärte er, finde sich „eine bessere Grundlage für die Herstellung eines dauernden Friedens". Noch immer glaubte er mit allen Parteien spielen zu können, um sie womöglich alle zu betrügen. Im Schlosse von Hamptoncourt, wo man ihm damals zu residiren erlaubte, umgeben von seinen vertrauten Dienern, aufgesucht von manchem erprobten Vorkämpfer seiner Sache, durch ein einziges Reiterregiment bewacht, dünkte er sich noch immer König genug zu sein, um es auf seine alte Art, die Menschen zu behandeln, ankommen lassen zu dürfen. Im Hauptquartiere zu Putney, halbwegs zwischen Hamptoncourt und London, wußte man sehr wohl, wessen man sich vom Könige zu versehen habe, aber die Officiere setzten nichtsdestominder ihre Bemühungen fort. Fairfax erbot sich sogar, einer Wiederherstellung des Bisthums in seine „unzweifelhaften Rechte nach den alten Gewohnheiten, Gesetzen und Statuten" zustimmen zu wollen, wofern nur „allen Menschen Gewissensfreiheit gewährt werde", so daß keiner in Sachen des Gewissens den anderen belästige oder verletze. Auf anderem Wege suchte Cromwell zum Ziele zu kommen. Er brachte es dahin, daß das Parlament neue Friedensvorschläge auszuarbeiten beschloß, da der König die „neunzehn Propositionen" verworfen hatte. Diese neuen Friedensbedingungen waren nicht viel milder für den König als die früheren. Aber sie unterschieden sich von diesen sehr wesentlich in einem Punkte. Nach ihnen sollte der Bestand der Presbyterialverfassung nur bis zum Ende der nächsten Parlamentssession gewährleistet, daneben aber Kultusfreiheit für Nonkonformisten zugesichert werden. Doch waren nicht nur Bekenner unchristlicher Lehren und Katholiken von der Toleranz ausgenommen, sondern auch der Gebrauch des Common Prayer Book sollte verpönt und jeder Engländer gehalten sein, am Tage des Herrn irgendwo „das Wort Gottes zu hören". Es war ein schwächliches Kompromiß, das die Kluft zwischen Presbyterianern und Independenten nicht überbrücken konnte.

Noch aber gab es eine Macht, welche dieses ganze Gewebe öffentlicher und geheimer Verhandlungen zerreißen und, ohne Rücksichten nach der einen oder der anderen Seite zu nehmen, eine radikale Neuerung durchführen wollte: die Masse der Soldaten, welche sich in den gewählten Agitatoren eine schlagfertige Vertretung geschaffen hatte. In den Regimentern fing es an zu gähren. Der gemeine Soldat wurde irre an seinen Führern. Er sah sie in vertrautem Verkehr mit dem Könige, den man noch kurz zuvor bekriegt, und mit seinen Kavalieren, die man als Kinder der Finsterniß gehaßt hatte. Die Generale und Obersten schienen, mit wenigen Ausnahmen, zu Diplomaten und Höflingen geworden zu sein. In den Quartieren munkelte man, daß sie für Gold und Ehren die Interessen des Heeres verrathen und den hohen Kampfpreis verschachern wollten. Namentlich wurde

Cromwell mit bitteren Schmähungen verfolgt. Er galt als ein feiler Abtrünniger. Ein gewisser John Wildman, ein Mann von literarischer Bildung, der ihm viel verdankte, wühlte gegen ihn bei den Agitatoren, unter denen viele neue Gestalten auftauchten. Lilburne hatte dem Feldherrn schon im August aus dem Gefängniß heraus den Vorwurf zugeschleudert, daß er sich und seine Angehörigen in die besten Stellen zu bringen gewußt habe, und sein Pamphlet mit der Drohung geschlossen: „Schlägst du auch diese meine Worte in den Wind, so werde ich alles daran setzen, dein Glück zu vernichten". Abbruch aller Verhandlungen mit dem „großen Mörder von England" war es, was die Masse der Soldaten forderte. Das Königthum erschien ihnen als ein Uebel, das Haus der Lords als eine Versammlung von „angemalten Marionetten". Im Oktober und November ließ eine große Anzahl von Regimentern, darunter diejenigen Cromwells und Iretons, ein paar Schriften abfassen, in denen sie ihren Willen kundgaben. Sie verpflichteten sich, nicht eher auseinander zu gehen, als bis die Rechte des Heeres und der Nation gesichert seien. Zu diesen Rechten zählten sie Auflösung des tagenden Parlaments, Neuwahl eines einzigen Hauses der Repräsentanten auf je zwei Jahre nach einem verbesserten Wahlsystem, Uebertragung der höchsten Regierungsgewalt auf diese neue Versammlung, Gewissens- und Kultusfreiheit, mit der sich die Sorge für den Volksunterricht von Seiten des Staates vollkommen vertrage. Auch drangen sie auf Abschaffung der Zehnten, Kodifikation des englischen Rechtes, Aenderung verderblicher Finanzmaßregeln.

Aus der Mitte des Heeres erhob sich, wie man sieht, die Idee eines vollkommenen Umsturzes der alten Zustände. Die Republik sollte an Stelle des Königthums, Trennung von Kirche und Staat an Stelle einer vom Staate bevorzugten Landeskirche, welcher Art auch immer, treten. Der Rath der Officiere, gleichsam das Oberhaus der Armee, wurde mit den Forderungen der Regimenter bekannt gemacht. Mehrere der höheren Officiere wie Rainsborough, Ewer, Scott standen auf Seite der Agitatoren. Eine förmliche Debatte darüber, ob die Monarchie beizubehalten sei oder nicht, schien sich zwischen Officieren und Agitatoren entspinnen zu sollen. Cromwell, Ireton und ihre Genossen sahen, was auf dem Spiele stand. Die Soldaten wandten sich von ihnen ab, und des Königs waren sie nicht sicher. Sie erhielten vielmehr klare Beweise dafür, daß Karl nur darauf sinne, sie zu verderben, wenn nicht gar einen neuen Bürgerkrieg anzufachen. Er verhandelte eifrig mit den Kommissären der Schotten, die nicht müde wurden, eine Fluth von Schmähungen auf die königsfeindliche und ketzerische Armee zu ergießen. Er hoffte das Beste von der Thatkraft des Marquis von Ormond, welcher nach Auslieferung Dublins an die parlamentarischen Truppen von Irland herbeigeeilt war, um dem Monarchen seinen Degen zur Verfügung zu stellen. Die Folge war, daß die Officiere sich von Karl zurückzogen. Seine Rathgeber erhielten Befehl, sich zu entfernen. Gerüchte, daß man ihm ans Leben wolle, liefen um.

Die Aufregung in den Regimentern war so groß, daß sich in der That wohl befürchten ließ, es werde zu einem Gewaltstreich kommen. Möglich, daß Cromwell und Ireton selbst diese Befürchtung getheilt und die Entfernung des Königs von Hamptoncourt gewünscht haben. Jedenfalls fand er Mittel, sich am Abend des 11. November mit ein paar Getreuen aus dem Garten des Schlosses wegzuschleichen. In der Nähe standen gesattelte Pferde, die Nacht war finster und stürmisch, die Verfolger verloren die Spuren der Flüchtlinge. Ein paar Tage lang wußte man nicht, was aus dem Könige geworden sei. Am funfzehnten langte ein Brief des Colonel Hammond, Gouverneurs der Insel Wight, beim Parlamente an, welcher meldete, daß der König die Insel betreten habe. Hammond, ein Neffe des Lieblingskaplans Karls I., hatte zuerst gezittert bei dem Gedanken an die schwere Verantwortlichkeit, welche dieser unerwartete Besuch ihm auferlegte. Dann hatte er sich gefaßt, den König mit allen Rücksichten im Schlosse von Carisbrook untergebracht und um weitere Verhaltungsmaßregeln gebeten. Das Parlament wies ihn an, für den König gebührende Sorge zu tragen und ließ die Wachen auf der Insel verstärken.

Denselben Tag, an welchem das Ziel der Flucht des Königs bekannt wurde, gelang es Fairfax und Cromwell, den meuterischen Geist der Soldaten zu bannen. Allerdings war eine Art von Verständigung zwischen den Officieren und Agitatoren über gewisse Vorschläge angebahnt worden, die im Namen der Armee dem Parlamente überreicht werden sollten. Aber die Unruhe in den Regimentern war trotzdem gewachsen. Es schien gefährlich, wie das zuerst beabsichtigt gewesen war, sie alle zu einer gemeinsamen Berathung zu versammeln. Die Koncentrirung der Truppen sollte vielmehr an drei verschiedenen von einander entlegenen Punkten stattfinden. Am 15. November vereinigten sich demnach auf Fairfax' Befehl sieben Regimenter in der Nähe von Ware. Der General ließ ihnen eine Remonstranz verlesen, in der er gelobte, die Rechte der Soldaten wahrzunehmen und für Berufung eines neuen, reformirten Hauses von Volksvertretern zu wirken, in der er aber zu gleicher Zeit über die Lockerung der Disciplin bittere Klage führte. Er forderte eine Zustimmungserklärung, welche ohne Murren gegeben wurde. Zwei Regimenter waren jedoch aus freien Stücken erschienen, das Kavallerieregiment des Obersten Harrison und das Infanterieregiment des Obersten Lilburne. Dieser selbst, erst seit kurzem aus dem Tower entlassen, war gegenwärtig. Diese beiden Regimenter machten Miene sich zu widersetzen. Die Gemeinen trugen eine jener radikalen Schriften, an ihren Hüten angeheftet, zur Schau. Außen stand die Aufschrift „Englands Freiheit und die Rechte der Soldaten". Harrisons Regiment unterwarf sich, als Fairfax mit seinem Stabe die Front entlang ritt und Abreißung jenes Emblemes der Rebellion forderte. Lilburnes Regiment, das fast alle seine Officiere weggejagt hatte, verharrte in trotziger Haltung. Da sprengte Cromwell heran, ließ die Rädelsführer ergreifen, über drei von ihnen das kriegsrechtliche Urtheil sprechen und einen, den das Loos traf, auf dem Flecke erschießen.

Dies Beispiel der Strenge wirkte. Ruhe und Ordnung kehrten im Heere zurück. Die Soldaten faßten wieder Vertrauen zu ihren Führern, die sich versöhnlich zeigten und den Truppen die Besorgniß nahmen, als solle über ihre Köpfe hinweg ein Vertrag mit dem Könige geschlossen werden. Als sich ein Abgesandter Karls im Hauptquartiere einstellte, wiesen die Officiere ihn kalt zurück. Cromwell ließ ihm sagen, so bereit er sei dem Könige zu dienen, könne er sich doch nicht für ihn zu Grunde richten. Auch das Parlament zeigte keine Spur von Nachgiebigkeit. Noch weniger als früher war es geneigt, dem Könige Einlaß in London zu gewähren. Es nahm Mitte December „vier Bills" an, denen Karl vor jeder weiteren Verhandlung binnen zehn Tagen zustimmen sollte. Was in diesen vier Bills gefordert wurde, war Verzicht auf die Militia für die Dauer von zwanzig Jahren, Bestätigung aller während des Krieges ergangenen parlamentarischen Verfügungen, Kassirung aller Pairien, die der König, seitdem er die Hauptstadt verlassen, geschaffen hatte, und Mitwirkung des Parlamentes bei der Ernennung neuer Peers, endlich Berechtigung beider Häuser, sich nach ihrem eigenen Belieben zu vertagen, wann und wohin es ihnen gefalle. Diese Präliminarbedingungen und die übrigen Vorschläge des Parlamentes, wie sie im Einverständnisse mit dem Heere entworfen waren, wurden von Bevollmächtigten der Lords und Gemeinen nach der Insel Wight verbracht. Niemand zeigte sich so entrüstet über dies Verfahren, wie die schottischen Kommissäre, die, noch immer in London anwesend, die ganze Zeit über vergeblich daran gearbeitet hatten, einen Friedensvertrag nach ihrem Sinne zu Stande zu bringen. Karl war auch ihr König, sie mißbilligten im Namen ihrer Nation die Behandlung, die er sich gefallen lassen sollte, sie tadelten vor allem, daß von der Herstellung der presbyterianischen Kirchenverfassung, von der Durchführung des Covenant gar keine Rede mehr war, dafür aber der „verabscheuungswürdigen Toleranz aller Sekten" Thüre und Thor geöffnet zu sein schien. Nachdem sie ihrem empörten Herzen Luft gemacht hatten, fuhren sie gleichfalls nach der Insel Wight hinüber und legten feierlichen Protest gegen die Vorschläge des Parlamentes ein. Der Bund zwischen dem puritanischen Schottland und dem puritanischen England, den einst John Pym zu Stande gebracht hatte, war von diesem Tage an zerrissen.

Die Ankunft der schottischen Kommissäre erfüllte den König mit den größten Hoffnungen. Im tiefsten Geheimniß schloß er mit ihnen einen Vertrag, der, wenn er zur Ausführung kam, nothwendig einen zweiten Bürgerkrieg nach sich ziehen mußte. Er versprach Liga und Covenant für Schottland und England bestätigen zu wollen, ohne daß jemand mit Gewalt zur Unterzeichnung der Urkunde gezwungen würde, die presbyterianische Kirchenverfassung für drei Jahre anzuerkennen, nach deren Ablauf auf parlamentarischem Wege eine dauernde Einrichtung getroffen werden sollte, Independenten und Sektirer aller Art zu verfolgen, damit die gewünschte Uebereinstimmung des Kirchenwesens in beiden Reichen angebahnt werde.

Die Opfer, welche er brachte, wurden ihm dadurch erleichtert, daß es ihm selbst erspart bleiben sollte, den Covenant zu beschwören, und daß ihm die Möglichkeit in Aussicht gestellt wurde, auch unter der Herrschaft der Presbyterialverfassung in seinem Privatgottesdienst den anglikanischen Ritus beizubehalten. Die schottischen Kommissäre machten sich ihrerseits anheischig, in erster Linie durchsetzen zu wollen, daß der König in London einen ehrenvollen Vertrag mit dem Parlamente schließe und, wofern dies nicht möglich sei, ihre heimische Regierung zu bewegen, für die Wahrung seiner Prärogative die Waffen zu ergreifen. Diese Prärogative faßten sie aber in einem ganz anderen Sinne auf, als die beiden Häuser in Westminster. Denn sie verstanden darunter das Recht der freien Verfügung über die Militia, der Ernennung zu den hohen Staatsämtern, der Verwaltung des großen Siegels und des unbedingten Veto gegen parlamentarische Beschlüsse. So war denn endlich erreicht worden, worauf die Königin so lange gedrungen hatte. Der König hatte sich mit einer Partei verständigt und in der kirchlichen Frage ein großes Zugeständniß gemacht, um dafür von seinen übrigen Machtvollkommenheiten möglichst viel zu retten. Da er der Schotten sicher zu sein glaubte, ließ er die Kommissäre des Parlamentes unverrichteter Sache abziehen. Er frug sie zuerst, ob er sich als einen Gefangenen zu betrachten habe und ob er sich ohne Gefahr nach Schottland begeben dürfe. Als sie eine ausweichende Antwort gaben, lehnte er die Annahme der „vier Bills" rundweg ab. „Seine Majestät," hieß es sehr friedfertig in dem Schreiben an den Sprecher der Lords, „ist in seinem Inneren vollkommen beruhigt. Sie hat die Pflichten eines Christen und eines Königs erfüllt und erwartet in Geduld, daß es dem allmächtigen Gotte gefallen möge, die Herzen der Mitglieder beider Häuser zu erweichen, auf daß sie Seine Majestät als ihren König anerkennen und mit dem Jammer ihrer Mitbürger Mitleid haben."

Das Parlament antwortete mit dem Abbruch aller Verhandlungen. Am 15. Januar 1648 erklärte es bei Androhung des Hochverrathes, daß niemand ohne Erlaubniß beider Häuser mit dem Könige in Unterhandlung treten solle. Cromwell und Ireton hatten diesen Antrag bei den Gemeinen lebhaft befürwortet. Das ganze Heer jubelte dem Beschlusse zu. Thomas Fairfax und der Kriegsrath erklärten, daß sie dem Parlamente „in der Sicherung des Gemeinwesens ohne und gegen den König" treu zur Seite stehen würden. Nur zwei Lords, die Grafen von Manchester und Warwick, wagten ihren Protest einzulegen. Die Bewachung des Königs wurde verschärft. Er wurde auf das Schloß von Carisbrook und dessen nächste Umgebung beschränkt und mußte einen Theil seines Gefolges entlassen. Das alte „Committee der beiden Königreiche", welches so lange eine Art von gemeinsamer Exekutive für England und Schottland gewesen war, hatte bei der veränderten Lage der Dinge keinen Sinn mehr. Die schottischen Kommissäre reisten in ihre Heimat zurück. Eine neue Exekutivgewalt für England allein wurde durch ein Committee von sieben Lords und dreizehn Gemeinen

gebildet. Cromwell war sein wichtigstes Mitglied. Er theilte auch den übrigen seine Energie mit. In London wurden Truppen stationirt, um jede Bewegung der City niederzuhalten, die alten Soldaten der royalistischen Armee aus der Hauptstadt entfernt, die ehemaligen Anhänger des Königs von den Gemeindeämtern ausgeschlossen.

Diese Strenge, mit der man gegen „Delinquenten" und „Malignanten" verfuhr, wurde sehr bald durch die Ereignisse gerechtfertigt. Kaum waren die schottischen Kommissäre in ihrer Heimat angelangt, als man Kunde von dem Vertrage erhielt, den sie mit dem Könige vereinbart hatten. Die Stände Schottlands, denen er eröffnet werden mußte, hatten sich über seine Annahme zu entscheiden. Dank dem Eifer, welchen die Partei der Hamiltons entwickelte, wurde beschlossen, vierzigtausend Mann in England einrücken zu lassen, um den König zurückzuführen. Argyle und der größte Theil der Geistlichkeit hatten vergeblich alles aufgeboten, um es nicht dahin kommen zu lassen, da der Vertrag von Wight ihnen keineswegs genügte, und da sie vor einer Bekriegung der Engländer zurückbebten. Schottland rüstete sich zu Gunsten des königlichen Gefangenen. Der zweite Bürgerkrieg nahm seinen Anfang. Denn eine allgemeine Erhebung der Kavaliere, die auf die Mißstimmung großer Volksmassen zählen durften, sollte die Invasion der Schotten unterstützen. Gleichzeitig entfalteten die royalistischen Emigranten und Flüchtlinge in Frankreich, Holland und auf den Inseln des Kanales eine fieberhafte Thätigkeit. Die Königin Henriette Maria hatte bei allem ihre Hände im Spiele. Der Prinz von Wales sollte in Schottland erscheinen, Ormond in Irland die Fahne des Königs aufpflanzen. Es fehlte allerdings an Geld, Waffen, Munition, aber man hoffte auf die Hilfe Mazarins und des Prinzen von Oranien. Man rechnete auf Mißhelligkeiten im parlamentarischen Heere, auf eine Empörung der City, auf eine günstige Haltung der Presbyterianer. Gelang es, eines der Kinder Karls I., den jungen Herzog von York, aus dem Palaste von St. James wegzustehlen und in einer Verkleidung heimlich außer Landes zu schaffen, so brauchte man auch nicht auf den Versuch einer Befreiung des Königs zu verzichten, obwohl bis dahin jede Unternehmung der Art gescheitert war.

Im Frühling 1648 brach der Sturm gegen die englischen Machthaber los. Wales, die alte Hochburg des Royalismus, rebellirte, Berwick und Carlisle im Norden wurden von königlichen Parteigängern überrumpelt, aus mehreren Grafschaften langten Petitionen an, die schleunige Wiedereinsetzung des Monarchen und Auflösung des Heeres forderten. In der Hauptstadt selbst hatte sich schon am 9. April ein blutiger Kampf zwischen Soldaten und Lehrburschen entsponnen, aus deren Reihen der Ruf „für Gott und König Karl" ertönte. Cromwell, der sich umsonst bemüht hatte, Heer und Bürgerschaft miteinander zu versöhnen, wurde auf einen anderen Schauplatz abgerufen. Er eilte nach Wales, um dort den Aufstand zu bewältigen. Fairfax blieb zurück, von wachsenden Gefahren umgeben. Mitte Mai tobte

der Aufruhr wieder in den Straßen von London. Die Truppen wurden aus der Stadt zurückgezogen, da man sie in den benachbarten Grafschaften nicht entbehren konnte, die Bürgerschaft erhielt wieder das Recht über ihre Militia zu verfügen und selbst den Kommandanten des Tower zu ernennen. In Norfolk, Suffolk, Essex, Hertford, Surrey sammelten sich Bewaffnete unter Führung angesehener Kavaliere. In Kent standen an zehntausend Mann bereit, mit fliegenden Fahnen gegen London zu marschiren. Ein harter Schlag war es, daß auch die Flotte revoltirte. Der Graf von Warwick, der wieder zu seinem alten Posten des Admirals erhoben wurde, konnte den meuterischen Geist der Matrosen nicht bändigen. Eine Anzahl von Kriegsschiffen, deren Kommando den parlamentarischen Officieren entrissen wurde, verließ die Dünen und segelte nach Holland. Die Seeleute begrüßten jubelnd im jungen Herzog von York ihren Admiral. Die Presbyterianer, die neuen Muth geschöpft und gehofft hatten, die große Bewegung in der Nation ausschließlich zu ihren eigenen Gunsten benutzen zu können, fingen an zu fürchten, daß die royalistische Sturmfluth ihnen über den Kopf wachsen werde.

Aber die Tapferkeit des independentischen Heeres machte dem zweiten Bürgerkriege ein rasches Ende. General Lambert hielt sich mit geringen Streitkräften tapfer im Norden. Cromwell trieb die Rebellenhaufen in Wales auseinander und begann die Belagerung des festen Schlosses von Pembroke. Fairfax und Ireton schlugen den Aufstand in den mittleren und östlichen Grafschaften nieder und bewahrten die Hauptstadt vor ihrem Falle. Zuerst warfen sie sich auf die Royalisten von Kent. Als diese, flüchtig, die Themse kreuzten und sich mit anderen Schaaren unter Führung des Lord Capel, Sir Charles Lucas u. a. verbanden, wurden sie verfolgt und hinter die Mauern von Colchester getrieben. Mehr als zwei Monate vergingen mit der Belagerung dieser Stadt, bis sie sich am 28. August, vollständig ausgehungert, ergeben mußte. Schon vorher waren die übrigen Anschläge der Feinde vereitelt worden. Um den Schotten ihre Aufgabe zu erleichtern, den König womöglich aus seiner Haft zu erlösen und ihm den Weg nach London frei zu machen, stellten sich der Graf von Holland, der junge Herzog von Buckingham und andere Adlige von Ansehen an die Spitze eines Reitertrupps, mit dem sie bei Kingston an der Themse erschienen. Sie erließen eine Erklärung an den Gemeinderath und das Haus der Lords, in welcher sie versicherten, für den König und das Parlament, die Religion und die Landesgesetze die Waffen ergriffen zu haben, und in der sie sich gegen den Vorwurf verwahrten, als wollten sie der Tyrannei zum Siege verhelfen. Aber ihr Trupp wurde nach kurzem Kampfe zersprengt, Holland selbst wurde gefangen. Auch die royalistische Flotte, die den Prinzen von Wales an Bord genommen hatte, konnte nichts ausrichten. Der Versuch, bei Yarmouth Truppen ans Land zu werfen, schlug fehl. Die Blokirung der Themsemündung, die Wegnahme von ein paar Handelsschiffen hatte keine weitere Folge, als die Kaufmannschaft von London aufs höchste zu erbittern. Der

Admiral Warwick nöthigte den Prinzen zur Flucht und wußte die meisten der abgefallenen Seeleute wieder zum Gehorsam zurückzuführen.

Den entscheidenden Streich aber führte Cromwell. Nachdem er die Empörer in Wales zu Paaren getrieben hatte, rückte er in Eilmärschen dem General Lambert zu Hilfe, der sich bis dahin in Yorkshire nur mühsam hatte behaupten können. Mit ihm vereinigt, wandte er sich westwärts nach Lancashire, um den Marsch der Schotten aufzuhalten. Diese hatten, gedrängt durch ihre Freunde in England, viel früher als ihre Rüstungen fertig waren, unter Führung Hamiltons die Grenze überschritten, sich mit den Royalisten des Nordens verbunden, einigen Zuwachs aus Irland erhalten und Lancashire überschwemmt. Proklamationen gingen ihnen voraus, in denen sie die Bevölkerung darüber belehrten, daß sie gekommen seien, um den König wieder auf den Thron zu setzen, England von der Tyrannei der Sektirer zu befreien, und die gottlose Toleranz zu vernichten. Es waren etwa 21,000 Mann, welche in der Nähe der Stadt Preston von den 9000 abgerissenen aber kampferprobten Soldaten Cromwells angegriffen wurden. Er trieb am 17. August die royalistische Vorhut nach einem vierstündigen Ringen zurück, hing sich der Hauptarmee, da diese ihren Marsch nichtsdestominder fortsetzen wollte, an die Fersen und brachte ihr an den beiden folgenden Tagen so schwere Verluste bei, daß alle Bande der Ordnung in ihr rissen. Hamilton suchte sich mit der Reiterei zuerst nach Wales, dann nach Schottland durchzuschlagen. Aber die Bauern erhoben sich gegen ihn, wohin er kam, die Verfolger ließen ihn nicht zu Athem kommen. Seine Leute zerstreuten sich, er selbst mußte sich ergeben.

Um seinen letzten Sieg zu vervollständigen, griff Cromwell die royalistischen Plätze der nördlichen Grafschaften an, und drang Ende September in Schottland ein. Hier war ihm die Partei Argyles, die Partei der entschiedenen Covenanters, die den Vertrag von Wight, den Kriegszug Hamiltons aufs schärfste mißbilligt hatte, bereits zuvorgekommen. Sie hatte ihre Gegner entwaffnet und die Regierungsgewalt in ihre Hände gebracht. Aber der „große Independent" wollte der Hauptstadt des Presbyterianismus seine gefürchteten Truppen zeigen. Er kam dies Mal als Freund, als Bundesgenosse Argyles. Ihm und seinen Officieren wurde im Schlosse von Edinburg ein glänzendes Bankett gegeben. Sein Werk war noch nicht völlig gethan. Mehrere Wochen lang fesselte ihn die Belagerung des starken Kastelles von Pontrefact, der letzten Zufluchtsstätte des Royalismus im nördlichen England. Erst mit dem Falle dieser Burg wurde der zweite Bürgerkrieg vollkommen beendigt.

Das independentische Heer hatte gesiegt. Aber während es im Felde gestanden hatte, war alles, wofür es soviel Ströme von Blut vergoß, in Frage gestellt worden. Nach den heftigsten Erklärungen gegen den König, dessen Regierung noch jüngst als ein fortgesetzter Wortbruch bezeichnet worden war, hatte das Parlament im Frühjahre 1648 plötzlich wieder eingelenkt.

Die Independenten verloren die Zügel, die Presbyterianer, durch viele wieder auftauchende Mitglieder verstärkt, geboten über die Majorität. Sie hofften unter den Wirren des Krieges mit Karl zu einem günstigen Abkommen zu gelangen. Man setzte fest, daß die Verfassung des Reiches für alle Zeiten aus König, Lords und Gemeinen bestehen solle, hob das frühere Votum, welches den Abbruch der Verhandlungen bezweckt hatte, thatsächlich wieder auf und beschloß, da das Oberhaus sich auf nichts anderes einlassen wollte, ohne Rücksicht auf irgend welche Präliminarbedingung einen Vertrag mit dem Könige zu vereinbaren. Die früher ausgestoßenen Mitglieder wurden eingeladen, ihre Sitze wieder einzunehmen, Denzil Holles erschien aufs neue als streitbarer Vorkämpfer des Presbyterianismus, den ehemals verfolgten städtischen Beamten wurde die Strafe erlassen. Wie vor dem Einrücken des Heeres in London im Sommer 1647, so arbeiteten City und Parlament auch damals in einem Sinne. Nur daß in der gegenwärtigen Krisis, da das Heer sich mit Schotten und Kavalieren herumzuschlagen hatte, viel weniger Widerstand vom Independentismus zu fürchten war. So konnte auch schon im Mai eine parlamentarische Verordnung „zur Vermeidung des Wachsthums und der Ausbreitung von Ketzerei und Blasphemie" allen „Sektirern" die schwersten Strafen androhen. Wer behauptete, „daß der Mensch nicht mehr glauben dürfe, als er kraft seiner Vernunft begreife", wer die Ansicht äußerte, es gebe ein Fegefeuer oder die Presbyterialverfassung sei unchristlich, war fürs Gefängniß reif. Wer das Dasein und die Allmacht Gottes, die Gottheit und Himmelfahrt Christi, die Auferstehung und das jüngste Gericht leugnete, wurde dem Henker überliefert. Eine Petition der städtischen Behörden legte den Mitgliedern des Parlamentes die schonungslose Verfolgung der Ketzerei ausdrücklich ans Herz. Gegen den Ketzerfreund Cromwell erhob einer seiner früheren Officiere bei den Lords eine Anklage wegen Hochverrathes.

Die wichtigste Frage war und blieb, ob man den König würde bewegen können, sich auf die Vorschläge einzulassen, die das Parlament ihm vorlegte. Es waren dieselben, die ihm in Hamptoncourt zugekommen waren. Kommissäre des Parlamentes, darunter die Grafen von Northumberland und Pembroke, der Viscount Saye und Sele, Holles, Vane, reisten im September, begleitet von einigen Mitgliedern der Synode, nach der Insel Wight ab. Das Städtchen Newport wurde zum Sitze der Unterhandlungen ausersehen. Man erlaubte dem Könige, gegen das Versprechen, keinen Versuch der Flucht machen zu wollen, mit einer Anzahl von geistlichen und weltlichen Berathern sich dorthin zu begeben. In feierlicher Weise wurden die Verhandlungen geführt. Der König saß unter einem Baldachin am Ende eines Tisches, seine Rathgeber umgaben seinen Staatssessel, in angemessener Entfernung saßen die Kommissäre des Parlamentes. Holles und seine Gesinnungsgenossen hatten gehofft, Karl werde den Vertrag ohne weiteres annehmen. Er aber erhob Einwendungen auf Einwendungen. Mit großer Geschicklichkeit hielt er die Bevollmächtigten des Parlamentes hin. Namentlich in der Frage der

Kirchenverfassung vertheidigte er zähe seinen alten Standpunkt, bis er sich dazu herbeiließ, in eine vorläufige Veräußerung der Kirchengüter und Einführung der Presbyterialverfassung auf drei Jahre zu willigen. Indem er seine Antworten schriftlich aufsetzte und die Kommissäre nöthigte, sich immer neue Verhaltungsmaßregeln von beiden Häusern zu erbitten, verschleppte er zur lebhaften Genugthuung der Independenten eine Woche nach der anderen, blind gegen das Unheil, das er gegen sich heraufbeschworen, noch immer in Hoffnungen auf die Wiederkehr besserer Zeiten eingewiegt. Was ließ sich nicht von der Thätigkeit der Königin, des Prinzen von Wales erwarten, von Ormond, der glücklich in Irland gelandet war, von der Bürgerschaft Londons, die seine Rückkehr so häufig gefordert hatte! Wie in früheren wichtigen Momenten, so beherrschte ihn auch damals die fatalistische Ansicht, irgend ein außerordentliches Ereigniß müsse ihn retten. Die Zugeständnisse, die er machte, und sie waren sehr bedeutend, hatten daher nicht den mindesten wirklichen Werth. Denselben Tag, an dem er sich dazu bereit erklärt hatte, die Militia auf zwanzig Jahre dem Parlamente zu überlassen, schrieb er an einen Vertrauten: „Um offen mit Euch zu reden, das große Zugeständniß, das ich heute gemacht habe, sollte nur meine Flucht erleichtern". „Gehorchet nur den Befehlen meines Weibes, aber nicht den meinigen," ließ er Ormond wissen, „und hört Ihr, daß der Vertrag dem Abschluß nahe ist, so glaubt nicht daran, sondern setzt Eure Unternehmungen nur fort. Ertheilt auch allen Euren Freunden diesen Befehl, aber heimlich."

Die Presbyterianer im Parlamente waren außer sich über die Zögerungen des Monarchen. Sie verlängerten mehr als einmal den Termin, der dem Verweilen ihrer Kommissäre in Newport gesetzt war, und fanden zuletzt doch, daß sie vom Könige nicht das Gewünschte erlangt hätten. Inzwischen aber waren furchtbare Gegner wider sie in die Schranken getreten. Die Independenten rührten sich und bebten vor den äußersten Folgerungen ihrer politischen und religiösen Grundsätze nicht mehr zurück. Am 11. September wurde dem Hause der Gemeinen eine lange Petition von „tausenden von Gutgesinnten" überreicht, als deren Verfasser Henry Marten galt, die aber von Lilburne herrührte. „Denkt an das unschuldige Blut," riefen die Petenten den Gemeinen zu, „das im Namen des Königs vergossen ist, denkt an den Ruin friedlicher Unterthanen, der im Auftrage des Königs erfolgt ist. Erwägt, ob der Zorn Gottes durch eine bloße Amnestieakte besänftigt werden kann." Sie erklärten das Haus der Gemeinen für „die höchste Gewalt des Volkes" ohne Rücksicht auf König und Lords, forderten jährliche Erneuerung der Volksvertretung, Abschaffung von Accise und Zehnten, Unabhängigkeit der religiösen Angelegenheiten und des Kultus von irgend welcher Staatsmacht, Aufhebung der Ketzeredikte, Bestrafung der Urheber des Bürgerkrieges. Das siegreiche Heer unterstützte diese Begehren. Alle die alten Mißhelligkeiten zwischen Officieren und Soldaten waren geschwunden. Die Führer ließen dem revolutionären Geiste der aufgeregten Truppen die Zügel schießen.

Cromwell, von jedem wichtigen Vorgange sofort unterrichtet, erst nachdem er sein Werk im Norden gethan hatte, wieder mitten unter seinen Freunden, war auch aus der Ferne die treibende Kraft gewesen. „Ich bitte euch," hatte er schon nach den Kämpfen bei Preston an den Sprecher der Gemeinen geschrieben, „haßt das Volk Gottes nicht. Es ist der Apfel seines Auges, selbst Könige sollen um seinetwillen verworfen werden." Er dachte nicht mehr daran, eine Verständigung mit diesem Karl zu suchen, der sein Wort ebenso oft gebrochen wie gegeben hatte.

Seine Regimenter wie diejenigen der Armee von Fairfax, die in der Nähe der Hauptstadt einquartiert waren, forderten ungestüm Sühne für die letzten Ereignisse. Das Regiment Iretons verlangte, „daß das gleiche Verbrechen die gleiche Strafe nach sich ziehe, gegen den König wie gegen den niedrigsten Bürger". Das Regiment Ingoldsbys sprach sich gegen einen Vertrag mit Karl aus, über den Gericht gehalten werden müsse. Die milde Behandlung Hamiltons und der übrigen gefangenen „Delinquenten" empörte die Herzen der Soldaten.

Die Meinung wurde laut, daß das Heer nöthigenfalls selbst die Strafe an den Schuldigen vollstrecken müsse, und Fairfax, so wenig ihm diese stürmische Bewegung zusagte, fühlte sich außer Stande, sie zu hemmen. Unter seinem Vorsitz wurde im Hauptquartiere zu St. Albans ein „großer Rath" der Officiere gehalten, der dem Unterhause am 16. November eine gewichtige „Remonstranz" überreichen ließ. Vermuthlich von Iretons geschickter Feder abgefaßt, war das Aktenstück ein Appell des Heeres ans Volk, dem noch einmal vor Augen geführt werden sollte, was es vom Könige zu halten habe, und was die Soldaten vom Parlamente erwarteten. Auflösung des gegenwärtigen Parlamentes in angemessener Zeit, Reform des Wahlrechtes, Begrenzung der Sessionen, Uebertragung der höchsten Macht im Staate auf die „Vertreter des Volkes", Abschaffung der Erbmonarchie: darin wurden die rein politischen Wünsche der Petenten zusammengefaßt. Ihre religiöse Gesinnung verbot ihnen selbstverständlich, die Macht der „Vertreter des Volkes" auch auf die Gewissens- und Kultusfreiheit des einzelnen Bürgers ausdehnen zu wollen. Vor allem aber bestanden sie auf Bestrafung derjenigen, die den zweiten Bürgerkrieg hervorgerufen hätten, und in erster Linie des Gefangenen auf der Insel Wight. „Wir fordern," sagten sie, „daß der erste und große Urheber der Wirren, der König, in dessen Auftrag, um dessentwillen, in dessen Interesse alle unsere bürgerlichen Kämpfe mit ihrem Jammer begonnen worden sind, schleunigst vor Gericht gestellt werde wegen des Hochverrathes, des Blutvergießens und des Unglückes, an dem er Schuld ist."

Wollte man dieses Aeußerste durchsetzen, so mußte man sich vor allem der Person des Königs versichern. Die Bedenklichkeiten seines Wächters Hammond waren bekannt. Es ließ sich erwarten, daß er mit seinem Leben für die Sicherheit des Königs einstehen würde. Er empfing daher, ohne Wissen des Parlamentes, Befehl aus dem Hauptquartiere, sich unverzüglich

dort einzustellen. Nach einigem Zögern leistete er Folge. Ein paar Officiere langten in der Stille auf der Insel an und übernahmen das Kommando der Truppen. Noch befand sich der König arglos in Newport. Erst am Abend des 30. November erwachte bei seinen Freunden Verdacht. In der Nacht wurde sein Haus umstellt, vor seiner Kammerthüre marschirten Wachen mit brennender Lunte auf und ab. Gegen Morgen wurde er geweckt und bedeutet, daß er den Ort verlassen müsse. Eine kleine militärische Eskorte brachte ihn an die Küste. Den folgenden Tag wurde er in einem Boote nach Hampshire in das einsame Felsenschloß Hurst verbracht.

Das Heer war durch eine That der Gewalt dem Parlamente zuvorgekommen. Die Soldaten hatten gehandelt, während die presbyterianische Majorität in Westminster nur mit Worten kämpfen konnte. Sie hatte nach heftigen Debatten die „Remonstranz" der Armee mehrmals von der Tagesordnung abgesetzt. Sie hatte sich auch durch ein neues Manifest des Kriegsrathes vom 29. November nicht einschüchtern lassen, obwohl in diesem gesagt war, das Heer werde gegen London heranziehen, „um dort der Vorsehung zu folgen, je nachdem Gott den Weg erleuchte". Selbst als diese Drohung ausgeführt wurde, als die Regimenter gegen entschiedenes Verbot einrückten, Fairfax sein Hauptquartier in unmittelbarer Nähe der beiden Häuser aufschlug, selbst da noch blieben die presbyterianischen Mitglieder fest. Sie protestirten gegen die eigenmächtige Wegführung des Königs. Sie brachten den Vertrag von Newport, unbefriedigend wie er war, zur Verhandlung, und die Gemeinen erklärten der independentischen Minorität zum Trotz nach einer mehrstündigen Rede von Prynne am Morgen des 5. December, „daß die Antwort des Königs auf die Anträge beider Häuser eine genügende Grundlage bilde, um daraufhin weiter über den Frieden des Reiches zu verhandeln". Noch denselben Tag gaben die Lords, nur fünfzehn an Zahl, ihre Zustimmung.

Die Sache des Independentismus schien verloren zu sein, wenn man nicht einen neuen Gewaltakt unternahm. Einige der independentischen Mitglieder des Parlaments verständigten sich darüber mit den Officieren. Als die Gemeinen sich am 6. December in die St. Stephans-Kapelle begeben wollten, fanden sie die städtischen Wachen nicht mehr vor. Das Kavallerieregiment des Obersten Rich und das Infanterieregiment des Obersten Pride hatten ihre Stelle eingenommen. Die Vorhalle, die Treppen, die Thüren waren besetzt, Oberst Pride selbst stand am Eingange mit einer Liste in der Hand, auf der die presbyterianischen Mitglieder verzeichnet waren, deren Fernhaltung beabsichtigt wurde. Nicht um fünf handelte es sich wie einst bei dem Versuche des Königs, sondern um eine ganze Partei. Ihrer einundvierzig wurden vorläufig in Haft genommen, wer Widerstand leistete, wie Prynne, setzte sich thätlicher Mißhandlung aus. Einigen, auf die man es abgesehen hatte, war es doch gelungen, in den Sitzungssaal einzudringen, sie schlugen Lärm, das Haus forderte seine Mitglieder zurück. Aber die be-

waffnete Macht, weit entfernt davon, ihren brutalen Eingriff zu beschönigen, suchte ihn vielmehr als rechtsgiltig bestätigen zu lassen. Unter dem bescheidenen Titel „Vorschläge und Wünsche Seiner Excellenz des Lord Fairfax und des Rathes der Officiere" wurde dem Hause ein Aktenstück vorgelegt, welches die Mahnung enthielt, der ehemaligen Ausstoßung der elf wieder zugelassenen Mitglieder eingedenk zu sein und sie vor Gericht zu stellen, einige neunzig ihrer Kollegen, welche die Invasion der Schotten gebilligt hätten, von den Sitzungen auszuschließen, sich auf keinen Vertrag mit dem Könige einzulassen, sondern die jüngst erhobenen Forderungen des Heeres zu erfüllen. Den folgenden Tag, an welchem Cromwell seinen Sitz im Unterhause wieder einnahm, wurde das Werk fortgesetzt, welches der rohe Volkswitz die „Purganz Prides" benannte. Das Parlament wurde in der That durch die Soldaten so kräftig purgirt, daß es den Spottnamen des „Rump(Hintertheil)-Parlamentes" vollkommen verdiente. Im Unterhause fand sich nur noch ein halbes hundert von Mitgliedern zusammen, die zu den entschiedenen Independenten und Freunden der Armee gehörten. Von den Lords wagte kaum ein halbes dutzend sich blicken zu lassen. Das war unter dem Drucke der Ereignisse aus einer Versammlung geworden, für deren Vorherrschaft Pym und Hampden gekämpft hatten.

Unaufhaltsam schritt nun die siegreiche Partei auf der betretenen Bahn weiter. Der geduldete Rest der Gemeinen widerrief alle die früheren Vota, die sich auf den Abschluß eines Vertrages mit dem König bezogen hatten. Ein Protest der ausgeschlossenen Mitglieder gegen die ihnen angethane Gewalt wurde, unter Zustimmung der wenigen Peers, als „skandalös und aufrührerisch" zurückgewiesen. Am 22. December, einem Fasttage, predigte der fanatische Feldkaplan Hugh Peters in Westminster vor einem kleinen Häuflein von Parlamentsmitgliedern und beschwor sie, den großen Barabas, den das thörichte Volk losgesprochen wissen wolle, dem Richter zu überliefern. Am dreiundzwanzigsten wurde ein Committee niedergesetzt, um zu berathen, wie man gerichtlich gegen den König und andere Kapitalverbrecher verfahren solle. Denselben Tag wurde Karl durch den Major Harrison nach Windsor verbracht. Noch war er ohne Ahnung von dem, was ihm bevorstand. Er fühlte sich wohl in den gewohnten Räumen und erfreute sich am Anblick der Themse, deren Wellen durch die Winterlandschaft London zueilten. Dort entschied sich während dessen sein Schicksal. Auf Grund der Berathungen jenes Committees beschlossen die Gemeinen am 1. Januar 1649, daß es nach den Grundgesetzen des Reiches als Hochverrath anzusehen sei, wenn der König gegen das Parlament und das Reich Krieg beginne, daß „Karl Stuart, der gegenwärtige König," sich dieses Verbrechens schuldig gemacht habe, und daß ein außerordentliches Tribunal ihn aburtheilen solle. Die Liste der Richter umfaßte etwa hundertundfunfzig Namen: Mitglieder beider Häuser, Juristen, Officiere, Aldermen.

Zwölf Lords hatten sich bei diesem Anlaß zusammengefunden. Sie legten entschiedenen Protest gegen diese Beschlüsse ein. Der Graf von Denbigh rief aus, lieber wolle er sich in Stücke reißen lassen, als an solcher

Schandthat Antheil nehmen. Das Unterhaus ging über diesen Protest hinweg. Getreu der Theorie, die im Heere ausgesprochen worden war, erklärte es am 4. Januar: der Ursprung aller Gewalt unter Gott liege im Volke; den im Parlament versammelten Gemeinen, als den Erwählten und Vertretern des Volkes, stehe die höchste Gewalt in der Nation zu; was von den Gemeinen als Gesetz erklärt werde, sei als Gesetz zu achten, auch ohne Zustimmung des Königs oder der Peers. Eine Körperschaft, die nach allem, was vorangegangen war, als ein Hohn auf den Begriff einer Volksvertretung betrachtet werden mußte, erhob den Anspruch, in sich die Souveränetät des Volkes darzustellen. Die Lords machten noch einen schwachen Versuch, wieder Einfluß zu gewinnen und das Aeußerste abzuwenden. Sie erklärten sich bereit, eine Verordnung zu berathen, der zufolge ein Monarch, welcher in Zukunft gegen Parlament und Königreich Krieg führe, des Hochverrathes für schuldig erachtet werden sollte. Aber es war zu spät. Ohne sich weiter um den Schatten des alten Oberhauses zu kümmern, beschlossen die Gemeinen, daß ein neues Reichssiegel angefertigt werde mit der Inschrift: „Im ersten Jahre der durch die Gnade Gottes wiederhergestellten Freiheit".



John Bradshaw.
Nach dem Stiche von S. Freeman. Originalzeichnung.

Inzwischen war der außerordentliche Gerichtshof zusammengetreten. Nur dreiundfünfzig der Ernannten waren das erste Mal erschienen, welche John Bradshaw zum Präsidenten wählten. Bradshaw war ein angesehener Jurist, schon bejahrt, ein entschiedener Gegner der Monarchie, ein Mann von fleckenlosem Rufe, dessen Charakterfestigkeit jedermann zugestehen mußte. Nach

einigen vorbereitenden Sitzungen versammelte sich das Tribunal in derselben Halle von Westminster die den Proceß Straffords gesehen hatte. In der Halle, auf den Gallerieen drängte sich die Volksmasse. Soldaten hielten die Ordnung aufrecht. Schwert und Scepter lagen auf einem Tische vor dem Stuhle des Präsidenten. Die Richter umgaben ihn: Cromwell, Ireton, Lilburne, Pride, Marten unter ihnen. Fairfax gehörte zu denen, welche nicht erschienen waren. Als sein Name aufgerufen wurde, legte seine Gemahlin, die auf einer der Gallerieen saß, lauten Protest ein. Der König war schon den Tag vorher unter militärischer Bedeckung in London angelangt. Er wurde vom Oberst Hacker und einer Schaar von Hellebardieren in die Halle geführt und zu einem Sammetsessel gegenüber den Schranken geleitet. Von den Richtern entblößte keiner sein Haupt. Auch er behielt den Hut auf. Er warf einen langen, prüfenden Blick auf diese strengen, zum Theil ihm so wohlbekannten Gesichter und hörte der Verlesung der Anklageakte nicht ohne Unterbrechungen und ironisches Lächeln zu. Statt sich auf eine Erwiderung einzulassen, frug er, in wessen Namen er vor diese Schranken verbracht worden sei. Bradshaw antwortete: „Im Namen der Gemeinen von England". Ein Wortgefecht zwischen beiden entspann sich, da der König sich weigerte, die Zuständigkeit eines solchen Tribunales anzuerkennen, Bradshaw ihm untersagte, sie zu bestreiten. Er ließ den Gefangenen abführen und vertagte die Sitzung. Als der Monarch sich erhob, zeigte er auf das Schwert mit den Worten: „Ich habe keine Furcht davor". Als er die Halle verließ, riefen einige Stimmen aus dem Volkshaufen: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!" aber lauter erscholl der Gegenruf: „Gott rette den König!"

In der nächsten öffentlichen Sitzung des Gerichtes wiederholten sich die Scenen des ersten Males. Der König leugnete die Kompetenz des Tribunales, der Präsident verbot ihm, diese Frage zu berühren und wollte nur eine Beantwortung der Anklage zulassen. Im Volke und unter den Soldaten wuchs inzwischen die Aufregung. In zahlreichen Flugschriften wurde die große Angelegenheit des Tages behandelt. Die presbyterianische Geistlichkeit erhob namens der Religion energischen Widerspruch gegen das, was bereits geschehen war, und gegen das, was bevorstand. Der Prinz von Wales hatte sich mit einem Briefe an Fairfax, die Königin durch französische Vermittelung an das Unterhaus gewandt. Kommissäre von Schottland protestirten gegen die Vergewaltigung königlicher Majestät, die auch ihrem Vaterlande angehöre. Eine außerordentliche Gesandtschaft der Generalstaaten machte sich auf den Weg, um den Verwandten des oranischen Hauses zu retten. Aber alles war vergeblich. Der Gerichtshof hielt mehrere Privatsitzungen, verhörte Zeugen, nahm Kenntniß von mehreren urkundlichen Beweisstücken und fällte das Urtheil, „daß Karl Stuart, als ein Tyrann, Verräther, Mörder und Feind des Gemeinwesens durch Enthauptung vom Leben zum Tode gebracht werde". Am 27. December wurde der König wieder in die Halle von Westminster geführt, um den Spruch zu vernehmen. Er verlangte vor der Ver-

kündigung des Urtheils noch zu beiden Häusern des Parlamentes sprechen zu dürfen, da er ihnen Wichtiges mitzutheilen habe. Die Richter zogen sich zurück, um dies Verlangen in Erwägung zu ziehen, fanden sich aber nicht bewogen, es zu erfüllen. Nach einer längeren Ansprache Bradshaws wurde unter tiefem Schweigen der Menge die Sentenz verlesen. Eine letzte leidenschaftliche Scene spielte sich ab, als der König nochmals das Wort verlangte und Bradshaw ihm erklärte, daß er nach Verkündigung des Urtheils schweigen müsse. „Man erlaubt mir nicht zu sprechen," rief der König aus, „welche Gerechtigkeit werden erst andere zu erwarten haben." Die Wachen führten ihn ab, Verwünschungen und Mitleidsrufe, sich widerstreitend, folgten ihm aus den Reihen der Soldaten und aus der Masse des Volkes.

Es wurden ihm noch zwei Tage gegönnt, die er im Palaste von St. James verbrachte. Die Zeit verging größtentheils in religiösen Unterredungen mit Juxon, dem Bischof von London. Am 29. Januar ließ man die beiden Königskinder, die sich in England befanden, die dreizehnjährige Prinzessin Elisabeth und den kleinen Herzog von Glocester, zu ihrem Vater, damit er Abschied von ihnen nehmen könne. Den folgenden Morgen eskortirte ihn ein Trupp von Hellebardieren durch den Park von St. James bis nach Whitehall. Auf beiden Seiten drängte sich eine wogende Menschenmasse. Sie umgab auch, zurückgehalten durch Compagnieen der bewaffneten Macht, das schwarzbehangene Schafott, welches vor der Bankethalle des Schlosses errichtet war.

Karl wurde aus einem ausgebrochenen Fenster dieses Gebäudes auf den Richtplatz geführt. Er zeigte keine Unruhe. Mit fester Stimme hielt er eine Anrede an die Umstehenden, einen Zettel in der Hand, auf dem er sich den Inhalt notirt hatte. Er betheuerte seine Unschuld und schob die Verantwortlichkeit für all' das vergossene Blut denen zu, die ihm die Verfügung über die Militia hätten entreißen wollen. Der Schatten Straffords schwebte ihm vor, indem er sagte: ein ungerechtes Urtheil, das er einst zugelassen habe, werde nun durch ein anderes, wider ihn ergangenes bestraft. Aber er fügte hinzu, daß er seinen Feinden verzeihe, daß er wünsche, sie möchten dem Reiche Frieden geben. Der Aufforderung des Bischofs Juxon gemäß bezeugte er nochmals vor allem Volke, daß er im Glauben der anglikanischen Kirche sterbe, wie er ihn von seinem Vater überkommen habe. Er kniete vor dem Blocke hin, beugte sich nieder und gab mit ausgestreckter Hand das Zeichen. „Seht den Kopf eines Verräthers!" rief der verlarvte Henker, indem er das abgeschlagene Haupt emporhob und dem Volke zeigte. Ein dumpfer, lange nachhallender Aufschrei gab ihm Antwort.

In späterer Zeit lief die Erzählung um, daß Cromwell die Leiche im Sarge habe sehen wollen. Er habe gesagt: „Das war ein gesunder Körper, der ein langes Leben versprach." Der Sarg wurde in die Kapelle von Windsor verbracht und neben demjenigen Heinrichs VIII. beigesetzt. Ein und dieselbe Gruft umschloß die Gebeine des Vaters Elisabeths und des Enkels Maria Stuarts.

Drittes Buch.

Vom Sturze des Königthums bis zum Beginne des Protektorates.

Erstes Kapitel.

Errichtung der Republik. Krieg gegen Irländer und Schotten.

Als das lange Parlament zusammentrat, hatte niemand daran gedacht, das Königthum stürzen zu wollen. Auch beim Beginne des Bürgerkrieges lag dieser Gedanke den Führern der Opposition völlig fern. Er bildete sich im Verlaufe des Kampfes, gewann feurige Anhänger und trat dem alten Rechtszustand anspruchsvoll gegenüber, aber nicht so sehr im Berathungssaale von Westminster wie im Lager des neugebildeten Heeres. Die Soldaten, tapfere Kinder des Volkes, die in so vielen Kämpfen ihr Blut vergossen hatten und, nachdem der Friede gesichert zu sein schien, nochmals zu den Waffen hatten greifen müssen, sahen das einzige Heil für die Zukunft in einer radikalen Aenderung der Staatsform. Sie hielten eine solche für berechtigt, da sie den Ursprung der bürgerlichen Gewalt auf einen lösbaren Vertrag zurückführten. Niemals zuvor war in der neueren Geschichte die Lehre von der Volkssouveränität mit solcher Wucht aufgetreten wie hier. Niemals zuvor hatte sie so viel Unterstützung durch eine enthusiastisch-religiöse Gesinnung gefunden. Es war auch sehr natürlich, daß gerade die Independenten sich für sie begeisterten. Je menschlicher sie sich den Ursprung der Obrigkeit dachten, desto gewisser konnten sie ihr das Recht absprechen, sich in die religiösen Verhältnisse der Unterthanen einzumischen. Man findet daher bei Roger Williams, dem Schöpfer von Rhode-Island, der zuerst die Trennung von Kirche und Staat praktisch durchführte, auch die Lehre von der Volkssouveränität am schärfsten entwickelt. „Der Ursprung der bürgerlichen Gewalt," sagt er, „liegt im Volke, welches sich diejenige Regierungsform geben kann, die seinen staatlichen Bedürfnissen am besten entspricht." Er vergleicht die „Gewalt aller wahren Obrigkeit" mit derjenigen eines „Parlaments-Committee, dessen Handlungsfähigkeit durch die Ermächtigung des Hauses bestimmt wird", die obrigkeitlichen Personen selbst mit „bloßen Agenten, gleichsam Augen und Händen, die dem Wohle der Gesammtheit dienen sollen".

Wenn solche Ansichten von den independentischen Soldaten getheilt wurden, so war es klar, daß sie sich mit dem Erreichten nicht begnügen konnten. Sie selber hatten dem Parlamente Gewalt angethan, um eine Verurtheilung des Königs zu erzwingen. Es war ein Nothbehelf des Augenblickes gewesen. Aber sie konnten in jenem „Rump" auf die Dauer unmöglich die „Agenten" des Volkes erkennen. Eine Petition des „Rathes der Officiere unter Fair-

fax' Kommando" hatte denn auch, früherer Aeußerungen gemäß, noch während der Proceß gegen den König geführt wurde, die Auflösung des Parlamentes gefordert. Sie hatte außerdem die Grundlinien einer tiefgreifenden Reformbill vorgezeichnet, welche durch gleichmäßige und ausgedehnte Ertheilung des Wahlrechtes wie durch eine ganz neue Abgrenzung der Wahlbezirke eine wahre Repräsentation des Volkes schaffen sollte. Um ein solches Programm auszuführen, dazu bedurfte man ruhigerer Zeiten. Damals, während das ganze Gemeinwesen in seinen Grundfesten erbebte, schien das Wichtigste zu sein, eine Neuordnung der Exekutive so rasch wie möglich an die Hand zu nehmen. Die Officiere gaben sich denn auch damit zufrieden, daß ihre Vorschläge zunächst mit Dank bei Seite gelegt wurden und thaten das ihrige, die neue Ordnung der Dinge zu befestigen.

Ein Haus der Lords konnte, selbst in seinen traurigen Ueberresten, mit den zur Macht gelangten politischen Begriffen nicht länger bestehen. Nicht als ob die republikanische Staatsform an sich das System von zwei Kammern ausgeschlossen hätte. Aber da es sich in England nicht um einen Bundesstaat handelte, da man von der Idee weit entfernt war, neben der Vertretung der Allgemeinheit eine Vertretung der provinziellen oder kommunalen Interessen zuzulassen, so waren die Wünsche der am weitesten fortgerissenen Revolutionäre auf Herstellung einer einzigen gewählten höchsten Körperschaft gegangen, von deren Allmacht nur gewisse Gebiete, vor allem, von bestimmten Ausnahmen abgesehen, das religiöse, geschützt sein sollten. Ein paar der alten Lords suchten noch nach der Hinrichtung des Königs das kümmerliche Dasein ihres Hauses fortzusetzen. Sie versammelten sich, um mit den Gemeinen „eine neue Einrichtung der Regierung" in Erwägung zu ziehen. Vermuthlich hatten sie die Absicht, dem Prinzen von Wales, wennschon erst nach Annahme gewisser Bedingungen, zum Throne zu verhelfen. Allein die Gemeinen beschlossen am 6. Februar mit vierundvierzig gegen neunundzwanzig Stimmen, „daß das Haus der Peers nutzlos und gefährlich sei und abgeschafft werden solle". Den nächsten Tag folgte die Erklärung, daß „erfahrungsgemäß das Amt des Königs in diesem Reiche, die monarchische Gewalt eines Einzelnen unnöthig, lästig, der Freiheit, Sicherheit und dem Interesse des Volkes gefährlich sei und daher abgeschafft werden solle, und daß eine darauf bezügliche Akte eingebracht werde". Die Proklamation eines neuen Königs wurde unter Strafe des Hochverrathes gestellt. In allen äußeren Formen, in allen gerichtlichen Urkunden trat die republikanische Bezeichnung an Stelle der monarchischen. Das ehemalige große Siegel wurde zerbrochen, und das neue dem bekannten geschmeidigen Rechtsgelehrten Bulstrode Whitelocke anvertraut, der alles beweisen konnte was er wollte, und sich immer von der Strömung, die ihm die herrschende zu sein schien, treiben ließ. Sein Beispiel wirkte auf viele seiner Standesgenossen, sodaß keine Unterbrechung der Rechtspflege eintrat. Einige Zeit nachher wurden alle Wappen und alle öffentlichen Denkzeichen des Königs entfernt, der Kronschatz, die Schlösser und

die sonstigen Besitzungen der königlichen Familie für Eigenthum der Nation erklärt. Ein großer Theil der kostbaren Sammlungen, die Karl I. angelegt hatte, wurde verkauft, und seine fürstlichen Vettern auf dem Festlande benutzten die gute Gelegenheit, für billiges Geld werthvolle Kunstsachen zu erwerben.

Indem man nun aber daran ging, die Exekutive neu einzurichten, bot sich als die natürlichste Auskunft, ihre ganze Macht einer Körperschaft zu übertragen, welche von dem verstümmelten Parlamente ernannt und mit Anweisungen versehen wurde. Es war der Staatsrath, die wichtigste jener Kollegialbehörden, jener gefürchteten Committees, die sich beim Zusammenbruche der alten Staatsmaschinerie der ganzen Verwaltung bemächtigten. Es gab ein Committee für die Sequestration von Delinquentengütern, für die Empfangnahme von royalistischen Bußgeldern, für den Verkauf von Kronländereien, für Heerwesen, Flotte, Münze und so viele andere, aber im Mittelpunkte des Gemeinwesens stand, als das höchste, der Staatsrath, dessen noch vorhandene Protokolle das beste Bild von den Schwierigkeiten gewähren, mit denen die Führer der Republik zu kämpfen hatten und von der Energie, die sie zu ihrer Besiegung anwandten.[1]) Die Befugnisse des Staatsrathes, allerdings gegenüber denen des Parlamentes nicht scharf abgegrenzt, waren sehr umfassende. Er sollte über Erhaltung der Ruhe im Innern wachen, die Beziehungen zum Auslande pflegen, die Interessen des Handels wahrnehmen, über die Land- und Seemacht verfügen, die öffentlichen Einkünfte verwalten, Verhaftungen Widerstrebender vornehmen, Ablegung von Zeugniß erzwingen dürfen. Es war eine Summe von Machtvollkommenheiten militärischer, diplomatischer, polizeilicher, gerichtlicher Art, größer als Karl I. sie jemals besessen hatte, einundvierzig Männern je auf ein Jahr anvertraut, nach dessen Ablauf eine Neuwahl stattfinden sollte.

Die Liste der einundvierzig enthielt neben einer Reihe von „Regiciden", wie die Royalisten alle diejenigen nannten, die sich am Processe des Königs betheiligt hatten, auch viele andere, die damals nicht hervorgetreten waren: berühmte Soldaten wie Fairfax, Cromwell, Skippon, Ludlow, hervorragende Parlamentarier wie Vane, Marten, Häselrig, angesehene Juristen wie Bradshaw, Oliver St. John, Rolle, Whitelocke, auch einige Männer des hohen Adels, die Grafen von Denbigh, Pembroke, Salisbury, die Lords Grey von Wark und von Groby, die als entschiedene Anhänger des neuen Zustandes der Dinge gelten konnten u. a. m. Allein die Scheu vor einer Zustimmung

1) Diese Protokolle bilden die Grundlage des Werkes von Andrew Bisset, history of the commonwealth of England from the death of Charles I. to the expulsion of the long parliament by Cromwell. 2. Vols. 1867. Neuerdings sind sie systematisch und vortrefflich herausgegeben in dem Calendar of State Papers, domestic series 1649 seq. (erster Band 1875) ed. by Mary Anne Everett Green. Derselben gelehrten Dame verdankt man die Lives of the Princesses of England und die Herausgabe des Calendar of S. P. domestic series aus der Zeit Jakobs I.

zu den Gewaltakten der letzten Wochen war so groß, daß eine ganze Anzahl der erwählten Mitglieder sich weigerte, den vorgeschriebenen Eid zu leisten, der eine Billigung der Hinrichtung des Königs, der Abschaffung von Monarchie und Oberhaus enthalten sollte. Auch Henry Vane, nächst Cromwell die größte geistige Kraft der Regierungsbehörde, war nicht dahin zu bringen. Er hatte sich, als die „Purganz Prides" erfolgte, unmuthig auf sein Landgut zurückgezogen und trat erst nach der Hinrichtung des Königs wieder auf den öffentlichen Schauplatz. Wie andere, so sträubte er sich gleichfalls entschieden dagegen, dem Geschehenen den Stempel seiner Zustimmung aufzudrücken. Eine neue Eidesformel mußte aufgesetzt werden, in der nur Treue für die Zukunft angelobt, nicht aber Bestätigung des Vergangenen erklärt wurde.

Wenn sich solche Bedenklichkeiten unter den Republikanern selbst geltend machten, so war es nicht zu verwundern, daß die große Masse des Volkes, der die Republik mit Gewalt aufgedrungen worden war, der neuen Obrigkeit kühl, wenn nicht gar feindselig gegenüberstand. Presbyterianer und Kavaliere waren durch die gleiche Niederlage zu Verbündeten geworden. Wer sich sein altes Common Prayer Book nicht entreißen lassen wollte, und wer den Covenant für eine heilige Urkunde hielt, mußte die Machthaber des Tages ingrimmig hassen, die den König aufs Schafott gebracht und auf kirchlichem wie auf politischem Gebiete ihre radikalen Theorieen zu verwirklichen drohten. Im Westen und im Norden traten die royalistischen Sympathieen am stärksten zu Tage. In mehreren Grafschaften kam es zu bewaffneten Erhebungen. Parlamentarischer Verfügung zum Trotz blieben die Abzeichen des Königthums an vielen Stellen erhalten. Als im Herbste des Jahres allen im Heere und in der Marine Angestellten, allen Richtern, Anwälten, städtischen und Grafschaftsbeamten, Mitgliedern der Universitäten und Synode ein Eid der Treue gegen das „Gemeinwesen ohne König und Haus der Lords" aufgelegt wurde, liefen die Weigerungen zu tausenden ein, und ein großer Theil der Geistlichkeit kam den sich Weigernden mit seiner Autorität zu Hilfe. Es regnete Pamphlete und Spottgedichte gegen die „Königsmörder". Unter den Flugschriften, die der royalistischen Partei dienten, machte namentlich eine das größte Aufsehen, das Bild des Königs, als deren Verfasser Karl I. selbst betrachtet wurde. Man hörte ihn seine eigene Sache vertheidigen, las die inbrünstigen Gebete, die er in den Tagen schwerer Prüfungen an Gott gerichtet hatte, erbaute sich an dem Titelbilde, das ihn als einen verklärten Märtyrer darstellte. Eine Auflage nach der anderen dieses merkwürdigen Buches wurde in Umlauf gesetzt und trug das Gefühl des Mitleides mit dem gekrönten Opfer der Revolution in die weitesten Kreise.[1])

---

1) Es bleibt das Wahrscheinlichste, daß das Buch *Εἰκὼν βασιλική* eine Fälschung des Bischofs Gauden war, wennschon die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß Materialien von der Hand des Königs benutzt wurden. In früherer Zeit hat namentlich C. Wordsworth die Autorschaft des Königs zu retten gesucht. Neuerdings ist

Weit gefährlicher aber als die Feindseligkeiten des Presbyterianismus und Royalismus waren die Angriffe gegen die neue Regierung, die aus dem Lager der independentischen Republikaner selbst erfolgten. Durchaus nicht alle wollten sich bei dem thatsächlichen Zustande beruhigen. Viele spannten ihre Anforderungen sogar noch höher, als es dem Rathe der Officiere in jenem vorläufig bei Seite gelegten Programme gefallen hatte. Sie wollten Permanenz der Parlamente, Entlassung des Staatsrathes, Verzicht auf die Einsetzung von außerordentlichen Tribunalen durch die Gemeinen, Aufhebung aller Beschränkungen der Presse, Abschaffung der Zehnten und Pfründen, Unterhaltung der Geistlichkeit durch die Gemeinden, schleunige Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege. Und um ihre Absichten zu erreichen, um die neuen Tyrannen, wie ihnen die Mitglieder des Staatsrathes erschienen, zu stürzen, wandten sie dasselbe Mittel an, das früher bei einer anderen Gelegenheit schon einmal so gute Dienste geleistet hatte. Sie bearbeiteten die gemeinen Soldaten, suchten das Institut der Agitatoren zu erneuern und durch diese einen Druck auf die höheren Officiere auszuüben. Niemand war eifriger als John Lilburne, der namentlich in Cromwell den gefährlichsten Feind der englischen Freiheit witterte und ihn den Soldaten als solchen denuncirte. Ein unermüdlicher Pamphletist, griff er die Regierung heftig an. Der Titel einer seiner Hauptschriften „Englands neue Ketten" ließ den Inhalt schon ahnen. Lilburne wurde mit einigen Freunden, die in gleichem Sinne wirkten, in Haft gesetzt, aber er fand Gelegenheit, auch im Kerker seine Feder zu gebrauchen und hatte die Soldaten bereits mit meuterischen Gesinnungen zu erfüllen gewußt. In Regimentern, die zum irländischen Dienst bestimmt waren, erhob sich, wie im Jahre 1647, lebhafter Widerspruch. Die Truppen verlangten Auszahlung ihrer Löhnung, Sicherung der englischen Freiheiten. Der Geist der Empörung beschränkte sich nicht auf die Besatzung der Hauptstadt, er flammte auch in verschiedenen Garnisonen des Landes auf. Mißliebige Officiere wurden weggejagt, aufrührerische Manifeste liefen um, den Tyrannen, die Lilburne auch nur ein Haar krümmen würden, ward die Rache des Himmels in Aussicht gestellt.

Schon früher hatte man die radikalen Anhänger Lilburnes „Levellers" (Gleichmacher) genannt. Nun aber schien dieser Name mit noch größerem Rechte auf eine andere Klasse von Menschen Anwendung zu finden, deren Tendenzen über diejenigen Lilburnes weit hinausgingen. In der Grafschaft Surrey machte sich ein kleiner Trupp von Männern mit Schaufeln und Spaten auf den Gemeindeäckern zu schaffen. Sie gruben das Erdreich um, streuten Saat aus und luden die benachbarten Landleute ein, ihnen zu helfen. Ihre Anführer Winstanley und Everard, ein ehemaliger Soldat, der sich einen Propheten nannte, erklärten, ihre Zahl werde bald tausende umfassen. Das Volk Gottes, sagten sie, habe seit den Tagen Wilhelms des

---

dieser Versuch wieder aufgenommen von E. J. L. Scott, welcher die erste Edition neu herausgegeben hat. London 1880 im Verlag von Elliot Stock.

Eroberers unter einer schlimmeren Knechtschaft gelebt, als die ägyptische gewesen sei, aber die Zeit der Befreiung sei gekommen. Ihr Vorhaben gehe dahin, die alte Gemeinschaft, für welche Gott die Menschen ursprünglich bestimmt habe, wieder herzustellen, die Früchte der Erde an die Armen zu vertheilen, die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden. Jeder einzelne Besitzer werde sein Privatgut bald in die Masse einwerfen, man werde in Zelten friedlich zusammenwohnen wie die Vorfahren, von denen die Bibel berichte, und der Gebrauch des Geldes werde unnöthig werden, da jedermann Essen, Trinken, Kleider umsonst erhalten solle. Das Eigenthum, so konnte man hie und da hören, sei der Ursprung aller Sünde. Kommunistische Ideen, aus irrigen Vorstellungen des alten Rechtszustandes und aus den Antrieben eines religiösen Enthusiasmus hervorgegangen, wie sie im vierzehnten Jahrhundert in England, im sechzehnten in Deutschland zu gewaltsamen Ausbrüchen geführt hatten, tauchten wieder auf und drohten die Grundlagen der Gesellschaft zu unterwühlen.

Die neue Regierung glaubte so vielen Gefahren nur begegnen zu können, wenn sie Schrecken um sich verbreitete und mit äußerster Strenge vorging. Um Royalisten und Presbyterianern zu zeigen, welches Schicksal Rebellen erwarte, wurde wieder ein Ausnahmegericht eingesetzt, vor dem einige der vornehmsten Gefangenen, die im zweiten Bürgerkriege in die Hand ihrer Feinde gefallen waren, zu erscheinen hatten. Drei von ihnen wurden auf den Richtplatz geführt: Lord Capel, der dem Könige, seitdem der Bruch mit dem Parlamente erfolgt war, treu zur Seite gestanden hatte, der Herzog von Hamilton, Karls alter Freund und Rathgeber, der Graf von Holland, den die Ungunst des Hofes einst, jedoch nur vorübergehend, auf die puritanische Seite gedrängt hatte. Andere, die sich am letzten Kriege betheiligt hatten, wurden verbannt oder in Haft gehalten. Ein neues Preßgesetz erschwerte den Pamphletisten das Leben. Die Kanzel der streitlustigen Geistlichkeit wurde scharf überwacht. Niemals hatte die geheime Polizei so viel zu thun gehabt, war das Briefgeheimniß so wenig geachtet gewesen. Die Furcht vor royalistischen Komplotten sprach sich in einem neuen Hochverrathsgesetze aus und verlor sich auch dann nicht, als die drohenden Anzeichen der Rebellion geschwunden waren.

Noch schneidiger verfuhr man gegen die unruhigen Elemente der Armee. Während das Parlament sich die Auszahlung der Löhnung und Fürsorge für die Invaliden angelegen sein ließ, theilten sich Fairfax und Cromwell in die Aufgabe, die Disciplin wieder herzustellen und die Meuterer zu strafen. Funfzehn Aufrührer aus dem Kavallerieregimente Whalleys wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Fünf von ihnen wurden zum Tode verurtheilt. Man begnadigte vier, aber einer, ein tapferer Soldat und exaltirter Sektirer, wurde mitten in London unter allgemeiner Theilnahme auf dem Kirchhofe von St. Paul erschossen. In der Grafschaft Oxford kam es zum förmlichen Kampfe mit den abgefallenen Soldaten, sie wurden mit leichter

Mühe besiegt und mußten ihre Rädelsführer vor ihren Augen sterben sehen. Ein gewisser Kapitän Thompson, der noch ein paar zersprengte Haufen um sich sammelte, wurde in ein Gehölz hinein verfolgt und nach verzweifelter Gegenwehr niedergestreckt. Die Levellers in Surrey wurden durch ein paar Schwadronen auseinandergetrieben. Man brachte ihre Anführer vor Fairfax. Sie weigerten sich durch Abnehmen des Hutes dem General ihre Ehrfurcht zu bezeugen, weil er nur ihr „Mitgeschöpf" sei, mußten aber ihre Versuche, durch Beackerung des Gemeindelandes die ägyptische Knechtschaft zu brechen, aufgeben.



Porträt des 62jährigen Milton (Original ein Stich von William Faithane „nach dem Leben") und Facsimile seiner Unterschrift.

Die größte Gefahr war überwunden, und man fing an aufzuathmen. Zwei berühmte independentische Prediger priesen in feierlichem Gottesdienste vor dem Parlamente die sichtbare Gnade des Himmels. Die City, noch vor kurzem das Hauptquartier aller Feinde der neuen Gewalten, gab den Gemeinen ein glänzendes Bankett. Der Lord-Mayor überreichte Fairfax und Cromwell ein ansehnliches Geldgeschenk. Die Regierung fühlte ihre Kraft und entwickelte eine großartige Thätigkeit. Der Staatsrath, seit Ende Mai im Palaste von Whitehall installirt, arbeitete unermüdlich und suchte die Männer von Genie an die für sie passenden Stellen zu bringen. Robert Blake wurde einer der Admiräle, John Milton bekleidete das Amt eines Sekretärs der fremden Sprachen. Er verfaßte die lateinischen Depeschen, welche an die auswärtigen Mächte gerichtet wurden, ihm fiel es denn auch zu, durch eine Gegenschrift die Vernichtung des „königlichen Bildes" zu versuchen.

Sobald aber die Ruhe im Innern einigermaßen hergestellt war, lenkte sich der Blick der republikanischen Herrscher nach außen auf die grüne Insel jenseits des St. Georg-Kanales, die nahe daran war, für das englische Reich verloren zu gehen, wenn man nicht schleunig und entschieden eingriff. Seit der Rebellion von 1641 hatten die Waffen in diesem unglücklichen Lande nicht geruht.[1]) Was damals der keltisch-katholische Fanatismus ver-

1) Eines der wichtigsten Werke für die Geschichte Irlands in der Zeit des Bürgerkrieges ist die „Nunziatura in Irlanda di Monsignore G. Battista Rinuccini

brochen hatte, schien dem puritanischen England noch niemals gesühnt zu sein, allein man hatte die Stunde der Rache noch immer hinausschieben müssen. Inzwischen hatten sich die Insulaner untereinander befehdet.

Die Masse der Eingeborenen, dem päpstlichen Nuntius Rinuccini blindlings ergeben, von einem leidenschaftlichen Klerus geleitet, wollte die Insel gänzlich von England losreißen, um ihre Regierung einem auswärtigen katholischen Fürsten zu übertragen. Die Katholiken der altenglischen Kolonie mit einem kleinen Theile der Iren waren bereit gewesen, sich mit Zugeständnissen zu Gunsten ihrer Religion zufrieden zu geben. Graf Ormond hatte sich als königlicher Statthalter auf sie zu stützen und einen Friedensvertrag zu schließen versucht. Aber da die fanatische Partei sein Friedenswerk verwarf und den Kampf fortsetzte, hatte er die letzten festen Plätze lieber den parlamentarischen Anführern als den blutdürstigen Häuptlingen von keltischer Abkunft ausliefern wollen. Er war, als der zweite Bürgerkrieg ausgebrochen war, wiederum gelandet, um noch etwas für den König zu unternehmen und hatte die Uebermacht der geistlichen Führer gebrochen. Der Nuntius verließ die Insel, Ormond blieb als muthiger Verfechter der royalistischen Sache zurück und vereinigte katholische und protestantische Anhänger des Königthums unter seiner Fahne. Nach der Hinrichtung Karls proklamirte er den Prinzen von Wales als seinen Nachfolger, forderte ihn auf, sich dem Schutze seiner loyalen irischen Unterthanen anzuvertrauen und richtete an Michael Jones, den republikanischen Kommandanten von Dublin, das Verlangen, ihm die Thore der Stadt zu öffnen und König Karl II. anzuerkennen. Die angesehensten keltischen Häuptlinge, wie O'Neal, Inchiquin, Clanrickard waren zu ihm übergegangen, die presbyterianische Geistlichkeit der schottischen Ansiedler arbeitete ihm in die Hände, an den Küsten kreuzte Prinz Rupert mit einer kleinen Flotte. Alles kam darauf an, Dublin zurückzuerobern, ehe die englische Regierung Zeit fände, frische Truppen an die Küste zu werfen.

Michael Jones hielt aber tapfer aus, und in England wurden gewaltige Anstrengungen gemacht, um das Ansehen der Republik auch auf irischem Boden herzustellen. Schon im März war Cromwell zum Befehlshaber des Expeditionscorps ernannt worden. Mit seiner militärischen Gewalt wurde auch die eines Generalgouverneurs von Irland verbunden. Er nahm das schwere Amt an, indem er darauf drang, mit außerordentlichen Streitmitteln ausgerüstet zu werden. Zwölftausend auserlesene Krieger sollten ihm folgen, für deren Bedürfnisse aufs beste gesorgt wurde. Das Parlament bewilligte eine monatliche Ausgabe von 120,000 Pfund Sterling ausschließlich für diesen Feldzug und machte, um die ersten Kosten zu decken, ein Anlehen bei

1844", ins Englische übersetzt 1873. Ueber dieses Werk und einige andere hier einschlagende Veröffentlichungen handelt ein lehrreicher Artikel in The Edinburgh Review No. 310 (April 1880) p. 437—473. Die Folgen der Eroberung Cromwells schildert J. P. Prendergast, The Cromwellian settlement of Ireland 1865.

den Banquiers der City. Bis zum Sommer wurde Cromwell durch die englischen Wirren festgehalten. Am 10. Juli erst verließ er die Hauptstadt mit großem Pompe in einem sechsspännigen Wagen, umgeben von seiner Leibgarde, unter dem Geschmetter der Trompeten. Er hielt sich einige Wochen in Bristol und anderen Plätzen der Westküste auf, um sorgfältig seine Vorbereitungen zu treffen und sandte vorläufig dem hart bedrängten Michael Jones ein paar Regimenter zu Hilfe. Durch diese verstärkt, erfocht der wackere Kommandant von Dublin einen glänzenden Sieg über Ormond, noch ehe der neue Lord-Lieutenant selbst mit seiner Hauptmacht gelandet war. Dies geschah am 15. August. Mit Jubel wurde er in Dublin empfangen, das Volk strömte in die Stadt, um ihn zu sehen, er wurde als Retter, als Rächer der Opfer des keltisch-papistischen Fanatismus begrüßt. Auch er faßte seine Aufgabe in diesem Sinne auf, und das erklärt die barbarische Grausamkeit, mit der er diesen Krieg führte. Eine erste furchtbare Probe dieser grausamen Kampfweise lieferte die Erstürmung von Drogheda am 10. September. Ormond hatte eine Besatzung von ein paar tausend



Privatsiegel Oliver Cromwells (Originalgröße).

Mann in diesen Platz geworfen. Sie weigerten sich zu kapituliren, schlugen einen Sturm mit großer Tapferkeit ab, mußten sich aber nach dem Verluste der Außenwerke in die innere Stadt zurückziehen. Hier kam es zu einem gräßlichen Gemetzel, Cromwell verbot, irgend einem, der mit den Waffen in der Hand betroffen würde, Quartier zu geben; eine Kirche, in die sich eine Anzahl geflüchtet hatte, ließ er in Brand schießen. „Ich glaube," schrieb er dem Sprecher des Parlamentes, „daß in dieser Nacht etwa zweitausend Mann über die Klinge haben springen müssen . . nach meiner Ansicht ist dies ein gerechtes Urtheil Gottes über diese Schurken, die so viel unschuldiges Blut vergossen haben, und es wird weiteres Blutvergießen in Zukunft verhindern. Dies allein kann auch solche Handlungen entschuldigen, wegen deren man sonst Gewissensbisse empfinden müßte." Diejenigen, deren Leben geschont wurde, ließ er nach der Barbadoesinsel verschiffen.

Das Ereigniß von Drogheda machte einen tiefen Eindruck in Irland, wenn auch nicht einen so nachhaltigen wie Cromwell erwartet hatte. Die Garnisonen von Trim, Dundalk, Arklow und einige andere ergaben sich, aber in Wexford, dessen Besatzung noch auf dem Marktplatz Widerstand leistete, wiederholten sich am 11. Oktober die Scenen von Drogheda. Die unglücklichen Bürger wurden mit in das Verderben verwickelt. Viele wurden

von den wüthenden Soldaten getödtet, andere flohen und überließen ihr Hab und Gut der Plünderung. Auch in dem Schicksale dieser Stadt sah Cromwell eine Strafe des Himmels. War ihm doch erzählt worden, daß die Bewohner ein paar dutzend Protestanten in ein altes Schiff gesetzt und, da es sank, den Wellen preisgegeben, andere in eine Kirche eingesperrt hätten, wo sie Hungers gestorben seien. Darauf wurde Roß übergeben und die Belagerung von Waterford begonnen, bis der Einbruch des strengen Winters sie wieder aufzugeben nöthigte. Inzwischen hatte der Oberst Venables eine Reihe von wichtigen Plätzen, namentlich Belfast, an der Küste der Provinz Ulster eingenommen, und in der Provinz Munster hatte der angesehene Lord Broghill von anglo-irischer Abkunft, der die Sache des Königs verließ, befestigte Städte wie Cork, Kinsale u. a. dahin gebracht, ihre Thore zu öffnen.

Großartige Erfolge für die kurze Zeit waren davongetragen, und die Zwistigkeiten im Lager der Gegner kamen dem Sieger zu Hilfe. Noch aber hatte er es mit einem sehr gefährlichen Feinde zu thun. Kilkenny blieb der Mittelpunkt des großen katholischen Bundes. Die Schaaren des berühmten Häuptlings O'Neile, die nur zeitweilig durch einen vom Parlamente nicht anerkannten Vertrag gebunden gewesen waren, erhoben aufs neue die Waffen. Wenn Ormond, der protestantische Vorkämpfer des Königthums, die Zügel mehr und mehr aus der Hand verlor, so rief dafür der katholische Klerus die Eingeborenen zum zähesten Widerstande auf und schleuderte aus der Abtei von Clonmacnoise ein drohendes Manifest gegen den ketzerischen Sassenach, der die katholische Religion ausrotten und die Kinder Irlands sämmtlich abschlachten oder in die Kolonieen verbannen wolle. Beim Wiederbeginne des Feldzuges im Anfange des Jahres 1650 fand Cromwell die Kraft der Feinde noch keineswegs gebrochen. Doch glückte ihm die Eroberung mehrerer befestigten Orte, von denen der wichtigste Kilkenny war. Mit großer Zähigkeit wehrte sich der Sohn O'Neiles in Clonmel. Um nur den Platz in seine Gewalt zu bringen, gestand Cromwell den Vertheidigern ehrenvolle Bedingungen zu. Er eilte die Insel zu verlassen, da ihn dringende Befehle der Regierung zurückriefen. Was er mit so viel Energie begonnen hatte, setzten andere in beständigen Kämpfen fort, zunächst Ireton, und nachdem dieser ausgezeichnete Soldat im November 1651 durch ein Fieber weggerafft wurde, Edmund Ludlow und Karl Fleetwood. Der letzte, der durch die Heirat mit Iretons Wittwe der Schwiegersohn Cromwells wurde, war ganz der Mann dazu, dessen Werk zu vollenden. Es war ein verzweifeltes Ringen der streitbaren Kelten mit den englischen Kriegern in den Schlachten von Kerry und um die Moräste von Connaught, aber zuletzt gelang es doch, den Widerstand der Eingeborenen in Blut zu ersticken. Nachdem so viele in heimischer Erde ein Grab gefunden hatten oder zum Sklavendienst nach Westindien geschleppt oder von katholischen Mächten als Söldner in Dienst genommen waren, hatte das Keltenthum die ehemalige Kraft verloren. Die

Zurückgebliebenen mußten sich die harten Bedingungen der Sieger gefallen lassen. Ihre Religionsübung war geächtet, denn gegenüber dem messelesenden Priester kannte auch der Independent keine Toleranz, ihre Güter wurden guten Theils konfiscirt. Zwar die Masse der kleinen Ackerbauer und Werkleute konnte auf der gewohnten Scholle, am heimischen Herde sitzen bleiben. Aber wer von den Häuptlingen, von den katholischen Grundbesitzern bei dem Aufstande von 1641 betheiligt gewesen war, die Waffen gegen das Parlament erhoben, sich überhaupt nicht friedlich und unterwürfig gezeigt hatte, dessen Ländereien wurden unerbittlich ganz und gar oder theilweise eingezogen, mochten die Eigenthümer mit dem Leben davongekommen sein oder nicht. Vielen der Beraubten wurde ein elender Ersatz ihrer Verluste in der sumpfigen, gebirgigen Provinz Connaught gegeben. In die erledigten Güter aber zogen neue habgierige Herren ein: Veteranen des Cromwell'schen Heeres, Kolonisten aus Schottland und England, eine nach tausenden zählende Mannschaft, mit Schwert und Spaten gerüstet, die sich in drei Provinzen der Insel festsetzte und die vierte, in der sich das trotzige irische Wesen hatte flüchten müssen, überwachte. Die neuen Herren führten ein sehr hartes, unduldsames Regiment. Aber es läßt sich auch nicht leugnen, daß mit ihnen Fleiß und Ordnung in wüste Gefilde und schmutzige Dörfer einzogen. Sie brachten die segensreichen Institute von Gericht und Verwaltung aus der Heimat mit, und manches weite Gebiet wurde durch ihre unermüdliche Thätigkeit der Barbarei entrissen. Selbst ein so durch und durch royalistischer Geschichtsschreiber wie Clarendon giebt zu, daß es bei aller Strenge eine segensreiche Schule war, durch welche Cromwell das irische Volk gehen ließ. „In wenig mehr als zwei Jahren," sagt er, „war das Land soweit beruhigt, daß viele schöne und nützliche Bauten errichtet, regelmäßige Baumpflanzungen angelegt, Hecken und Zäune gezogen wurden, daß Handel und Wandel bei niedrigen Preisen betrieben, Leibgedinge ausgestellt, Leihverträge und Rechtsgeschäfte aller Art sicher abgeschlossen werden konnten, als befände man sich in einem durchaus friedlichen Staate."

Während Cromwells Abwesenheit hatte die englische Regierung muthig weitergekämpft, um sich auf dem schwankenden Grunde, der sie trug, zu behaupten. Die Radikalen vom Schlage Lilburnes machten ihr noch immer viel zu schaffen. Er hetzte die Soldaten aufs neue zur Empörung und wandte sich auch an die Lehrburschen der City, um sie gegen die Tyrannei des Staatsrathes aufzurufen. Auch einzelne Mitglieder der Kavalierpartei fingen an, auf diesen unermüdlichen Pamphletisten ihre Hoffnung zu setzen. Den größten Triumph feierte er, als die Geschworenen ihn freisprachen. Aber wenn auch seine Rolle noch nicht ausgespielt war, hatte er doch seinen früheren Einfluß verloren. Die Bewältigung der letzten Rebellion lebte noch in der Erinnerung, und die Levellers wagten nichts Ernstliches gegen die Staatsgewalt zu unternehmen. Dagegen zog eine neue Gefahr aus Schottland gegen sie herauf. Der Erbe des hingerichteten Königs, der



Montrose.
Nach dem Stiche von J. Houbracken; Originalgemälde von van Dyck.

leichtlebige, heitere Prinz Karl, dem der Oranier und die Stände von Holland ein Asyl im Haag angewiesen hatten, war in Schottland wie in Irland von seinen Getreuen als König proklamirt worden. Denn gleich den katholischen Iren weigerten auch die presbyterianischen Schotten der republikanischen Regierung der „Königsmörder" und „Sektirer" ihre Anerkennung. Auch sie hatten den jungen Prätendenten aufgefordert, in ihrer Mitte zu erscheinen, doch verlangten sie als Preis für ihre Hilfe, daß er sich ganz und gar der herrschenden von Argyle geführten Partei in die Arme werfe. Er sollte den Covenant annehmen, versprechen, auch in seinen übrigen Reichen das Presbyterialsystem durchzuführen und sich vor allem von Montrose, „dem blutigen Mörder", und den übrigen aufs Festland geflüchteten schottischen Royalisten trennen. Seine Mutter, Königin Henriette Maria, die in St. Germains ein Unterkommen gefunden hatte, viele eifrige Kavaliere, die Mitglieder der alten Hamilton'schen Faktion riethen ihm, abweichend von der Ansicht Edward Hydes, welche Bedingungen auch immer die Covenanters stellen möchten, sein Glück in Schottland zu versuchen. Montrose dagegen suchte ihn mit dem Glauben zu erfüllen, daß er ihm auch ohne presbyterianischen Beistand, ohne Zwang irgend welcher Art den Weg zum Throne bahnen werde. Die lockenden Versicherungen Montroses trugen zunächst den Sieg davon. Karl II., wie der älteste Sohn des letzten englischen Königs sich nannte, betraute Montrose mit dem Amte eines Generalkapitäns und Gouverneurs von Schottland, ließ ihn in Deutschland, Polen, Dänemark, Schweden Werbungen machen und hoffte im Stillen, daß seine Landung in Schottland ihm Nutzen bringen würde. Währenddessen nahm er aber seine Verhandlungen mit den Covenanters wieder auf. Ein treuer Nachahmer seines Vaters, schloß er mit ihnen im März 1650 den Vertrag von Breda, in dem er alle ihre Forderungen bewilligte und befahl doch insgeheim ihrem verhaßten Feinde, seine Mannschaft bei einander zu halten. Noch ehe seine Briefe Montrose erreichten, war dieser aber der Vernichtung geweiht worden. Die Covenanters hatten ihn besiegt und seine Truppen zersprengt. Verwundet, in der Tracht eines hochländischen Bauern irrte er umher, bis er erkannt und ausgeliefert wurde. Die Sieger kannten keine Gnade, sie ließen ihn durch den Henker auf einem Karren nach Edinburg schleppen, und der Marquis von Argyle konnte, aus einem Fenster herniederblickend, sich an dem Schauspiele der Demüthigung seines Rivalen weiden. Die Stände sprachen das Todesurtheil über den Friedensbrecher aus. Der wilde von Kampflust und Ehrgeiz glühende Edelmann, um dessen Haupt die romantische Dichtung einen Glorienschein gewoben hat, endete den 21. Mai 1650 am Galgen.

Für das schottische Unternehmen Karls II. war dies keine glückliche Einleitung. Er mochte sich darauf berufen, daß er nach dem Abschlusse des Vertrages von Breda Montrose ermahnt habe, von seinem Beginnen abzustehen; die Covenanters wußten, daß zwischen öffentlichen und geheimen Ermahnungen von den Stuarts nur zu häufig ein Unterschied gemacht wurde.

Sie nahmen Karl II., obwohl er noch an Bord des Schiffes den Covenant unterschrieben hatte, sehr mißtrauisch auf. Ihr Argwohn wurde dadurch noch bestärkt, daß sich in seinem Gefolge eine Anzahl von Männern befand, die sie um jeden Preis aus seiner Nähe zu entfernen wünschten. Stände und Geistlichkeit drangen in ihn, noch deutlichere Proben seiner orthodoxen Gesinnung abzulegen. Nach langem Sträuben gab er sich dazu her, eine Erklärung zu unterschreiben, in der er vor Gott seine tiefe Betrübniß darüber aussprach, daß sein Vater sich dem Werke Gottes in beiden Königreichen widersetzt habe und daß seine Mutter beim schändlichen Götzendienst verharre. Die schottische Armee unter David Leslie wurde von allen den Covenanters verdächtigen Elementen gereinigt. Als eine durchaus presbyterianische Streitmacht, gestärkt durch die Gebete, unterstützt durch die Rathschläge von würdigen Dienern der Kirche sollte sie gegen die ketzerischen Soldaten der englischen Republik ins Feld rücken.

Schon Ende Juli hatten diese die schottische Grenze überschritten. An ihrer Spitze stand Cromwell. Sobald die englische Regierung erkannt hatte, daß es mit Schottland zum Kriege kommen werde, hatte sie ihren besten Feldherrn zurückgerufen. Er war wie ein Triumphator in London empfangen worden. Man hatte ihm den Cockpit, einen Palast auf dem alten Platze der Hahnenkämpfe in Whitehall, als Wohnung angewiesen. Der Sprecher des Parlamentes hatte ihm für die Dienste, die er dem Staate geleistet, in beredten Worten gedankt. Es war zuerst im Plane gewesen, Fairfax die Führung des schottischen Krieges anzuvertrauen und ihm Cromwell wie ehemals als Generallieutenant beizugesellen. Aber Fairfax hatte die ihm zugedachte Ehre ausgeschlagen. Er war schon längst hinter seinem berühmten Waffengefährten in der öffentlichen Schätzung zurückgetreten. Seine Gemahlin, eine Dame von presbyterianischer Gesinnung, bestärkte ihn in dem Entschlusse, sich nicht bei einem Angriffe gegen die Covenanters zu betheiligen. Es kostete ihm daher keine Ueberwindung sein Kommando niederzulegen und sich aus dem Getümmel der Waffen und der politischen Kämpfe in die trauliche Abgeschiedenheit seines schönen Landsitzes zu flüchten. Cromwell rückte nun in die erste Stelle ein und war als höchster Befehlshaber, begleitet von tüchtigen Officieren wie Lambert, Monk, Fleetwood, Whalley nach Norden marschirt. Manifeste gingen ihm voraus, in denen er sich und seine Soldaten gegen die Schmähreden der Schotten rechtfertigte und ihnen seinerseits vorwarf, daß sie unter dem Deckmantel des Covenant für einen Fürsten fechten wollten, dem in Irland eine Armee von Papisten diene. Er hatte den Vortheil, sich mit seinem Heere wie mit seiner Regierung vollkommen eins zu wissen, während auf der Gegenseite der Bund zwischen dem Prätendenten und den Presbyterianern kein ehrlicher war, und im Lager der Covenanters selbst aufdringliche Rathschläge der Geistlichkeit in die militärische Leitung eingriffen.

Zunächst freilich gerieth Cromwell, der sein gewohntes strategisches Ge-

schick im Anfange dieses Feldzuges vermissen ließ, in eine bedenkliche Lage. Die Bewohner der Grenzbezirke waren mit Hab und Gut nach Edinburg geflüchtet, so daß die Verpflegung der ins Land gedrungenen englischen Truppen Schwierigkeiten machte. Als das englische Heer darauf ungehindert bis in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt vorgerückt war, fand es sich gegenüber in unangreifbarer Stellung auf den umliegenden Anhöhen, mit Artillerie wohl versehen, die Streitmacht Leslies. Der schottische General ließ sich durch keine Versuchung aus seinen Verschanzungen herauslocken. Es blieb Cromwell nichts übrig, als den Gedanken der Offensive vorläufig aufzugeben und sich von Musselburg weiter östlich an die Küste bei Dunbar zurückzuziehen, wo er hoffen durfte, Proviant und Verstärkungen aus England zu erhalten. Seine Soldaten hatten schon sehr gelitten, Krankheiten waren unter ihnen ausgebrochen, in elendem Zustande traten sie den Marsch nach Dunbar an und unterwegs wurden sie noch dazu durch beständige Angriffe der Schotten in Athem gehalten. Denn kaum hatte Leslie die Absicht seines Gegners bemerkt, als er ihm folgte, um ihm die Rettung unmöglich zu machen. Er besetzte mit seinen 22,000 Mann die Hügelreihe, die den Küstenvorsprung von Dunbar nach der Landseite zu abschließt, vor allem den leicht zu vertheidigenden Paß von Copperspath. Auf engem Raume zusammengedrängt, hinter sich das Meer, stand die bei weitem schwächere, ausgehungerte Armee Cromwells. Der Feldherr, der dem Tode so oft ins Auge geschaut hatte, konnte sich über die ungeheure Gefahr, die ihm drohte, nicht täuschen. „Wir sind," schrieb er den 2. September vertraulich an Arthur Haselrig, den damaligen Gouverneur von Newcastle, „sehr übel daran. Der Feind hat uns beim Paß von Copperspath, durch den uns nur ein Wunder führen kann, den Weg versperrt. Er hat so starke Stellungen auf den Anhöhen eingenommen, daß wir uns nur mit großer Mühe den Weg in jener Richtung erzwingen können, und wir verlieren, hier still liegend, täglich eine Masse Leute, die von Krankheiten befallen werden. . . Wären eure Streitkräfte stark genug, um den Paß von Copperspath von der anderen Seite anzugreifen, so könnten wir auf solche Art Hilfe erhalten. Gott allein weiß, was das Beste sein wird. Zu seinem Ruhme wird alles geschehen. Unser Muth ist, der Herr sei dafür gelobt, ungebrochen, wie bedenklich unsere Lage auch ist. Wir hoffen auf den Herrn, dessen Gnade wir so oft erfahren haben."

Denselben Tag, an dem dieser Brief geschrieben wurde, bemerkte Cromwell gegen Abend eine auffallende Bewegung beim Feinde. Dieser nahm eine Verschiebung nach seinem rechten Flügel hin vor, indem sich seine Truppen langsam von den Höhen hinabbewegten. Alles deutete darauf hin, daß sich das schottische Heer in der Ebene für den folgenden Tag zum Angriff rüste. In der That war dies die Absicht. Der vorsichtige Leslie hätte es vorgezogen, seine festen Stellungen zu behaupten, da ihm Cromwell ohnehin verloren zu sein schien, aber eine andere Meinung, der er nachgab, behielt in

seinem Lager den Sieg. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die im schottischen Hauptquartier befindlichen Geistlichen, denen der Untergang des „großen Independenten" nicht rasch genug erfolgen konnte, mit allem Eifer zum Angriff drängten. Kaum war Cromwell seiner Sache sicher, als er sich mit den frohesten Hoffnungen erfüllte. Er beschloß der feindlichen Offensive zuvorzukommen und die noch zersplitterten Abtheilungen anzufallen. Lambert, Monk wie die übrigen höheren Officiere waren vollkommen einverstanden; während der stürmischen, regnerischen Nacht wurden alle Anordnungen getroffen, den Regimentern ihre Standorte angewiesen. Bald nach Tagesanbruch am 3. September erfolgte der Angriff auf den feindlichen rechten Flügel. Er leistete, überrascht wie er war, zuerst tapferen Widerstand, warf das englische Fußvolk sogar zurück, aber vor dem Ansturm der gepanzerten Reiter brach er auseinander. Die Schotten fielen, nach Cromwells Ausdruck, vor den Schwertern der Eisenseiten „wie Stoppeln". Die ganze feindliche Armee gerieth ins Schwanken und wurde mit in die Niederlage des rechten Flügels hineingerissen. Das Ungestüm der englischen Regimenter, der Donner der englischen Kanonen trieb die Covenanters in wilde Flucht. Cromwell setzte ihnen nach, indem er mit lauter Stimme den hundertundsiebenten Psalm anstimmte. Bei sehr geringen eigenen Verlusten machten die Engländer tausende zu Gefangenen. Sie mußten, um sich nicht mit so viel Hungrigen, Kranken und Verwundeten zu beschweren, einen großen Theil wieder laufen lassen. Noch niemals hatte Cromwell einen so glänzenden Sieg erfochten. „Der Herr," schrieb er einen Tag nach der Schlacht seinem geliebten Weibe Elisabeth, „hat uns eine unermeßliche Gnade bewiesen, wer kann sagen, wie groß sie ist. Ich bin in meinem Inneren wunderbar gestärkt worden, obgleich ich, das versichere ich dir, ein alter Mann werde, und die Schwächen des Alters sich schnell bei mir einschleichen. Möchten meine Sünden ebenso schnell abnehmen."

Von einer Vertheidigung Edinburgs konnte nun keine Rede sein, die Stadt mit ihren Vorräthen fiel in die Hand des Siegers. Er nahm das ganze schottische Flachland südlich vom Meerbusen des Forth in Besitz. Das Kastell der Hauptstadt hielt sich noch bis zum Winter. Um eben diese Zeit waren auch in den südlichen Provinzen die Feinde zersprengt und die Gebiete südlich vom Clyde mit Glasgow den Covenanters entrissen worden. Sie hatten Cromwells Friedensanträge unbeachtet gelassen, so konnte er denn in guten Winterquartieren den Verlauf der Dinge abwarten, in der Hoffnung, daß die schottischen Parteien sich untereinander zerfleischen würden.

Hier standen sich allerdings die Gegensätze aufs schärfste gegenüber. Die Anhänger des extremen Presbyterianismus, denen Karl II. durchaus nicht vertrauenswürdig erschien, sahen in der Niederlage von Dunbar eine Strafe des Himmels dafür, daß man den Sohn der Götzendienerin überhaupt ins Land gerufen hatte. Sie hätten am liebsten England sich selbst über-

lassen und in Schottland die Selbstherrschaft der Kirche und der Stände befestigt, mit der sich nur noch der Name, aber nicht die wirkliche Macht eines Königs vertragen haben würde. Andere, bei welchen das politische Interesse doch das religiöse überwog, wiesen im Gegentheil darauf hin, daß man Karl II. zu viel Zwang angethan, sich durch Ausstoßung aller Gemäßigten und Royalisten guter Bundesgenossen beraubt und auf diese Weise dazu beigetragen habe, das Unglück so groß zu machen. Die Royalisten endlich, mochten sie nun der Faktion Montroses angehören oder mit den Hamiltons zusammenhängen, glaubten, daß ihre Stunde gekommen sei und stellten sich dem jungen Könige zur Verfügung. Dieser wünschte nichts sehnlicher als seine Freiheit wieder zu erlangen, deren er unter der scharfen Aufsicht Argyles und seiner Genossen beraubt war. Er hatte sich aufs tiefste gedemüthigt, indem er das Andenken seines Vaters und die Religion seiner Mutter beschimpfte. Im Lager hatte man ihn nicht geduldet. An den Berathungen des Committee der Stände durfte er nicht theilnehmen. Von seinen Vertrauten wurde er getrennt. Er ließ sich wie ein Schulbube behandeln und mußte Stunden lange Predigten und Ermahnungen der gestrengen Geistlichen anhören. Im Herbste machte er den Versuch seinen Wächtern zu entfliehen und sich zu seinen Freunden und Getreuen durchzuschlagen, die in den nördlichen Hochlanden ihre Stärke hatten. Das Abenteuer hatte nicht den gewünschten Ausgang, aber es lehrte Argyle, daß er dem Fürsten nicht zu viel bieten dürfe. Die Lage Karls besserte sich, man zog ihn zu den Geschäften zu, Argyle fing an eine Politik der Versöhnung zu befürworten und mit den Royalisten im Norden zu verhandeln. Da nun gleichzeitig in Folge der englischen Siege die Pesbyterianer extremer Richtung ihre Hauptstützpunkte im Westen verloren, so erlangten die Gemäßigten und Royalisten ein größeres Uebergewicht. Sie wurden theilweise in den Rath des Königs zugelassen, viele fanden Aufnahme ins Heer, darunter sehr tüchtige Officiere, freilich nicht ohne daß sie in der Kirche, mit grober Leinwand bekleidet, öffentlich Buße gethan und sich vom Banne gelöst hätten. Auch Karl mußte noch einmal den Covenant sowie Liga und Covenant beschwören, als ihm am 1. Januar 1651 in dem alten Krönungsorte Scone unter Entfaltung des üblichen Pompes vom Marquis von Argyle die Krone Robert Bruces aufs Haupt gesetzt wurde.

Seine Stellung hatte sich doch im Laufe weniger Monate sehr gebessert. Er hatte das äußere Zeichen der höchsten Würde erhalten. In seiner Umgebung unter den Soldaten sah er viele, welche noch kurz zuvor als „Malignanten“ ausgestoßen gewesen waren, auf die er sich unbedingt verlassen durfte. Während Argyle sein Uebergewicht verlor, erschienen völlig straffrei Genossen des hingerichteten Montrose, königstreue Häuptlinge der nördlichen Clans, Glieder der Familie Hamilton mit ihrer Gefolgschaft im Hoflager und verstärkten die Armee, die sich um Stirling und Perth ansammelte. Auch eine Anzahl von Kavalieren und verabschiedeten Officieren presbyterianischer Ge=

sinnung aus England stellte sich ein. Karl II., von den schottischen Ständen aufgefordert, das Kommando zu übernehmen, hoffte mit seiner Streitmacht etwas Bedeutendes ausrichten, vielleicht in England selbst eindringen und die dortige Regierung stürzen zu können. Denn er wußte, daß diese die größte Wachsamkeit aufwenden mußte, um feindliche Regungen niederzuhalten. Die englischen Kavaliere standen mit den Emigranten in fortwährender Verbindung, manches royalistische Komplott war schon geschmiedet worden, und wenn der Staatsrath den Verschwörern auch auf die Spur kam, die Schuldigen häufig mit dem Tode büßen mußten, so blieb doch die Sympathie für den Sohn des „König Märtyrers" in vielen Herzen lebendig.

Cromwell war im Frühling des Jahres 1651 zwar nicht unthätig geblieben, aber er hatte in den südlichen Gebieten Schottlands so viel zu schaffen, daß er es nicht wagen konnte, gleichzeitig seinen Angriff nach Norden zu richten. Auch wurde er durch ein heftiges Fieber, das mehrmals wiederkehrte, Wochen lang an jeder Unternehmung gehindert. Ende Juni machte er sich auf, um den Feind von Süden her aus seiner festen Stellung bei Stirling zu vertreiben, dieser aber beging den Fehler von Dunbar nicht ein zweites Mal und war nicht zu erschüttern. Da machte Cromwell den Versuch ihn von der linken Flanke und im Rücken zu fassen. Ein Theil seiner Mannschaft setzte zu dem Zweck auf Booten über die Bucht des Forth und fiel in Fifeshire ein. Die Expedition gelang vollständig. General Lambert besiegte eine starke Abtheilung des schottischen Heeres, die ihm entgegengesandt war, Cromwell selbst ließ vom Angriff auf Stirling ab, warf seine ganze Truppenmasse an die jenseitige Küste, drang vorwärts bis Perth und erzwang am 2. August die Kapitulation der Stadt. Er stand nun nördlich vom königlichen Lager, konnte ihm die Zufuhr abschneiden, einen entscheidenden Streich dagegen führen, als ihn die Kunde überraschte, daß der König mit dem größten Theile seiner Armee das Lager verlassen habe und sich in Eilmärschen nach Süden bewege, um die englischen Grenzen zu überschreiten.

Es war ein kühnes Unternehmen, diese neue Invasion Englands, gewagter als die Invasion des Jahres 1648, da sich damals kein Cromwell mit seinen Veteranen im Rücken der Eindringlinge befunden hatte, und in England selbst zu jener Zeit alles für eine große royalistische Erhebung vorbereitet gewesen war. Aber Karl II. hatte sich, gegen den Rath Argyles, entschlossen, auch ohne ihn das Wagniß auf sich zu nehmen und alles auf eine Karte zu setzen. In Eilmärschen rückte er mit etwa vierzehntausend Mann vorwärts, erschien am 6. August in Carlisle, verfolgte die alte Heerstraße durch Cumberland, Westmoreland, Lancashire, Cheshire und forderte die Bevölkerung zum Abfall von den Königsmördern und Sektirern auf. Am 22. August langte er in Worcester an, wo er seinen abgematteten Schaaren Rast gönnen mußte. Er hatte sich, wenn auch nicht ganz ohne Kampf, bis dahin Bahn gebrochen. Er erreichte seinen nächsten Zweck, Furcht vor sich

her zu verbreiten und die republikanische Regierung in die größte Aufregung zu versetzen. Aber Cromwell sprach den heimischen Machthabern Muth ein. Er beschwor sie das Vertrauen nicht zu verlieren, kräftigen Widerstand zu leisten und darauf zu bauen, daß er den Feind rechtzeitig einholen werde. „Er ist," schrieb er nach London, „von Gott verblendet; wenn der Herr uns an ihn gelangen läßt, wird die Thorheit seiner Anschläge ans Licht kommen." Schottland war unter der Obhut des Generallieutenant Monk sicher. Generalmajor Lambert wurde vorausgesandt, um sich dem Feinde an die Fersen zu hängen. Cromwell folgte ihm in Eilmärschen mit den besten Regimentern. Glückte es nur den Aufgeboten der englischen Milizen und den im Lande zerstreuten Truppen den König aufzuhalten, blieb die Bevölkerung ruhig, brach in der Hauptstadt keine Revolte aus, so konnte der abenteuerliche Zug des jungen Fürsten ein Ende mit Schrecken nehmen.

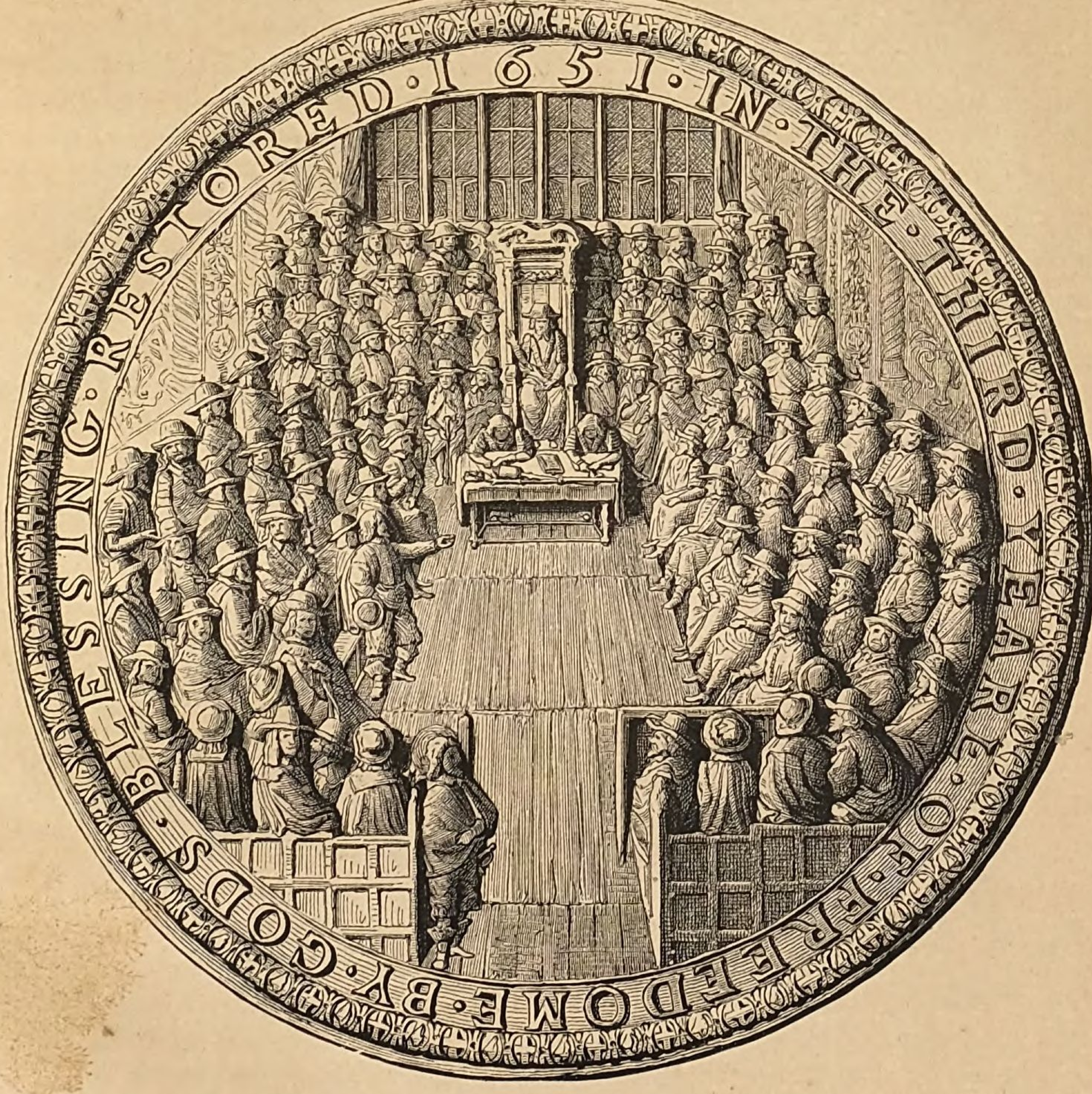
Die Regierung in London entwickelte angesichts der plötzlichen Gefahr, nachdem die erste Bestürzung überwunden war, eine staunenswerthe Energie. Nach allen Seiten hin flogen ihre Befehle. Die Milizen wurden aufgeboten, Vertheidigungsanstalten getroffen, die bedrohten Punkte verstärkt, den Abtrünnigen die schwersten Strafen in Aussicht gestellt. Die Stimmung des Volkes kam diesen Bemühungen zu Hilfe Karl II. hatte auf einen ganz anderen Empfang gerechnet. Seine Proklamationen machten wenig Eindruck, sein Aufgebot fand wenig Anklang. Die Schotten wurden noch von früher her als Feinde betrachtet. Die presbyterianische Gefolgschaft des Königs war auch den englischen Kavalieren verhaßt. Es fand keine allgemeine Erhebung gegen die republikanische Regierung statt, einzelne Empörungen wurden mit leichter Mühe bewältigt. Von angesehenen Adligen war es einzig der Graf von Derby, der, von der Insel Man ans Festland kommend, sich dem König zur Verfügung stellte. Er mußte später dafür mit dem Tode büßen. Und inzwischen hatte Cromwell sein Versprechen erfüllt. Er war auf der großen Straße über York, Nottingham, Coventry marschirt, hatte, wo immer er durchkam, die Grafschaftsmilizen an sich gezogen und näherte sich von Stratford und Evesham her dem feindlichen Heere, das die guten Quartiere in Worcester nicht verlassen hatte. Verbunden mit der Mannschaft Lamberts hatte er an 30,000 Mann unter seinen Fahnen, und der Sieg war ihm gewiß. Ein Theil seiner Truppen unter Fleetwood gelangte ans rechte Ufer des Severn und begann dort am 3. September den Kampf gegen die vorgeschobenen Streitkräfte des Feindes. Cromwell selbst begab sich auf einer Schiffbrücke, die er hatte schlagen lassen, hinüber und überzeugte sich von den Erfolgen auf dieser Seite. Karl II. hatte von der Höhe der Kathedrale mit seinem Stabe den Gang der Schlacht verfolgt. Als er dafür hielt, daß die Masse der Engländer im Feuer sei, beschloß er die auf dem linken Ufer vor den Thoren der Stadt Zurückgebliebenen anzugreifen. Hier aber fand er den gefürchteten Sieger von Dunbar, der zu den Seinigen zurückgeeilt war, ihre schwankenden Reihen wiederherstellte und sie zum Sturm führte. Der schottischen Infanterie ging

die Munition aus. Ein Fort, das der Stellung der Schotten zur Stütze diente, wurde genommen, und aus den dort postirten Kanonen ein furchtbares Feuer auf die Weichenden eröffnet. In größter Verwirrung, mit den Verfolgern bunt durcheinander gemischt, stürzten sich die Schotten in die engen, durch Fuhrwerke versperrten Straßen der Stadt zurück. Auch vom rechten Ufer des Flusses her drängten die Feinde nach. Das Heer Karls II. war umzingelt und erdrückt. An 3000 seiner Krieger waren gefallen, mehr als 6000 in Gefangenschaft gerathen, darunter die Häupter des schottischen Adels, die dem König gefolgt waren. Von denen, welche dem Blutbade entkommen waren, sahen wenige die Heimat wieder, denn das Landvolk lauerte ihnen auf und fing sie ab.

Karl II. entfloh auf sehr abenteuerliche Weise. Das Parlament setzte einen Preis von 1000 Pfund auf den Kopf „Karl Stuarts, des Sohnes des letzten Tyrannen", aber die Ehrfurcht vor dem königlichen Namen war noch so groß, daß niemand von allen, die den Flüchtling erkannten, zum Verräther an ihm werden wollte. Mit abgeschnittenen Haaren, in Bauerntracht oder Bedientenlivrée, bald in den Zweigen einer Eiche, bald unter den Heuhaufen einer Scheune versteckt, überall durch mitleidige und loyale Seelen unterstützt, wußte er die Wachsamkeit der ihm nachspürenden Verfolger zu täuschen und gelangte endlich auf einem kleinen Schiffe an die französische Küste.

In London war der Jubel nach dem ungeheuren Siege ebenso groß wie kurz zuvor die Niedergeschlagenheit. Auf Befehl des Parlamentes wurden Cromwells Schlachtberichte von den Kanzeln herab verlesen. Sein Empfang war außerordentlich feierlich, seine Belohnung überreich. Zu der städtischen Residenz wurde ihm noch Hamptoncourt als Landsitz überwiesen. Desgleichen wurden ihm, wie den übrigen Heerführern, liegende Gründe aus dem Staatsgute von bedeutendem Werth als Dotation gegeben. Er war der vergötterte Heros Englands, bewahrte jedoch seine frühere Einfachheit und liebte es nicht, von seinen Thaten zu sprechen. Sein Feldkaplan aber sagte: „Dieser Mann wird sich zum König machen."

Der General Monk vollendete inzwischen die Eroberung von Schottland. Das Schloß von Stirling mit allen Vorräthen und Schätzen, die es enthielt, ergab sich ihm. Dundee wurde mit Sturm genommen Aberdeen und St. Andrews öffneten ihre Thore. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, unterwarf sich Inverneß. Auf den zerrissenen Orkney- und Shetlandinseln wurde das Banner der Republik aufgepflanzt. Ihre Soldaten setzten den Fuß auf Gebiete, welche englische Könige niemals hatten unterwerfen können. Der stolze Argyle, der sich nach seinem Schlosse Inverary zurückgezogen hatte und dort die Botschaft von Worcester erfuhr, wünschte durch Unterhandlungen mit den Siegern einen Rest seiner alten Macht zu retten. Aber die englischen Staatsmänner hatten andere Absichten. Sie gedachten Schottland seiner alten Unabhängigkeit zu berauben und es dem eigenen Gemeinwesen einzufügen. Von den gleichen Tribunalen sollten Schotten und Engländer ihr Recht erhalten, in demselben



Sitzung des Parlamentes.

Rückseite ($^6/_7$ der Originalgröße) des von Thomas Simon geschnittenen großen Siegels für England.
Auf der Vorderseite zeigt dasselbe eine Landkarte von England mit der Umschrift:
THE · GREAT · SEALE · OF · ENGLAND · 1651.

Parlamente sollten schottische und englische Abgeordnete nebeneinander sitzen. Eine Unionsakte wurde vorbereitet, eine Kommission gewählt, um in Schottland selbst die Angelegenheit zu ordnen. Nach der Befestigung der neuen Regierung, nach der Besiegung der Iren und Unterwerfung der Schotten versuchten die Männer, welche die Revolution an die Spitze gebracht hatte, durchzuführen, was den Stuarts unmöglich gewesen war: die Herstellung einer Union, die Schaffung eines großbritannischen Reiches.

Zweites Kapitel.

Die Republik und das Ausland.

Der erste Eindruck, welchen die Nachricht vom Ende Karls I. bei den Regierungen und beim großen Publikum in Europa gemacht hatte, war der des Entsetzens gewesen. Das Festland war so lange durch den dreißigjährigen Krieg in Anspruch genommen worden, daß es sich um den Verlauf der englischen Revolution nicht eben aufmerksam hatte kümmern können. Nun aber war der westfälische Friede geschlossen. Man fand Zeit, die Blicke über den Kanal hinzuwenden, und Katholiken wie Protestanten waren einig in der herben Verurtheilung des dort Erlebten. Die Anhänger des Papstthums sahen in dem tragischen Ausgange des Königs eine Folge der Ketzerei. Die Anhänger der Reformation fühlten das Bedürfniß, ihrem Abscheu gegen die Thaten der englischen Glaubensgenossen den lautesten Ausdruck zu geben. Von den Kanzeln herab wurde gegen die „höllischen Geister" gepredigt, die auf den britischen Inseln ihr Wesen trieben. In Prosa und in Versen wurden die Namen der „Königsmörder" gebrandmarkt. Der russische Czar verjagte alle englischen Kaufleute aus seinen Gebieten. Der französische Gesandte in London forderte seine Pässe. Die Generalstaaten begaben sich in corpore zum Prinzen von Wales, um ihn ihrer Theilnahme zu versichern und begrüßten ihn mit dem Titel „Majestät". Nirgendwo hatte die Republik aufrichtige Freunde.

Karl II. hatte sich demgemäß in der Hoffnung gewiegt, daß die europäischen Mächte seine Sache zur ihrigen machen würden. Von seinem Schwager, dem Prinzen von Oranien beschützt, umgeben von so vielen getreuen Anhängern, hatte er, noch ehe er sich auf das schottische Unternehmen einließ, versucht, sich Bundesgenossen zu erwerben und seine Anerkennung als König bei den verschiedenen Höfen zu erreichen. Seine Gesandten bestürmten die Souveräne und ihre Minister mit Klagen und Bitten. Sie sahen sich indessen fast überall getäuscht. Denn wenn sich auch die allgemeine Sympathie den Royalisten zuwandte, wenn auch die förmliche Anerkennung der Republik unterblieb, so wollte ihr doch niemand, den Stuarts zu Gefallen, den Krieg erklären. Die Mächte verharrten in aufmerksamer Neutralität. Vor allem blickten die beiden rivalisirenden Staaten, Frankreich und Spanien, mit Spannung auf die Entwicklung der Dinge in England. Ihrem Kampfe hatte der westfälische Friede kein Ende gemacht, und jede von ihnen hatte

das größte Interesse, zu erfahren, ob sich das neue englische Gemeinwesen nach seiner Befestigung zu Frankreichs oder zu Spaniens Gunsten mit den festländischen Angelegenheiten befassen würde.

Der Eifer der Royalisten war mit einem solchen Verhalten wenig zufrieden. Um die öffentliche Meinung im Sinne des Königthums zu bearbeiten, beauftragten sie einen der berühmtesten Gelehrten der Zeit, vor der Welt ihr Anwalt zu sein. Salmasius, vor allem als Philologe ausgezeichnet, Professor in Leyden, ließ sich dafür gewinnen, eine Vertheidigung des hingerichteten Monarchen wie der Monarchie überhaupt abzufassen. Auf königliche Kosten gedruckt und dem „legitimen Könige Karl II." gewidmet, erschien Ende 1649 die Defensio Regia pro Carolo I. Es war ein Folioband von mehr als dreihundert Seiten, in welchem mit ungeheurem Aufwand von Citaten der göttliche Ursprung und die Unverantwortlichkeit des Königthums nachgewiesen und der Leser gegen die „tollen Hunde", die „wilden Thiere", die „gräßlichen Ungeheuer" eingenommen werden sollte, die an der Spitze der englischen Regierung standen. Der wuthentflammte Professor forderte zu einem förmlichen Kreuzzug gegen die „Feinde des menschlichen Geschlechtes" auf, von denen er einen allgemeinen Umsturz erwartete. Der republikanische Staatsrath beauftragte seinen genialen Sekretär für die fremden Sprachen, John Milton, mit der Erwiderung. Sie war gleichfalls in lateinischer Sprache abgefaßt und wurde dadurch der ganzen gelehrten Welt zugänglich. Diese „Vertheidigung des englischen Volkes", in welcher der menschliche Ursprung der Verfassungsformen und die Theorie der Volkssouveränität der mystischen Weihe eines patriarchalischen und unumschränkten Königthums gegenüber gestellt wurde, machte das größte Aufsehen. Auch Gegner der Republik gestanden zu, daß der Ruhmeskranz des Salmasius von dem gelehrten und unerschrockenen Sekretär des Staatsrathes arg zerzaust worden sei. Die Theilnahme für den englischen Schriftsteller wurde noch gesteigert, als man erfuhr, daß er das längst geschwächte Licht seiner Augen nicht geschont habe, um den ihm gewordenen Auftrag zu erfüllen. Aber auch nach seiner Erblindung konnte Milton die Feder nicht sinken lassen. Sein Streit mit Salmasius hatte andere schriftstellerische Fehden zur Folge. Sein Uebereifer verführte ihn, auch ohne Noth die Zahl seiner Feinde zu vermehren, und an seinen Namen knüpfte sich eine ganze Literatur, in der die große politische Frage, um die es sich handelte, nur zu oft durch persönliche Gehässigkeiten und Grobheiten in den Hintergrund gedrängt wurde.

Schon ehe die Schrift des Salmasius erschienen war, hatte eine blutige That den Beweis geliefert, daß die emigrirten Royalisten in ihrer Leidenschaftlichkeit sich zum Aeußersten fortreißen ließen, wodurch sie nothwendig Konflikte der jungen Republik mit dem Auslande hervorriefen. Der Staatsrath hatte die Absicht, dem englischen Residenten im Haag, Walter Strickland, einen Gesandten mit neuen Vollmachten in Gestalt des Doktor Dorislaus zuzugesellen. Dorislaus war ein Holländer von Geburt, aber seit lange in

England angesiedelt. Er war im Processe des Königs mit dazu ausersehen gewesen, die Anklage zu vertreten. Am 3. Mai 1649 langte er im Haag an. Er saß in seinem Gasthofe mit größerer Gesellschaft eben bei Tisch, als eine Rotte maskirter Bewaffneter mit gezogenen Schwertern in den Saal drang, die übrigen wegen ihrer Sicherheit beruhigte, Dorislaus aber von der Tafel wegriß und wie ein Opferthier auf dem Flecke niederstieß. Man hatte Grund anzunehmen, daß die Mörder zur Gefolgschaft Montroses gehörten. Sie rühmten sich ihrer That und verließen ungehindert die Stadt. Das Parlament ließ die Leiche des Dorislaus unter großem Pomp in der Abtei von Westminster beisetzen und sorgte freigebig für seine Kinder. Aber Genugthuung für die Ermordung des Gesandten wurde nicht erlangt. Strickland konnte nicht einmal die geforderte Audienz bei den Generalstaaten durchsetzen und mußte unverrichteter Dinge abreisen. Das einzige, was geschah, war, daß Karl II. damals bewogen wurde, den Haag zu verlassen. Er nahm einige Zeit darauf in Breda seinen Aufenthalt, wo denn auch jener verhängnißvolle Vertrag mit den schottischen Covenanters geschlossen wurde.

Kaum ein Jahr seit der Ermordung Dorislaus' war vergangen, als eine ähnliche That des Fanatismus an einer anderen Stelle vollführt wurde. Anton Ascham, der als ein eifriger Republikaner bekannt war, wurde als Gesandter nach Spanien geschickt. Gegen die Abmahnungen der royalistischen Emissäre Hyde und Cottington hatte sich der König von Spanien bereit erklärt, ihn zu empfangen. Ascham wurde vorläufig mit seinem Dolmetscher, einem ehemaligen Franziskaner, in einer kleinen Herberge untergebracht. Den folgenden Tag, als er mit diesem speiste, schlichen sich ein paar Royalisten ins Haus, einer brachte Ascham, noch ehe er seine Pistole ergreifen konnte, einen tödtlichen Dolchstich bei, auch der Dolmetscher, der um Hilfe rief, wurde niedergestreckt. Die Mörder flüchteten sich zum Theil in die Wohnung des venetianischen Gesandten, zum Theil in eine benachbarte Kirche. Die spanische Regierung trug zuerst große Entrüstung zur Schau und ließ die Geflüchteten ergreifen. Als aber die Geistlichkeit ihr Recht der Asylgewährung geltend machte, wurde nur einer, ein Protestant, gehängt, die übrigen durften entlaufen. Der erste spanische Minister gestand in vertraulichem Gespräch, er beneide die wackeren Männer, die so edel gehandelt hätten.

Vorfälle wie diese mußten das Gefühl der englischen Regierung gegen das Ausland mächtig erregen. Noch größere Verwickelungen schien aber die Thätigkeit des Prinzen Rupert von der Pfalz herbeiführen zu müssen. Dieser Prinz, der sich bereits durch seine Tapferkeit und Brutalität im Landkrieg einen so furchtbaren Namen gemacht hatte, erschien seit dem Ende des Jahres 1648 in Gemeinschaft mit seinem Bruder Moritz als Seeheld von derselben Unerschrockenheit und Grausamkeit. Ein Theil der während des zweiten Bürgerkrieges desertirten englischen Kriegsschiffe begab sich unter seinen Befehl. Mit ihnen begann er einen Raubzug gegen englische

Kauffahrer, der ihm die Mittel verschaffte, sich eine ansehnliche Flotte zu bilden. Holländische, schottische, französische Kapitäne schlossen sich ihm an. Ein förmlicher Korsarenstaat bildete sich, dessen Gebiet die Wellen der Nordsee waren, dessen Glieder Piratengesindel aus aller Herren Ländern, dessen Herrscher der wilde deutsche Prinz. Er sah es nicht nur auf eine Störung des englischen Handels ab, sondern ließ sich auch jede Beute sonst gefallen und erlaubte seinen rauhen Gesellen, wenn sie rebellisch ihren Sold forderten, auf jedes Segel Jagd zu machen, dessen man ansichtig wurde. Doch behielt er immer als hauptsächliches Ziel im Auge, die Küsten der britischen Inseln zu beunruhigen, den Verkehr mit den englischen Häfen zu erschweren und namentlich die freie Verbindung zwischen England und Irland soviel als möglich zu hindern. Der Prinz handelte auf die Vollmacht Karls II. hin, dem ein Theil der Prisen zufiel.



Robert Blake.
Nach einem Stiche von R. Young.

Die Regierung konnte dies Treiben nicht dulden. Sie mußte ihre Kaufleute schützen, ihre Transportschiffe sicherstellen, ihrer Flagge Ansehen verschaffen. Es war freilich keine kleine Arbeit, die englische Marine wieder zu heben, die während der Verwirrung der bürgerlichen Kämpfe sehr vernachlässigt worden war. Namentlich Henry Vane widmete sich dieser schwierigen Aufgabe mit großem Eifer. In kurzem gebot die Republik über eine ansehnliche Flotte, und schon war der Mann gefunden, der als Admiral den Ruhm der alten englischen Heroen des Meeres erneute: Robert Blake, als Vertheidiger von Lyme und Taunton schon bekannt.[1])

Auch er hatte bis dahin ebenso wenig wie Prinz Rupert Gelegenheit gehabt, auf dem weiten Schlachtfelde der See Proben seiner Tapferkeit abzulegen, aber er machte sich mit erstaunlicher Schnelligkeit das feuchte Element vertraut und stellte sich alsbald den Drake und Raleigh würdig

1) Reinhold Pauli, Robert Blake (in den Aufsätzen zur englischen Geschichte 1869) nach Hepworth Dixon, Robert Blake, Admiral and General at Sea, based on family and state papers Ed. II. 1858 und Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers by Eliot Warburton 1849.

an die Seite. Seine Vorfahren waren Seeleute und Kaufherren gewesen, als Knabe hatte er in der Vaterstadt Bridgewater Schiffe den Parretfluß hinauf- und hinabfahren gesehen und Abends am Kaminfeuer den Erzählungen der Kapitäne von ihren Abenteuern in fremden Ländern gelauscht. Aber der Vater wollte einen Gelehrten aus ihm machen, und ihm selbst wurden die Bücher lieb, die er bei Jahre langem, fleißigen Studium in Oxford um sich aufhäufte. Da nöthigte ihn der Tod seines Vaters die Studien zu unterbrechen, das ererbte mit Schulden belastete Geschäft zu übernehmen und für seine jüngeren Geschwister zu sorgen. Er entledigte sich seiner Pflichten mit Hingebung, ohne die öffentlichen Angelegenheiten darüber zu vernachlässigen. Die großen Männer der antiken Freistaaten als nachahmenswerthe Muster vor Augen, Puritaner im tiefsten Grunde seiner Seele, betheiligte er sich beim Kampfe gegen die Willkürherrschaft Karls I. Seine Vaterstadt schickte ihn ins kurze Parlament. Im langen Parlament erschien er erst, nachdem er während des Bürgerkrieges reiche Lorbeeren errungen hatte. Aber er fühlte sich um so weniger dazu getrieben eine politische Rolle zu spielen, je herber er die Gewaltakte seiner eigenen Partei mißbilligte. Er soll erklärt haben, daß er eben so gern sein Leben opfern würde, um das des Königs zu retten, wie er es im Kampfe fürs Parlament in die Schanze geschlagen habe. Dagegen zögerte er keinen Augenblick, dem Neffen des Königs, dem Feinde der Republik, auch auf dem Meere entgegenzutreten, sobald ihn das Vertrauen der Regierung auf den neuen Posten eines Flottengenerals stellte. Mit einem außerordentlichen Talente des Organisirens verband er im höchsten Grade die Gabe, sich bei dem Schiffsvolke beliebt zu machen. Alles schwärmte für den schlichten, wohlwollenden Vorgesetzten, der keine überflüssige Schüssel an seinem Kajütentische duldete, und der seine Unterhaltung durch eine sarkastische Bemerkung oder ein Citat aus den geliebten Alten zu würzen pflegte.

Die erste Waffenthat gelang dem neuen Admiral im Winter 1649. Er blokirte den Prinzen Rupert im Hafen von Kinsale an der Südküste von Irland und nahm ihm drei Schiffe weg. Mit dem Reste seiner Flotte wußte Rupert zu entkommen. Er segelte an die Küste von Portugal, um von dort seine Raubfahrten wieder aufzunehmen. Blake folgte ihm. Beide Flotten lagen sich in der Mündung des Tajo gegenüber. Ein Bruder Henry Vanes, Gesandter der Republik, forderte vom König von Portugal Ausweisung Ruperts oder Erlaubniß für Blake in den Hafen einzudringen und die Freibeuter zu züchtigen. Der König, bei welchem der Neffe Karls I. in Gunst stand, gab ausweichende Antworten und suchte den englischen Admiral durch Komplimente zu beschwichtigen. Aber Blake ließ nicht mit sich spaßen. Den Kanonen der portugiesischen Forts zum Trotz versuchte er die Einfahrt in den Hafen zu erzwingen. Als er die Unausführbarkeit des Unternehmens einsah, warf er sich darauf, den portugiesischen Handel zu stören. Er nahm fünf reichbeladene Schiffe weg, die von Brasilien in die Heimat

zurückkehren wollten, und lieferte einer großen Flotte von Kauffahrern ein erfolgreiches Gefecht. Die Portugiesen übten Rache, indem sie englische Kaufleute, die in Lissabon ansässig waren, ins Gefängniß werfen ließen. Als sie jedoch einsahen, daß Blake nicht eher von seinen Repressalien ablassen werde, als bis sie dem Prinzen Rupert ihren Schutz entzogen hätten, erhielt dieser den Befehl sich zu entfernen oder den republikanischen Admiral zu verjagen. Das letzte konnte ihm um so weniger gelingen, da Blake inzwischen Verstärkungen von Hause erhalten hatte. So entschloß er sich denn dazu das weite Meer zu suchen. Mit großem Geschick schlug er sich durch die Meerenge von Gibraltar an die spanischen und französischen Küsten, wo ihm wieder einige englische Handelsschiffe zur Beute wurden. Aber Blake konnte er nicht entwischen. Die Spanier mußten es dulden, daß der Admiral der Republik in unmittelbarer Nähe ihrer Küste seinen Feind angriff. Die Piratenflotte wurde gegen Ende des Jahres 1650 in Grund gebohrt oder in alle vier Winde zerstreut. Die Prinzen entkamen mit ein paar Schiffen. Eine Zeit lang setzten sie an der Küste von Afrika ihr Räuberleben fort. Dann versuchten sie in den westindischen Gewässern bei den kleinen Antillen Posto zu fassen. Dort ging Prinz Moritz in einem Sturme zu Grunde. Rupert, ein Admiral ohne Flotte, ein Feldherr ohne Soldaten, kehrte zurück, verkaufte seine Schiffe an Mazarin und suchte ein Asyl am französischen Hofe.

Der Energie Robert Blakes gelang es, auch noch an einer anderen Stelle der republikanischen Flagge Achtung zu verschaffen. Während er der Flotte der pfälzischen Prinzen aufgelauert hatte, war der Piratenkrieg an den Küsten von England mit Lebhaftigkeit fortgeführt worden. Die Kavaliere hatten sich auf den Scilly-Inseln, auf Jersey und Guernsey eingenistet und fühlten sich in diesen natürlichen Felsenburgen vollkommen sicher. Kein Kauffahrer durfte es wagen, sich am Horizonte blicken zu lassen, viele Meilen in der Runde erstreckten sich ihre Raubzüge, und sie bargen ihre Beute in den leicht zu vertheidigenden, von Klippen umstarrten Buchten. Gegen diese Piratenkastelle richtete Robert Blake im Sommer 1651 seinen Angriff. Er widerlegte thatsächlich das Vorurtheil, daß es unmöglich sei, vom Meere aus Festungswerke am Gestade zu erschüttern. Seine Schiffskanonen legten Bresche in die Mauern, die feindlichen Batterieen wurden zum Schweigen gebracht. War man gelandet, so setzten Mörser von schwerem Kaliber, die den Arsenalen von Plymouth entnommen wurden, das Werk der Zerstörung fort. Die Kavaliere mußten kapituliren. Die Sieger hißten die Flagge des Freistaates auf: das rothe Kreuz im weißen Felde.

Solche Erfolge in Verbindung mit den Siegen Cromwells konnten auf das Verhältniß der europäischen Mächte zur englischen Regierung nicht ohne Einfluß bleiben. Man fing allmählich an, ihre Bedeutung zu würdigen, den Besitz ihrer Gunst für wünschenswerth zu halten. Portugal erklärte sich bereit, Schadenersatz für die englischen Bürgern zugefügte Unbill zu leisten und schickte einen Gesandten, um darauf hinzielende Vorschläge zu machen.

Das Parlament aber fand sie ungenügend und bewies aller Welt, daß ihm keine auswärtige Macht Vorschriften machen dürfe, indem es dem Gesandten seine Pässe zustellen ließ. Spanien zögerte nicht länger die Anerkennung der Republik auszusprechen und hatte die Genugthuung, daß sein Gesandter in feierlicher Audienz empfangen wurde. Der Leiter der französischen Politik sah nicht ohne Besorgniß auf die Annäherung der englischen Republikaner und der europäischen Großmacht, welche Frankreich bekämpfte. Aber er fühlte sich außer Stande mit ihr zu wetteifern. Dem Hause Bourbon war eine förmliche Anerkennung jener Republik nicht so leicht zuzumuthen, deren Beherrscher den Gemahl einer französischen Prinzessin aufs Schafott gebracht hatten. Auch waren Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England vorgekommen, die beinahe den Charakter eines Krieges annahmen. Frankreich hatte den Import englischer Wollen- und Seidenmanufakturen verboten, England hatte mit einem ähnlichen Verbote der Einfuhr französischer Waaren geantwortet. Als die Franzosen so weit gingen, englische Kauffahrer mit Beschlag zu belegen, machten auch die Engländer auf französische Fahrzeuge Jagd, und Blake nahm nach einem mehrstündigen siegreichen Gefechte sogar ein französisches Kriegsschiff weg, das in der Meerenge von Gibraltar stationirt war, um dort den englischen Seglern aufzulauern.

Mazarin, dem alles daran lag, Englands Bundesgenossenschaft im Kampfe gegen Spanien zu gewinnen, war noch damit beschäftigt, eine gütliche Beilegung dieser Mißhelligkeiten zu suchen, als seine eigene Stellung erschüttert wurde. Die Fronde triumphirte, zwang ihn zur Flucht und knüpfte sogar Beziehungen zu den englischen Machthabern an. Die Spanier hofften einen großen Bund gegen Frankreich zu Stande zu bringen, in welchem England nicht die geringste Rolle zugedacht war. Es wurde erwogen, ob man ihm als Preis für eine Allianz nicht einen festen Platz auf dem Kontinente, etwa Calais, überlassen sollte. Daß Robert Blake eine französische Flotille angriff, die dem bedrängten Dünkirchen Lebensmittel und Verstärkungen zuführen sollte, erleichterte in der Folge den Spaniern die Einnahme dieser wichtigen Festung. Erst Ende des Jahres 1652, als die Fronde zersprengt, ihr Haupt, der Prinz von Condé, vertrieben, Mazarin wieder zur Macht gelangt war, konnte dieser aufs neue daran denken, sich wieder um die Gunst der englischen Republik zu bewerben. Er zögerte nicht länger sie anzuerkennen. Henriette Maria, die Wittwe Karls I., war über diese Rücksicht, die man den „infamen Verräthern" schenkte, in tiefster Seele empört. Aber die Politik trug den Sieg über das Mitgefühl davon. Für Mazarin waren und blieben diese infamen Verräther sehr begehrenswerthe Bundesgenossen im Kriege gegen die Spanier, und er bemühte sich, sie von diesen weg auf seine Seite zu ziehen.

Die Leiter des englischen Freistaates hatten jedoch andere Sorgen, als sich zu Gunsten dieser oder jener Partei in den spanisch-französischen Krieg einzumischen. Sie sahen sich selbst in einen Kampf mit einer der europäi-

schen Mächte verwickelt, der ungeahnte Dimensionen annahm und ihre Aufmerksamkeit vollauf beschäftigte. Das Verhältniß der Niederlande zu England war schon seit einiger Zeit ein sehr gespanntes. Beide Staaten besaßen dem Namen nach die gleiche Verfassung, so sehr sich diese ihrem Wesen nach auch unterschied. In beiden war das gleiche religiöse Gefühl der Massen mächtig und wirkte auch auf die Politik bedeutend ein. Dennoch stellte sich das neue englische Gemeinwesen eben zu den Generalstaaten feindlicher als zu irgend einem Staate des Festlandes sonst. Allerdings war im November des Jahres 1650 ein Ereigniß eingetreten, das anfangs von günstigem Einfluß auf die Beziehungen der beiden Länder zu sein schien. Der Prinz von Oranien, der Schwager und Beschützer Karls II., war plötzlich an den Pocken gestorben. Er hinterließ keinen mündigen Erben. Eine Woche nach seinem Tode erst gab seine Wittwe einem Sohne das Leben, der sich im Laufe des Jahrhunderts als Wilhelm III. seinen großen Namen machte. Die Partei des Statthalters, der Anhang des Hauses Nassau-Oranien, war für lange Zeit der Führung beraubt. Die Partei der aristokratischen Republikaner erhielt das Uebergewicht. Mit diesen, die ihre Stärke in der Provinz Holland hatten, gedachte die englische Regierung sich zu verständigen, denn sie waren großentheils Gegner der Stuarts gewesen und hatten ein friedliches Zusammengehen mit der Republik jenseits des Kanals befürwortet. In England erwachte die Hoffnung, daß man möglicher Weise einen Bund zwischen den beiden Freistaaten werde schließen können, der noch über eine zeitweilige Allianz hinausgehen würde. Eine feierliche Gesandtschaft, der Strickland und St. John angehörten, wurde im Februar 1651 in den Haag geschickt. Die Generalstaaten nahmen sie mit höchster Ehrerbietung auf. Sieben Kommissäre traten mit ihnen in Unterhandlung.

Allein sehr bald verdüsterten sich wieder die Aussichten. Der Plan, eine Union zwischen den beiden Republiken zu begründen etwa in der Art, wie sie zwischen England und Schottland angebahnt wurde, war doch zu phantastisch, als daß er auf Annahme bei den Niederländern hätte rechnen dürfen. Auch weigerten sich die englischen Gesandten Wochen lang, klare und bestimmte Vorschläge zu machen, die sie vielmehr innerhalb bestimmter Frist von den Generalstaaten erwarteten. Die oranische Partei war noch immer sehr stark. Die niederen Volksmassen, im Gegensatz zum kaufmännischen Patriciat, gehörten ihr an, und diese ließen keine Gelegenheit vorübergehen, den Gesandten der Königsmörder ihre Verachtung zu bezeugen. Englische Kavaliere, Genossen des Herzogs von York, der bei seiner Schwester, der Wittwe des Oraniers residirte, schöpften aus dem Verhalten der Bevölkerung Muth, auch ihrerseits die Gesandtschaft zu beschimpfen. Prinz Edward, ein jüngerer Bruder des Prinzen Rupert von der Pfalz, rief ihren Mitgliedern, als sie im Wagen vorüberfuhren, die Worte „Schurken" und „Hunde" zu. Der Herzog von York zog im Stadtparke gegen St. John den Degen. Ein royalistischer Officier verschwor sich, er werde ihn in seiner Wohnung erdrosseln.

Die Behörden versprachen die Gesandten schützen zu wollen, aber der Haß des Volkes und der Emigranten machte sich immer wieder Luft. Das englische Parlament ließ darauf neun holländische Kauffahrer aufgreifen, die ihren Kurs von Amsterdam nach Portugal genommen hatten, und rief bald danach seine Gesandten zurück. Noch war der Krieg nicht ausgebrochen, St. John hielt vor den Generalstaaten eine Abschiedsrede, die der Form nach maßvoll war. Allein man täuschte sich in den Niederlanden keineswegs darüber, daß die englischen Machthaber einen Kampf nicht scheuen würden.

Was diesen Kampf in erster Linie hervorrief, war der Gegensatz der merkantilen Interessen. Dem englischen Staate war das Uebergewicht unerträglich, welches die Niederländer damals auf dem Weltmarkte besaßen. Unter der Herrschaft der Stuarts hatte die englische Marine an Bedeutung verloren, während die niederländische sich mächtig gehoben hatte. Namentlich der Zwischenhandel, der Transport ausländischer Waaren von einem Orte zum anderen, lag großen Theils in der Hand der erfahrenen niederländischen Rheder. Selbst englische Kaufleute vertrauten nicht selten ihre Waarenballen, Tonnen und Fässer lieber einem Frachtschiffer von Amsterdam als von London an. Eine solche Ueberlegenheit der niederländischen Schifferei war um so empfindlicher, da sie auch den Royalisten zu gute kam. Virginien und die Insel Barbadoes waren anfangs dem Königthum treu geblieben. Die Erzeugnisse ihres Bodens wurden von den Eigenthümern absichtlich nicht auf Schiffe des Mutterlandes, sondern auf holländische Fahrzeuge verladen und so zum Nachtheil der heimischen Rheder selbst nach England übergeführt. Diesem Zustande sollte durch Eingriff der Gesetzgebung ein für alle Mal ein Ende gemacht werden. Am 5. August 1651 wurde die sogenannte Navigationsakte im Parlamente eingebracht und am 9. Oktober wurde sie endgiltig angenommen. Sie bestimmte, daß in Zukunft kein Produkt der englischen Kolonieen nach England verbracht werden dürfe außer auf einem Schiffe, dessen Eigenthümer dem Mutterlande oder den Kolonieen angehöre, und daß alle aus Europa stammenden Waaren gleichfalls nur auf englischen oder Fahrzeugen der Länder, in denen die Güter ihren Ursprung hätten, importirt werden sollten. Es war ein furchtbarer Schlag gegen den niederländischen Transporthandel. Bald darauf wurden sogar einer Anzahl englischer Kaufleute, die sich über ungerechte Maßregeln der Holländer beschwerten, Kaperbriefe ertheilt. Beinahe hundert holländische Fahrzeuge wurden in Folge dessen für gute Beute erklärt und in englische Häfen weggeschleppt. Die alten Streitfragen über die Fischerei, den Flaggengruß, das Recht der Visitation und Konfiskation wachten wieder auf, die letzte um so eher, da die englische Regierung Grund zu der Befürchtung hatte, daß den Royalisten auf holländischen Schiffen oft genug Kriegsmaterial zugeführt worden sei.

Die Generalstaaten suchten den Bruch noch zu vermeiden. Die Niederlage Karls II. bei Worcester hatte ihnen eine neue Probe von der Lebenskraft der englischen Republik gegeben. Sie wollten, wenn es irgend anginge,

ihre Freundschaft erhalten. Im December 1651 schickten sie eine außerordentliche Gesandtschaft nach London, um die gefährlichen Folgen der Navigationsakte abzuwenden und die Verhandlungen über den Abschluß einer Allianz wiederaufzunehmen. Sie wurden mit großem Pompe empfangen, aber den Zweck ihrer Mission konnten sie nicht erfüllen. Auf beiden Seiten wurde die Sprache von Tag zu Tag gereizter. Der Pöbel von London bezeugte die größte Lust, in Beleidigungen der Fremden hinter dem Pöbel des Haag nicht zurückzubleiben. Die oranische Partei drängte zum Beginne des Krieges, durch den sie glaubte nur gewinnen zu können. In beiden Ländern wurden die Vorbereitungen mit fieberhafter Eile betrieben. Die Provinz Holland ging voran, ließ eine Flotte von hundertundfunfzig Schiffen ausrüsten, betraute den berühmten Admiral van Tromp mit ihrer Führung und legte auf alle englischen Kauffahrer, die in ihren Häfen ankerten, Beschlag. Am 19. Mai erschien Tromp mit einem Geschwader von vierzig Schiffen auf der Höhe von Dover, wo er der halb so starken Flotille Robert Blakes ansichtig wurde. Der holländische Admiral erklärte, daß er nicht in feindlicher Absicht komme, sondern nur durch die Ungunst der Witterung in die Nähe der englischen Küste getrieben worden sei. Aber er weigerte sich, wie das in solchem Falle verlangt wurde, vor der Flotte des Nachbarlandes zum Zeichen achtungsvoller Begrüßung die Flagge zu streichen. Statt dessen feuerte er eine volle Breitseite auf das englische Admiralschiff ab. „Sehr unhöflich," soll Blake ausgerufen haben, „meinem Schiffe die Fenster einzuwerfen, als wäre es ein schlechtes Haus." Auch er ging nun zum Angriff über und richtete seine Kanonen gegen den „Brederode", an dessen Bord Tromp kommandirte. Das Gefecht wurde allgemein, die Engländer hielten sich wacker, nach ein paar Stunden suchte Tromp, um zwei Schiffe ärmer, das Weite.

Das Ereigniß machte einen ähnlichen Eindruck wie so viele Menschenalter später die Nachricht von Navarin. Die ersten Schüsse waren gefallen, niemand wollte noch etwas von Friedensverhandlungen wissen. Wohl stellte sich im Namen der Generalstaaten Adrian Pauw, Großpensionär von Holland und kein Fremdling in England, beim Parlamente ein, um das „unglückselige Vorkommniß" zu entschuldigen, Genugthuung und ein nachgiebiges Benehmen zu versprechen. Aber er erhielt eine stolze Antwort, aus der hervorging, daß man in England den Bruch herbeiführen wolle. Es wurde ihm eine Rechnung vorgelegt von mehr als anderthalb Millionen Pfund Sterling, viele Jahre zurückreichend, in der alle Verluste aufgezählt waren, die England in Folge der niederländischen Feindseligkeiten erlitten hätte. Er suchte noch den Nachweis zu führen, daß die Niederlande wohl berechtigt seien eine Gegenrechnung aufzustellen, als den Generalstaaten die Abberufung des Gesandten nothwendig erschien. Kurz danach am 7. Juli 1652 veröffentlichte das Parlament seine Kriegserklärung. Die Generalstaaten ließen mit der Ausgabe ihres Kriegsmanifestes denn auch nicht lange auf sich warten.

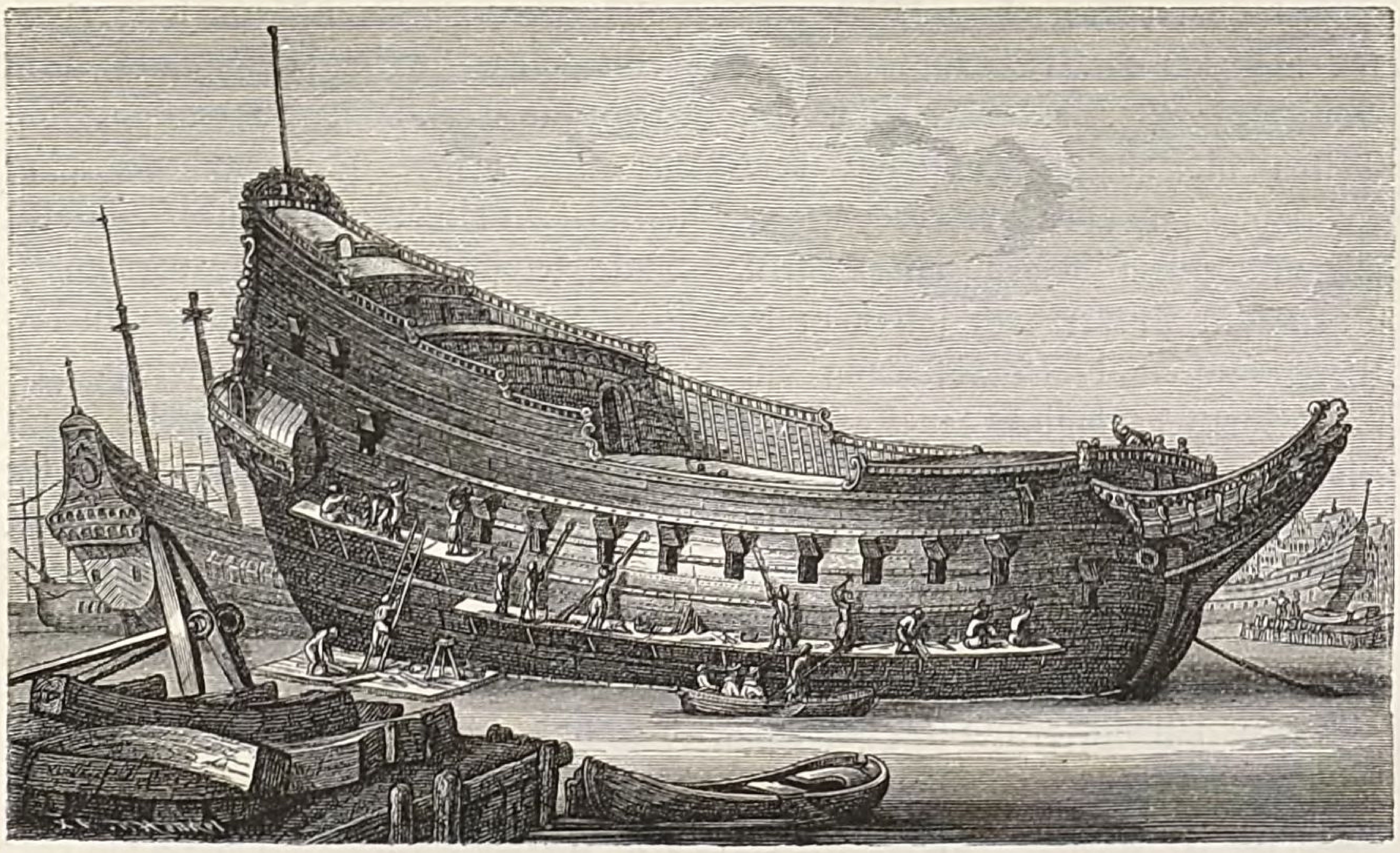
Wo immer englische und niederländische Schiffe sich nun begegneten, in

den europäischen Gewässern oder in der Nachbarschaft der Kolonieen entbrannte der hitzigste Kampf. Am heftigsten wurde er im Kanale geführt. Hier legte die junge Seemacht der Republik ihre Feuerprobe ab. Die niederländische Flotte war ein anderer Feind als das royalistische Piratengeschwader, und die großen Seehelden der vereinigten Provinzen bedeuteten etwas mehr als die tollkühnen pfälzischen Fürstensöhne. Doch lernten es die Engländer sehr bald, sich an ihren gefährlichen Gegnern zu üben. Sie sahen ihnen die Leichtigkeit der Bewegung, die Geschicklichkeit der Evolutionen ab und übertrafen sie durch die solide Bauart ihrer großen Schiffe und durch die Güte ihrer weittragenden Bronce-Kanonen. Der nationale Enthusiasmus entzündete sich an den Berichten der gewaltigen Seeschlachten, die größten Opfer wurden gefordert und gebracht, um die Rüstungen fortzusetzen, und das Organisationstalent der Regierung arbeitete mit der Tapferkeit der Flottenführer und der Mannschaften zusammen. Während Blake die holländischen Häringsfischer auseinanderjagte, die sich, wie alljährlich, an den Küsten Schottlands und den nahen Inselgruppen sammelten, deckte George Ayscough, ein erprobter Admiral, die Südküste von England und störte den Handel der Niederländer im Kanale. Tromp wollte ihn angreifen und glaubte mit leichter Mühe über den schwachen Feind triumphiren zu können. Der Schrecken in London war nicht gering. In den Küstengrafschaften wurden die Milizen aufgeboten und Strandbatterieen errichtet. Aber der Eintritt einer Windstille zwang den Holländer seinen Plan aufzugeben. Bald danach machte er sich bei günstigem Winde auf den Weg, um Blake zu vernichten. Er traf ihn in den ersten Augusttagen zwischen den Shetland- und Orkney-Inseln. Blake bemerkte, daß ein Sturm im Anzuge sei und hatte noch eben Zeit seine Schiffe in Sicherheit zu bringen. Die niederländische Flotte aber wurde während der Nacht auf den klippenreichen Fluthen von einem furchtbaren Unwetter gefaßt und auseinander gerissen. Ihre Trümmer bedeckten das Meer. Tromp, verfolgt von den Engländern, brachte nur vierzig übel zugerichtete Fahrzeuge von beinahe hundert in die Heimat zurück. Da brach ein schlimmeres Unwetter, die Wuth des Volkes, gegen ihn los. Auch die herrschende Partei nahm sich seiner nicht an, da er dem Hause Oranien geneigt war. Man gewährte ihm seine Entlassung und setzte Michiel de Ruyter an seine Stelle, einen Mann, der ihm an Genie nichts nachgab.

De Ruyter, glücklicher als sein Vorgänger, trieb die Flotte Ayscoughs sofort in den Hafen von Plymouth zurück. Verbunden mit Cornelius de Witt, dem er sich unterzuordnen hatte, mußte er sich wider seinen Willen an einem Kampfe gegen Blake betheiligen, der mittlerweile an der Küste von Kent erschienen war. Trotz der heroischen Anstrengungen der Holländer fiel der Tag unglücklich für sie aus. Sie ergriffen vor Blake die Flucht, und dieser konnte ein paar Tage triumphirend der feindlichen Küste entlang segeln. Diese Niederlage hatte bei den Generalstaaten einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie sich entschlossen, Tromp wieder die Würde des

ersten Admirals zu verleihen. Er war doch nur den wüthenden Elementen, nicht den Feinden erlegen. Er hatte doch in dem langen und heißen Kampfe mit den Spaniern unverwelkliche Lorbeeren erworben. Alle übrigen Seehelden wurden unter sein Kommando gestellt. Sie waren gerne bereit, unter ihm zu dienen mit Ausnahme de Witts, der sich mit der Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit entschuldigte.

Die englische Regierung war auf einen Angriff während des Winters nicht gefaßt und durch die inneren Angelegenheiten sehr in Anspruch genommen. Blake hatte mehrere Geschwader nach anderen bedrohten Punkten entsenden müssen, die Generale Monk und Dean, die ihm Verstärkungen zu-



Im Bau begriffenes holländisches Kriegsschiff. Nach einer Radirung von Wenzel Hollar. Mitte des 17. Jahrhunderts.

führen und ihm beigesellt werden sollten, wurden noch in Schottland festgehalten. Diesen Augenblick ersah sich Tromp, um über den Gegner herzufallen. Er ordnete seine dreiundsiebzig Schiffe gegenüber den siebenunddreißig Blakes an der Küste von Essex. Der englische Admiral ließ sich statt zu fliehen mit einer Art von Tollkühnheit am 29. November auf den Kampf ein und hatte schwer dafür zu büßen. Er selbst gerieth in die größte Gefahr, sein Schiff wurde fürchterlich zugerichtet, zwei Fahrzeuge fielen nach verzweifeltem Widerstande den Holländern zur Beute, die meisten übrigen hatten ihre Masten und ihr Takelwerk verloren. Was von der englischen Flotte noch beisammen war, wurde nur durch die einbrechende Nacht gerettet und suchte in der Themsemündung Zuflucht. Blake forderte die strengste Untersuchung und bot seine Entlassung an. Aber der Staatsrath benahm sich wie der römische Senat nach der Schlacht von Cannae. Er ließ den

Besiegten seine Niederlage nicht entgelten. Blake blieb im Amte, suchte die Schäden wieder auszubessern, die gelockerte Disciplin herzustellen, die Zahl der Schiffe und der Bemannung zu verstärken, während Tromp mit seiner Flotte im Kanal einherstolzirte, einen Besen statt einer Flagge am Mast, zum Zeichen dafür, daß er die Meerenge rein gefegt habe.

Schon im Februar 1653 ließ sich Blake mit der stärksten englischen Armada, die bis dahin erschienen war, wieder auf dem offenen Meere blicken. Ein Theil der königlichen Schlösser und Parkanlagen war zum Zwecke ihrer Ausrüstung für den Verkauf bestimmt worden. Penn und Lawson, Monk und Dean, tapfere Soldaten, die auf der See oder zu Lande sich schon einen Namen gemacht hatten, waren mit Blake verbunden. Und es gelang ihm, die Scharte vom November 1652 wieder auszuwetzen. Drei Tage lang, vom 18. bis zum 20. Februar, wurde über die ganze Breite des Kanals, vom Vorgebirge Portland bis zum Kap La-Hogue, gekämpft und auf beiden Seiten die höchste Tapferkeit bewiesen. Die beiden Flaggenschiffe, „der Triumph" und „der Brederode" legten sich hart an einander und überschütteten sich mit einem Regen von Kugeln. Blake selbst wurde schwer verwundet. Durch den Pulverrauch sah man brennende und sinkende Fregatten. An den Ufern lauschte die Bevölkerung auf die dröhnende Kanonade. Zuletzt fand sich Tromp genöthigt, den Kampf aufzugeben und mit den Trümmern seiner Flotte der Küste Frankreichs entlang den heimischen Häfen zuzueilen. Er hatte einen großen Theil seiner Kriegsschiffe verloren, ein Geschwader von Kauffahrern, das er hatte geleiten wollen, hatte die schwersten Einbußen erlitten, es war der glorreichste Sieg, den die Engländer bis dahin in diesem Kriege davongetragen hatten.

So schwankte die Entscheidung hin und her. Doch neigte sich die Wagschale zu Gunsten Englands. Die reformirte Welt sah mit Betrübniß, wie sich die beiden Republiken zerfleischten, deren Bevölkerung glaubensverwandt war. Die Krone Schweden und die evangelischen Stände der Schweiz boten durch Entsendung diplomatischer Agenten die Vermittelung des Friedens an. Da trat in der inneren Geschichte des englischen Staatswesens eine Veränderung ein, deren Rückwirkung auf die auswärtigen Verhältnisse, insbesondere auch auf die Kriegspolitik nicht ausbleiben konnte.

Drittes Kapitel.

Zersprengung des langen Parlamentes.

Alles, was seit dem Aufhören der Monarchie im Inneren des englischen Staates vollbracht worden, wie alles, was gegenüber den Mächten des Auslandes erreicht worden war, hatte sich vollzogen unter der Autorität des Parlamentes. In seinem Namen wurde Ruhe und Ordnung bewahrt, Recht gesprochen und der Staatsschatz verwaltet. Seine Feldherren hatten die irischen Rebellen besiegt, Schottland zum Gehorsam gebracht und den Prätendenten verjagt. Seine Admiräle verschafften der englischen Flagge Achtung und maßen sich mit den niederländischen Seehelden. Aus seinen Berathungen ging auch im Anfange des Jahres 1652 die Akte der Amnestie hervor, welche die Wunden des Bürgerkrieges schließen und den Royalisten, vorausgesetzt, daß sie der Republik Treue versprächen, Erlaß aller Strafen und Bußen gewähren sollte. Es konnte den Anschein haben, als wenn das Parlament, nach innen und außen siegreich, allen Gefahren entrückt wäre. Und doch trug es in sich selbst den Keim der Vernichtung.

Zunächst mußte auch dem blödesten Auge klar sein, daß diese Versammlung, dieser Rump, sehr mit Unrecht die Rolle einer Vertretung des Volkes auf sich nahm. Die Mitgliederzahl des ursprünglichen Parlamentes war außerordentlich zusammengeschrumpft und von den vorhandenen Mitgliedern erschien regelmäßig kaum die Hälfte in den Sitzungen. Zwischen diesen und dem Staatsrath wurden die Geschäfte abgemacht. Man beklagte sich bitterlich darüber, daß eine kleine geschlossene Gesellschaft alles in Händen habe, daß oft schon im Zimmer des Sprechers durch Privatunterhandlung das Wichtigste entschieden werde, und daß die Committees über persönlichen Rücksichten aller Art das Gemeinwohl außer Acht ließen. „Man schloß Verträge," sagte der Verfasser einer Flugschrift im Rückblick auf diese Zeit, „Privatinteressen mischten sich ein, mit unnöthigen Dingen wurde die Zeit vertrödelt, während tausende von armen Gläubigern und Petenten mit ihren Forderungen ungehört und unbeachtet blieben." Gegen dieses und jenes Mitglied wurden noch schwerere Vorwürfe erhoben. Der Verkauf des Kirchen- und Krongutes, die Sequestration der Ländereien und der fahrenden Habe von Royalisten hatten hie und da die Verführung mit sich gebracht, von der politischen Stellung, deren man sich erfreute, zu eigenen Gunsten Gebrauch zu machen. Es wurde auf einzelne Mitglieder hingewiesen, die

über Nacht für billiges Geld ein Schloß oder einen Wald erworben haben sollten. Anderen wurde nachgesagt, daß sie ihren Verwandten oder Freunden durch die Finger gesehen oder gegen zahlungsfähige und freigebige Delinquenten Gnade geübt hätten. Bis in die entfernteste Grafschaft hin wirkte der Druck der Centralgewalt in London durch die gefürchteten Committees der Provinzen.

Den hervorragenden Leitern des Parlamentes ließen sich freilich solche Vorwürfe nicht machen. Ihre Hände waren rein und ihr Ruf blieb unangetastet. Aber auch sie mußten sich sagen lassen, daß das Werk der Reform nicht fortrücke. Viele enthusiastische Seelen hatten den Anbruch der republikanischen Aera mit den größten Hoffnungen begrüßt, eine Erleichterung der finanziellen Lasten, eine Verbesserung des Rechtes, eine Sicherung der kirchlichen Unabhängigkeit erhofft. Sie sahen sich bitter enttäuscht. Die Abgaben waren in Folge der Kriege, welche die Republik zu führen hatte, drückender als je zuvor geworden. Heer und Flotte erforderten zusammen einen monatlichen Aufwand von 120,000 Pfund. Die Verbesserung des Rechtswesens stieß auf große Schwierigkeiten. Trotz vielfacher Berathungen wurde nicht einmal eine Aenderung der lastenden Armen- und Strafgesetzgebung zu Wege gebracht. Die Lösung der kirchenpolitischen Frage ließ noch auf sich warten. Vorläufig behielt der Staat sich das Recht vor, Kommissionen zu ernennen, um durch diese die Lehrer des göttlichen Wortes zu prüfen, und die Erhaltung der Geistlichkeit durch Pfründen und Zehnten sollte bis auf weiteres fortbestehen. Wie aber die innere Politik selbst die begeisterten Anhänger der Republik häufig nicht befriedigte, so fand auch die auswärtige Politik bei vielen, und eben solchen von entschiedenster puritanischer Gesinnung, keinen Beifall. Es war unleugbar, daß die Machthaber des Tages sich in einen gewissen Gegensatz gegen Frankreich stellten und den spanischen Interessen einige Gunst zeigten. Spanien galt aber noch immer als der Erbfeind der englischen Nation, als erster Vasall der Kurie. Und da gleichzeitig der Kampf zwischen den beiden Seemächten entbrannt war, der die Anhänger der Reformation in ganz Europa mit Trauer erfüllte, so schien eine Hinneigung zu dem streng katholischen Reiche des Südens doppelte Gefahren in sich zu bergen. Waren aber unter den Anhängern der Republik die Sympathieen für die



Siegel des Parlamentes der englischen Republik; 1651. (Originalgröße.)

herrschenden Gewalten im Abnehmen begriffen, was ließ sich da erst von allen denen erwarten, die den neuen Zustand der Dinge von Anfang an verurtheilt hatten! Episkopalisten und Presbyterianer waren einig im geheimen Widerstande gegen die independentischen Häupter, die Sache des Königthums zählte tausende von treuen Freunden, und, soweit die Tagespresse sich Luft machen konnte, wurde das Rumpparlament in Versen und Prosa heftig angegriffen.

Männer, die an dem Ideale festhielten, einen republikanischen Staat zu begründen, der dem einzelnen Bürger Freiheit und Befriedigung und dem Ganzen Sicherheit und Stärke gewähren sollte, waren gegen die heraufziehende Gefahr nicht blind. Sie erkannten, wodurch dieselbe am ehesten vermieden werden könne, durch die Berufung eines neuen Parlamentes, welchem mit größerem Rechte als dem Rump der Name einer Vertretung des englischen Volkes zukomme. So hatte es gleich nach dem Sturze der Monarchie das Heer gefordert. Man hatte es damals, inmitten der mannichfaltigsten Drangsale für gut gehalten, über diese Forderung hinwegzugehen. Vergessen aber blieb sie keineswegs. Niemand von den bürgerlichen Mitgliedern der Regierung hatte ein so lebhaftes Gefühl für die Wichtigkeit der Frage wie Henry Vane. Er sah ein, daß die Auflösung des Rumpparlamentes mit allem Rechte verlangt werde, aber er fürchtete für das Dasein der Republik, wenn den Mitgliedern des Rumpparlamentes nicht auch in einer neuen Versammlung ihre Sitze gewahrt blieben. Der witzige Henry Marten drückte sich in gleichem Sinne aus, indem er das junge Gemeinwesen mit dem kleinen Moses verglich. Um diesen zu nähren sei seine Mutter herbeigerufen worden, und so müsse auch der zarte und schwache Freistaat, von denen, die ihm das Leben gegeben hätten, aufgezogen werden. Die Reformbill, mit welcher Vane im Januar 1650 hervortrat, enthielt daher die Bestimmung, daß die noch vorhandenen Mitglieder des Hauses auch in einem neuen Parlamente die Städte und Grafschaften, die sie ursprünglich gewählt hätten, vertreten sollten. Uebrigens war diese Bill höchst einschneidend, und man wird durch sie an die großen Kämpfe erinnert, in denen sich so viele Menschenalter später die Reform durchsetzte. Vane dachte nicht daran, das allgemeine Stimmrecht einzuführen, aber er strebte danach, eine größere Anzahl von Bürgern der Mittelklasse zu den Wahlen heranzuziehen und diesen einen gleichmäßigeren Charakter zu geben. Das Wahlrecht sollte an einen gewissen Census geknüpft sein, in jeder Grafschaft die Summe der Steuerbeiträge für die Feststellung der Repräsentantenzahl den Maßstab bilden, eine Reihe kleiner Burgflecken ihr Recht auf gesonderte Vertretung verlieren und auf größere Städte, die ungenügend repräsentirt waren, übertragen. Das Haus machte die Vorschläge Vanes zur Grundlage seiner Berathung und beschloß, daß das reformirte Parlament höchstens vierhundert Mitglieder enthalten sollte. Auch wurde die Reformbill weiter debattirt, und im einzelnen durchgenommen. Aber damit verstrich die Zeit, und von einer Auflösung des Rumpparlamentes war noch immer keine Rede.

Erst das Eingreifen Cromwells brachte eine Wendung hervor. Cromwell war in Folge des Ansehens, das seine Siege ihm gegeben hatten, der mächtigste Mann im Staate geworden. Er war der Führer und Abgott jenes Heeres, welches schon längst die Auflösung des Rumpparlamentes verlangt hatte. Er durchschaute die Uebel, an denen das Land krankte und hielt sich für befugt und für berufen, mit mahnenden Worten auf sie hinzuweisen. Die religiöse Stimmung, die ihn überhaupt beherrschte, durchdrang ihn auch hiebei, aber mit ihr vertrug sich vollkommen ein starkes Gefühl der eigenen Ueberlegenheit. Aus dem Tone, den er anschlug, konnte man schließen, wie sehr es ihm um die Sache zu thun war, aber auch, wie hoch er von sich selbst dachte. „Es steht in eurer Hand," schrieb er nach der Schlacht von Dunbar an den Sprecher des Parlamentes, „Gott die Ehre zu geben, eure Macht und seine Segnungen ihm zum Preise zu vermehren. Verleugnet euch selbst, aber verleugnet nicht eure Autorität; wendet sie an, die Stolzen und Hochmüthigen zu beugen, welche unter was für Vorwänden auch immer die Ruhe Englands stören wollen. Erleichtert den Unterdrückten, hört die Seufzer der armen Gefangenen. Verbessert die Mißbräuche jedes Berufes, und sollten Leute da sein, die viele arm machen, um wenige reich zu machen, so laßt euch sagen: das schickt sich nicht für eine Republik." Als der Sieg von Worcester erfochten war, äußerte er sich in ähnlichem Sinne: „Ich bitte euch; richtet alle eure Gedanken dahin, Gottes Ehre zu fördern, der uns so wunderbar errettet hat. Möge die Größe seiner fortgesetzten Gnade nicht Stolz und Uebermuth erzeugen, wie es schon einmal bei einem erwählten Volke der Fall gewesen ist. Die Furcht des Herrn erhalte Regierung und Volk demüthig und fromm. Gerechtigkeit und Redlichkeit, Milde und Wahrheit fließe von euch zum Danke für seine Gnade." So kam er nach London zurück, getragen von der Gunst des Volkes. „Er gilt," berichtete der florentinische Gesandte, „als der Mann, den der Himmel gesandt hat, um diese Republik zu befestigen." „Er zeigt sich sehr eifrig," heißt es über ihn, „die Lasten der Unterthanen zu erleichtern, auf Beobachtung der Gesetze und Uebung unparteiischer Rechtspflege zu dringen." Gleich bei seinem Erscheinen im Parlamente kam die Frage von einer Auflösung des Rump und der Einführung eines neuen Wahlsystemes wieder in Fluß. Kaum zwei Monate vergingen, als das Haus am 18. November 1651 beschloß, daß der 3. November 1654 der äußerste Termin seiner Fortdauer sein sollte. Es war doch wenigstens eine bestimmte Zeitgrenze angegeben, wenn auch für die dringenden Wünsche Cromwells, seiner Waffengefährten und unzähliger englischer Bürger viel zu weit hinausgerückt. Auch blieb die Bestimmung in Kraft, daß die Mitglieder des alten Hauses von selbst das Recht haben sollten in dem neuen zu sitzen. Cromwell lehnte sich gegen einen solchen Versuch, die Gewalt der zeitigen Machthaber zu verewigen, unmuthig auf. Ehrgeizige Gedanken, denen er nicht deutliche Worte zu leihen wagte, regten sich in seiner Brust. Er veranstaltete, wenn man Whitelocke Glauben schenkt, um diese Zeit eine Besprechung hervor-

ragender Officiere und Politiker, warf die Frage auf, ob nicht die Zufügung eines monarchischen Elementes zur Befestigung des Staatswesens beitragen würde und suchte die Meinung der Einzelnen zu sondiren.

Das Heer, dessen vornehmster Vertreter er war, hatte noch besonders wichtige Gründe, gegen das Rumpparlament aufzutreten. In der siegreichen Armee war jener jugendliche Enthusiasmus am stärksten, der mit den Mißbräuchen des alten Rechtes aufräumen wollte und dem die vorsichtige Arbeit der Gesetzgebung lange nicht schnell genug vorrückte. Hier hatte man sich mit den glühendsten Farben das Ideal eines Gemeinwesens ausgemalt, in dem es eine verbesserte Justiz, eine verminderte Steuerlast, eine Trennung des kirchlichen und politischen Gebietes geben sollte. Dieses Heer aber sah sich zurückgesetzt gegen die Flotte, die während des großen Seekrieges die Kräfte des Staates so sehr in Anspruch nahm. Es war, nachdem in Irland und Schottland die Ruhe hergestellt worden, schon vermindert worden, und die Absicht lag vor, die Zahl der Regimenter und Garnisonen noch mehr herabzusetzen. Es fürchtete, daß das neue Wahlgesetz den Feinden der Republik, welche den Waffen ihr Dasein verdankte, Gelegenheit geben werde, sich zu ihrem Verderben in die Regierung einzuschleichen. Diesmal gab es keinen Unterschied zwischen Officieren und Gemeinen. Alle waren einig in der Absicht, sich als eine selbständige Macht den Beschlüssen des Rumpparlaments nicht blindlings unterzuordnen. Am 12. August 1652, demselben Tage, an dem das Haus die Frage einer Reduktion der Truppenzahl wieder aufnahm, fand eine Versammlung von Officieren in Whitehall statt, die den Forderungen des Heeres einen bestimmten Ausdruck gab. Den Tag darauf erschienen sechs der Officiere vor dem Parlamente, um ihm eine umfassende Petition zu überreichen. Die Petenten erklärten, daß sie mehrfach den Herrn gesucht und sich über das Wohl des Staates berathen hätten. Was nach ihrer Ansicht vor allem Noth thue, empfahlen sie dem Parlamente zur dringenden Beachtung, nämlich Entfernung unwürdiger Geistlicher und Ersetzung der Zehnten durch eine andere Art des Unterhaltes, schleunige Reform des Rechtes, Absetzung von habsüchtigen und sittenlosen Beamten, Milderung der Accise, Befriedigung der Staatsgläubiger, Zahlung des rückständigen Soldes, einheitliche Ordnung des Finanzwesens, Streichung überflüssiger Gehalte und ähnliches mehr. Ihre letzte Forderung aber ging dahin, man möge Vorsorge treffen, daß in die künftigen, sich ablösenden Parlamente nur Leute gewählt würden, deren Frömmigkeit und Gesinnungstreue nicht bezweifelt werden könne. Das Parlament nahm die Petition mit allen Zeichen der äußeren Achtung entgegen, überwies sie einer Kommission, der auch Cromwell angehörte, und ließ den Officieren für den bewiesenen Eifer danken. Aber viele Mitglieder des Hauses machten kein Hehl aus ihrem Unmuth. Ein geheimer Krieg zwischen der Versammlung in Westminster und der bewaffneten Macht hatte begonnen. Ausländische Beobachter sprachen die Befürchtung aus, daß die Gewalt entscheiden werde.

Das Drängen der Officiere hatte doch den Erfolg gehabt, daß die Berathungen über eine Reformbill, die lange geschlummert hatten, wieder aufgenommen wurden. Allein der Verlauf, den sie nahmen, konnte Cromwell und seine Waffengefährten nicht befriedigen. Sie hielten häufige Konferenzen mit hervorragenden bürgerlichen Mitgliedern des Parlamentes ab, ohne sich mit ihnen verständigen zu können. Nur in einem Punkte wich die Majorität der Versammlung zurück. Sie bestimmte als Termin ihrer Auflösung den 3. November 1653 statt des 3. November 1654. Dagegen faßte sie eine Reihe von anderen Beschlüssen, die den Wünschen der Officiere entgegenliefen. Die Qualifikationen der Wähler, die für die Zukunft festgesetzt wurden, erschienen ihnen zu weit, weil sie fürchteten, daß sie Royalisten und Presbyterianern zu gute kommen würden. Alle Mitglieder des Rumpparlamentes sollten berechtigt sein, ohne sich einer Neuwahl unterwerfen zu müssen, auch im neuen Parlamente zu sitzen. Sie behielten sich endlich das Recht vor, die Giltigkeit der neuen Wahlen allein zu prüfen, so daß seine Zusammensetzung sehr wesentlich durch sie bestimmt werden mußte. Es wäre, wie Cromwell sich später ausdrückte, nur eine „Fortsetzung" des Rump unter dem Scheine „einer neuen Repräsentation" gewesen. Die leitenden Politiker mochten von ihrem Standpunkte aus Recht haben, der ersehnten Reformbill eine solche Gestalt zu geben. Den Männern des Schwertes galt ihr Verfahren aber als ein „Vertrauensbruch". Je länger es früher gedauert hatte, die Frage der Auflösung nur in Fluß zu bringen, desto verdächtiger erschien ihnen nun die Eile, mit der das neue Wahlgesetz vollendet werden sollte.

Cromwell war mit seinen Freunden darüber zu Rathe gegangen, wie man das drohende Ergebniß abwenden könne. Wer mag sagen, welche Entschlüsse er in sich erwog, von welchen Zweifeln er hin und her geworfen wurde. Er hatte sich gefallen lassen müssen, daß im Anfange des Jahres 1653 eine Herabsetzung der Truppenzahl beschlossen wurde. Die Siege Robert Blakes drohten die seinigen zu verdunkeln. Das Parlament, durch die jüngsten Erfolge der Marine gehoben, stand dem Heere, dem Werkzeuge seiner Macht, gebieterisch gegenüber. Ein venetianischer Diplomat wollte gehört haben, daß Cromwell gesagt worden sei, eines Tages werde das Parlament die Thüre vor ihm zuschließen. Er fügte hinzu, der General habe geantwortet: Wenn man ihm eines Tages die Thüre schließe, so werde sie einen anderen Tag dem ganzen Parlament verschlossen werden. In dieser Stimmung wurde Cromwell vor allem durch zwei seiner Waffengefährten vorwärts getrieben, zur That zu schreiten. Der eine war Generalmajor John Lambert, der vom Studium des Rechtes zum Waffenhandwerk übergegangen, in so mancher Schlacht sich schon bewährt hatte und der es bitter empfand, daß das Parlament ihn nicht, mit den umfassenden Vollmachten Iretons ausgerüstet, nach Irland hatte gehen lassen wollen, ein Mann von starkem Selbstgefühl, dem das Wohl und der Wille des Kriegerstandes allem

anderen vorausgehen zu müssen schien. Der andere war der Generalmajor Thomas Harrison, der sich namentlich gegenüber den Schotten ausgezeichnet hatte, eine enthusiastische Natur, für die Ansichten der Wiedertäufer gewonnen, in der Hoffnung auf das Nahen einer kirchlichen und politischen Neugeburt seines Volkes befangen, die nach seiner Meinung im Dasein des Rumpparlamentes ihr hauptsächliches Hinderniß hatte.

Das Parlament war im Begriffe die Reformbill zu vollenden. Am 20. April 1653 mußte sie voraussichtlich zum Abschlusse gelangen und bestätigt werden. Noch einmal machten die Führer des Heeres einen Versuch, ihre Meinung auf friedlichem Wege zur Geltung zu bringen. Am Abend des neunzehnten fand in Cromwells Wohnung eine lange Berathung statt. Etwa zwanzig der angesehensten Parlamentsmitglieder des bürgerlichen Standes fanden sich ein. Die berühmten Rechtsgelehrten Whitelocke, Widdington, St. John hatten der Ladung Folge geleistet. Vermuthlich war auch Henry Vane zugegen, dem die gefährlichen Absichten der Officiere nicht entgangen sein konnten. In ihrem Namen ergriff Cromwell das Wort, um ihren Befürchtungen Ausdruck zu geben. Man antwortete ihm, daß der Nation in Wahrheit nur die Fortdauer der tagenden Versammlung zum Wohle gereichen würde und legte dadurch an den Tag, in welchem Sinne man die Reformbill auffaßte. Den Officieren war eine solche Antwort sehr unerwünscht. Sie machten den Gegenvorschlag, die Versammlung möge eine Zwischenregierung ernennen, etwa vierzig Köpfe stark, aus Parlamentsmitgliedern und Vertretern des Heeres gemischt, bis ohne Gefahr für das Gemeinwesen ein neues Parlament zusammentreten könne. Vor allem aber möge der Rump sich baldigst auflösen. Einer der Bürgerlichen, St. John, schlug sich auf die Seite der Kriegsmänner; die übrigen erhoben sehr naheliegende konstitutionelle Einwände und weigerten sich, ohne Zuziehung ihrer Freunde weiter darüber zu verhandeln. Man trennte sich spät in der Nacht. Von mehreren Seiten wurde den Officieren versprochen, daß man versuchen wolle, die Debatte über den Abschluß der Reformbill aufzuschieben, bis man nochmals zu einer Konferenz zusammengetreten wäre.

Am Morgen des 20. April sah Cromwell wieder einige seiner Kriegskameraden und ein paar Parlamentsmitglieder bei sich. Das Abends zuvor besprochene Thema wurde noch einmal aufgenommen, als Cromwell Nachricht erhielt, in Westminster sei die Berathung über die Reformbill in vollem Gange und man wende alle nur mögliche Eile an, um sie zu Ende zu führen. Ein Bote nach dem anderen bestätigte die Nachricht. Die Debatte über eine Frage, die nach der Meinung der Officiere noch eine offene bleiben sollte, hatte sich entsponnen; Harrison, als Mitglied des Hauses, suchte sie zu hemmen, aber die Mehrheit ging über seine Warnungen hinweg. Einer der Obersten gab Cromwell zu verstehen, wenn er etwas Entscheidendes thun wolle, habe er keine Zeit mehr zu verlieren. Cromwell machte sich auf den Weg nach Westminster, Lambert und einige andere Officiere begleiteten ihn, eine

Abtheilung von Soldaten schloß sich an und erhielt Befehl, die Zugänge des Sitzungssaales zu besetzen. Cromwell selbst trat ein in schwarzer, bürgerlicher Tracht, setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz und hörte die Verhandlung an. Nach einiger Zeit winkte er Harrison herbei und flüsterte ihm zu, der Augenblick, in dem das Haus aufgelöst werden müsse, scheine ihm gekommen zu sein. Er wartete noch so lange, bis die entscheidende Abstimmung unmittelbar bevorstand. „Die Zeit ist gekommen," sagte er seinem Vertrauten, „ich muß es thun." Er erbat sich das Wort und begann eine Rede, in deren Eingang er rühmte, daß das Parlament sich manche Verdienste erworben habe. Bald aber änderte sich sein Ton. Er sprach von der Unredlichkeit und dem Eigennutz vieler Mitglieder, warf dem Hause vor, daß es sich in Permanenz erklären wolle, äußerte, Gott habe sich würdigere Werkzeuge zur Ausführung seiner Absichten erwählt. Als man ihn unterbrach, ihm eine so unziemliche Sprache verwies, rief er aus: „Genug, ich will eurem Geschwätz ein Ende machen". Den Hut auf dem Kopfe ging er in der Mitte des Saales auf und ab und stieß leidenschaftliche Worte hervor. Das Parlament, sagte er, habe schon zu lange gesessen, es habe nicht gehalten, was es einst versprochen, seine Zeit sei um. Er wies auf einzelne Mitglieder hin, nannte diesen einen Trunkenbold, jenen einen Hurenjäger und frug, was das Gemeinwesen von solchen Herrschern Gutes erwarten könne. „Ihr seid kein Parlament," schloß er seine Schmähungen, „ich will eurer Session ein Ziel setzen." Er forderte vom Sprecher, daß er seinen Stuhl verlasse. Als dieser erklärte, daß ihm nur das Parlament zu gebieten habe, gab Cromwell dem Generalmajor Harrison Befehl, die Thüren zu öffnen. Ein paar Rotten Musketiere drangen in den Saal. Henry Vane sprang auf mit den Worten: „Das ist gegen alle Ehrlichkeit". Cromwell rief zurück: „O Sir Henry Vane, der Herr erlöse mich von Sir Henry Vane". Er befahl den Soldaten, das Scepter des Hauses, „dieses Spielzeug" wegzunehmen. Harrison ergriff die Hand des Sprechers und führte ihn von seinem Sitze fort, die übrigen Mitglieder verließen einer nach dem anderen den Saal. „Ihr selbst habt mich dazu getrieben," rief Cromwell ihnen zu, „ich habe Tag und Nacht den Herrn gesucht und gewollt, daß er eher mein Leben nehmen, als mich zu einer solchen That fortreißen möge."

Die Thüren wurden verschlossen. Die Akte, welche eben zur Abstimmung hatte gelangen sollen, blieb in Cromwells Hand. Nach Whitehall zurückgekehrt, erstattete er den dort versammelten Officieren Bericht von dem Geschehenen. Nachmittags begab er sich mit Lambert und Harrison in den Staatsrath, der unter Bradshaws Präsidium eine Sitzung abhielt. Er sprach den Versammelten das Recht ab, ihr Amt fortzuführen, da das Parlament, wie man wohl wissen werde, aufgelöst sei. Bradshaw antwortete, daß man freilich erfahren habe, was geschehen sei, aber daß das Parlament durch keine Macht der Welt aufgelöst werden könne als durch sich selbst. Auch

einige andere Mitglieder des Staatsrathes protestirten, aber alle fügten sich der Gewalt. Bald darauf wurde eine neue Exekutivbehörde, mit Cromwell an der Spitze, aus dreizehn Mitgliedern gebildet, deren Mehrzahl aus höheren Officieren bestand. An der Thüre des Parlamentssaales fand man ein Plakat, welches ein Witzbold während der Nacht vom 20. auf den 21. April angeklebt hatte, des Inhalts: „Dies Haus, augenblicklich unmöblirt, ist zu vermiethen".

Viertes Kapitel.

Das kleine Parlament. Begründung des Protektorates.

Es wird erzählt, Cromwell habe sich nach Zersprengung des langen Parlamentes gegenüber den Officieren geäußert: „Als ich in das Haus ging, gedachte ich nicht solches zu thun. Aber als ich merkte, daß der Geist Gottes so stark auf mich wirkte, wollte ich Fleisch und Blut nicht länger um Rath fragen". Die Ueberlieferung dieser Erzählung an sich ist wenig zuverlässig. Ständen aber die Worte Cromwells auch fest, es wäre unmöglich an ihre Wahrheit zu glauben. Was geschehen war, trug den Charakter des Vorbedachten an sich. Noch am Morgen während der Berathung in seiner Wohnung mag Cromwell geglaubt haben, es werde wenigstens ein Aufschub dessen, was er fürchtete, erreicht und eine friedliche Lösung der Streitfrage gefunden werden. Als er die Botschaft erhielt, daß die Berathung der anstößigen Reformbill fortgesetzt werde, als er jählings aufbrach, die Soldaten mit sich nahm, den Saal betrat: da muß seine Absicht, dem Rump ein gewaltsames Ende zu bereiten, festgestanden haben. Er hat sich später und zu wiederholten Malen auf die „Nothwendigkeit" berufen, die ihn zu diesem Schritte getrieben habe. So schützt der Satan in Miltons verlorenem Paradiese die „Nothwendigkeit" vor, um sein Thun zu rechtfertigen. Aber der Dichter vergißt nicht hinzuzufügen, das sei „der Rechtsgrund des Tyrannen".

So viel war klar: Indem Cromwell vor der Verantwortlichkeit der That nicht zurückbebte, übernahm er gegenüber der Nation die Aufgabe, das zu erfüllen, was zu erfüllen das Rumpparlament nicht willig oder nicht fähig gewesen war. Und daß ihm dies gelingen werde, war die Hoffnung nicht weniger. Die Deklaration, in der die Gründe der Auflösung des Rump angegeben waren, wurde von vielen Seiten beifällig aufgenommen. Die Richter, Sheriffs, Mayors und alle Angestellten sonst, in ihren Aemtern bestätigt, führten, als wäre nichts geschehen, ihre Geschäfte weiter. Zustimmungsadressen aus bürgerlichen Kreisen langten an, in denen Cromwell der Moses genannt wurde, der Gottes Volk leiten werde, und die den verjagten Parlamentsmitgliedern die Worte des Psalmisten zu Gemüthe führten: „Pochet nicht so hoch auf eure Gewalt, redet nicht halsstarrig". Die schottische Armee pries in einem Anschreiben das Werk der Vorsehung, welches „die Herzen von tausenden erfrischt habe". Die irische Armee unterwarf sich ohne Zögern. Die Führer der Kriegsflotte gaben, während Blake mit einigen Schiffen an den schottischen

Küsten kreuzte, ihre Anhänglichkeit zu erkennen. Der berühmte Admiral selbst, feuriger Republikaner wie er war, erklärte doch einigen seiner Kapitäne, es sei nicht seine Aufgabe sich um Politik zu kümmern, sondern vielmehr lediglich die Feinde zu demüthigen. Einer der Marineofficiere nannte den Gewaltakt Cromwells die „Morgendämmerung des Befreiungstages". Ein paar Aldermen der City wagten es darum zu bitten, daß man dem Parlamente erlauben möge, seine Sitzungen wieder aufzunehmen, aber sie wurden sofort durch eine Gegenpetition zum Schweigen gebracht. Der Lord-Mayor übersandte Cromwell sogar zum Zeichen des Gehorsams ein Schwert. Einer der fremden Gesandten meldete schon damals nach Hause: Cromwell werde vermuthlich den Titel Protektor annehmen und, umgeben von einundzwanzig „Konservatoren der Republik", das Haupt der Regierung bleiben. Ein anderer sprach sein Staunen darüber aus, „wie still, gutwillig und ohne einigen Tumult diese unerhörte plötzliche Veränderung vorgegangen". „Es gehen," berichtete er weiter, „bei dieser Regierung alle Sachen besser und schleuniger fort als bei dem vorigen Parlament, dessen Eigennutz und Untreue je mehr und mehr entdeckt wird. Etliche werden allbereits zur Rechnung gefordert und bei Kontinuation dessen wird mancher voller Schwamm ausgedrücket werden."

In der That zeigte sich aber die neue Regierung versöhnlich nach allen Seiten hin, und es kam nicht zu Anklagen und Verurtheilungen, wie sie die einen gewünscht, die anderen gefürchtet hatten. Im persönlichen Verkehr war Cromwell, wie man bemerkte, „höflich gegen jedermann, bestrebt, die Gunst aller für sich zu gewinnen". Es fiel auf, daß er sich um die gute Meinung von Royalisten und Adligen bemühte. Er stützte sich, abgesehen von dem provisorisch errichteten neuen Staatsrath, auf den seit lange bestehenden Rath der Officiere. Von diesem ging die Verordnung aus, daß die Steuer zur Erhaltung des Heeres und der Flotte nach Ablauf der Zeit, für die sie bewilligt worden war, forterhoben werden sollte. Durch diese Körperschaft wurde auch die Bildung einer neuen gesetzgebenden Gewalt angeregt. Denn wenn die Führer des Heeres es über sich gewonnen hatten, das Rumpfparlament auseinanderzujagen, so verwahrten sie sich doch entschieden dagegen, daß sie gesonnen seien, die höchste Macht im Staate auf immer an sich zu reißen. Sie kamen auf eine schon früher geäußerte Idee zurück, daß es wünschenswerth sei, „Personen von Gottesfurcht, von erprobter Treue und Ehrlichkeit" auszuwählen, um „für den Frieden, die Sicherheit und die gute Regierung des Gemeinwesens zu sorgen". Generalmajor Harrison, immer von Erinnerungen an das alte Testament erfüllt, war dafür gewesen, die Zahl der Auszuwählenden auf siebenzig anzusetzen, weil der Sanhedrin der Juden so viel enthalten habe. Man vereinigte sich schließlich auf etwa die doppelte Anzahl, die dann auch einige Abgesandte von Schottland und Irland enthalten sollte. Der Rath der Officiere setzte sich mit „Gutgesinnten" und namentlich mit den eifrigen Angehörigen independentischer Gemeinden in Verbindung. Diese brachten Männer aus ihrer Mitte in Vorschlag, die sie nach ihrem Wandel

und nach ihren Gaben für „geeignete Werkzeuge des Herrn" hielten. Daraufhin erließ Cromwell als „Generalkapitän und Höchstkommandirender aller Streitkräfte des Gemeinwesens" an die Einzelnen die Aufforderung, sich am 4. Juli in der Rathskammer zu Whitehall einzufinden.

Die Stelle eines Parlamentes sollte also durch eine Versammlung puritanischer Notabeln eingenommen werden. Ihnen sollte es obliegen, die Revolution zum heilsamen Ende zu führen, die großen Hoffnungen der Gläubigen zu erfüllen. Wie die Schwarmgeister des sechzehnten Jahrhunderts davon geträumt hatten, ein Gottesreich auf Erden herstellen zu können, so dachten die Enthusiasten auf englischem Boden am Ziele ihrer hochfliegenden Wünsche zu sein. „Nach so vielen Leiden und Wehen," beginnt eine der an Cromwell gesandten Adressen, „nach so manchem Kampfe zwischen den Mächten der Welt und dem Wohle Christi ist die Geburtsstunde der lange ersehnten Reformation endlich nahe." „Der Herr hat dich berufen," heißt es in einem anderen Aktenstücke, „jedes Joch zu zerbrechen und den Unterdrückten Luft zu machen . . . Gerechtigkeit und Wahrheit sei der Gürtel deiner Lenden, ein starker Geist der Weisheit, der Mäßigkeit, des Eifers und der Macht Christi ruhe auf dir, die Hand des Gottes, der dir bisher geholfen, sei immerdar mit dir."

Von diesen Gefühlen durchdrungen, fand sich am festgesetzten Tage die Masse der Berufenen zusammen. Die Royalisten haben über dies „kleine Parlament" die ganze Lauge ihres Spottes ausgegossen. Sie haben es höhnisch das „Barbone-Parlament" genannt nach jenem Lederhändler Barbone, der den Vornamen „Preise-Gott" angenommen hatte. Sie haben sich über den Stand und den puritanischen Jargon seiner Kollegen lustig gemacht. Aber auf der Liste der Berufenen stand auch der Name von Robert Blake. Sie umfaßte einige Männer von vornehmer Abkunft, verdiente Soldaten, wohlhabende Bürger. Und wenn die Leute von praktischer Erfahrung und politischer Bildung gegenüber den ungeschulten Fanatikern auch in der Minderheit waren, so blieben diese doch von Umsturzversuchen, wie sie etwa die Wiedertäufer zu Münster in Scene gesetzt hatten, sehr weit entfernt.

Cromwell, umgeben von vielen seiner Officiere, begrüßte die Versammlung mit einer feierlichen Ansprache. Es ist die erste jener Reden, die ein so eigenthümliches Denkmal seines Geistes bilden. Man erhält den Eindruck, daß er sich wohl im ganzen und großen genau vorher überlegt hat, was er hat sagen wollen, im einzelnen aber dem Antriebe des Augenblickes gefolgt ist. Seine Sprache ist häufig die eines Soldaten, kräftig, bündig, einschneidend, häufig aber auch die eines Staatsmannes, der seine Worte vorsichtig abwägt, Einschränkungen macht, sich mit Andeutungen begnügt. Gefeilt und kunstvoll ist sie niemals. Die religiöse Grundstimmung, die den Redner beseelte, verleiht ihr nicht selten ein mystisches dem modernen Leser schwer begreifliches Gepräge. In jener Stunde, als er die Berufenen vor sich sah, hatte der General die schwere Aufgabe, zunächst das Geschehene vor

ihnen zu rechtfertigen. Er wußte sie nicht besser zu lösen, als indem er einen Rückblick auf die Vergangenheit warf und auseinandersetzte, daß man der Nation auf friedlichem Wege die verdiente Frucht all des vergossenen Blutes nicht habe verschaffen können. Darauf aber stellte er den Versammelten ihr Ziel vor Augen. „Ihr seid von Gott berufen, wie Juda es war, um mit ihm und für ihn zu herrschen ... es ist besser, für euch zu beten als euch Rath zu ertheilen, und ich bin sicher, daß tausende von Heiligen dies heute thun, wie sie es gethan haben und weiter thun werden." Er sagte ihnen, was man von ihnen als Menschen erwarte: Sittenreinheit, Unparteilichkeit, Ehrlichkeit, was man von ihnen als Gesetzgebern erhoffe: Sorge für die Ausbreitung des Evangeliums im Lande, Herstellung eines würdigen geistlichen Standes, Schutz der „ganzen Heerde" der Gläubigen, ohne Beachtung abweichender Meinungen, wenn sie nur friedlich und ehrbar im Lande leben wollten. „Ich sage: Ihr seid mit einem hohen Rufe berufen. Und warum sollten wir vor dem Worte oder vor dem Gedanken erschrecken, daß dies die Thüre sei, um in die Verheißungen Gottes einzugehen, welche prophezeit worden sind, auf die zu warten und zu hoffen er die Herzen seines Volkes bereit gemacht hat? Wir wissen, wer die sind, die mit dem Lamme Krieg führen werden gegen seine Feinde: ein Volk, berufen, auserwählt und gläubig. Gott ist auf dem Wege des Krieges, das können wir sagen ohne uns zu schmeicheln, und ihr wißt es selbst, mit diesem Volke und für dieses Volk erschienen, sollte er nicht auch in diesen friedlichen Gewalten und bürgerlichen Autoritäten erscheinen? Ich denke: wir stehen an der Schwelle, daher ziemt es uns unsere Häupter zu erheben und uns im Herrn zu stärken. Darum haben einige von uns geglaubt, daß es unsere Pflicht sei diesen Weg handelnd zu betreten und nicht bloß thatenlos in stiller Erwartung auf die Prophezeihung bei Daniel zu blicken: Das Reich soll nicht an ein anderes Volk gegeben werden."

Die Worte Cromwells fanden in der Versammlung ein lebhaftes Echo. Auch sie faßte ihre Aufgabe wesentlich als eine religiöse, und alles, was von ihr ausging, trug diesen Stempel. Die erste Sitzung war dem Gebete gewidmet. Und im Gebete verbrachten die erschienenen Mitglieder jedes Mal die Zeit, bis die beschlußfähige Anzahl vorhanden war. Ueber diesen Formen verlor die Versammlung aber ihre politische Stellung nicht aus dem Auge. Sie wählte sich einen Präsidenten und gab sich den Titel „Parlament der englischen Republik". Der Ort ihrer Sitzungen war der Saal des Unterhauses. Cromwell und vier andere hohe Officiere, worunter Lambert und Harrison, wurden zu Mitgliedern gewählt. Die Versammlung hatte aus Cromwells Hand eine Urkunde erhalten, kraft deren die höchste Macht im Staate auf sie übergehen sollte, in der Voraussetzung, daß sie sich nicht wie der Rump verewigen, sondern im November 1654 einer Nachfolgerin Platz machen würde. Kraft dieser Urkunde ernannte das kleine Parlament einen neuen Staatsrath, in den es die Mitglieder der bestehenden Exekutive

einschloß. Es wandte sich mit einer Proklamation an das ganze Volk, rief sein Vertrauen an und sprach die Hoffnung aus, daß Gott durch seine erkorenen Diener sein Werk vollführen, „seinen Tempel erbauen", Gerechtigkeit und Frieden nicht nur in England, sondern in aller Welt herstellen würde. Danach aber machte man sich ans Werk, um hinter den großen Worten nicht zurückzubleiben. Eine Anzahl von Committees wurde ernannt, um sich mit den großen Reformfragen zu beschäftigen, die das zersprengte Parlament ungelöst gelassen hatte. Von den verschiedensten Seiten liefen Petitionen ein, welche den Berathungen dieser Committees immer neuen Stoff zuführten. Royalisten stellten ihre traurige Lage dar und flehten um Herausgabe eines Theiles der ihnen geraubten Güter. Mißhandelte Gefangene beklagten sich über die Barbarei ihrer Wächter. Personen, die in Schuldhaft saßen, ließen aus „den tyrannischen Höhlen der Grausamkeit, genannt Kerker, Gefängnisse, Schuldthürme, Löcher" u. s. w. ihren Angstruf ertönen. Die Mißbräuche der Finanzverwaltung, die Verwirrung des herrschenden Rechtes, die Härte der Kriminalgesetze, die mangelhafte Sorge für die Volksbildung und Verkündigung des Wortes Gottes: alles das kam zur Sprache und wurde lebhaft diskutirt.

Ein fremder Beobachter, ein Schweizer, der damals in England verweilte, um den Abschluß eines Friedens mit den Niederlanden zu vermitteln, konnte der Thätigkeit der Versammelten seine Anerkennung nicht versagen. Er fand, daß sie „zu vielen herrlichen und dem Gewissen erwünschten Sachen" guten Grund gelegt hätten, „als da sind die Reformation ihrer in vielen Stucken barbarischen Gesetzen, die Erledigung der um Schulden willen Jahr und Tag gefangen liegenden Burgern, die Beobachtung der gemeinen Schatzkammer und derselben Beamten zur Erleichterung der gemeinen Ausgaben, desgleichen wie die Armen versorget, der Kaufhandel befördert, der Betrug in Staats- und andern öffentlichen Aemtern entdeckt und den Studiis und Gelehrten fortgeholfen werden möge". In der That wurden Verordnungen erlassen, die sich auf mehrere dieser Gegenstände bezogen. Auch ein anderer gesetzgeberischer Akt von großer Bedeutung, mit dem das kleine Parlament seinem Jahrhundert voranseilte, ging von ihm aus. Beseelt von den Ideen des Independentismus, nach denen das politische und das kirchliche Gebiet möglichst scharf gegeneinander abgegrenzt werden sollten, erklärte es den Abschluß der Ehe für eine rein bürgerliche Handlung und ließ nur die bürgerliche Form der Eheschließung vor dem Staate gelten. In jedem Pfarrbezirke sollte ein Civilstandesregister geführt, jedes Aufgebot dreimal von dem Standesbeamten verkündigt werden. Jedes Paar hatte mit den vom Staate geforderten Papieren nebst zwei Zeugen vor dem Friedensrichter zu erscheinen, den Willen, in die Ehe zu treten, nach einer bestimmten Form zu äußern und von ihm die Bestätigung zu erhalten, daß sie Mann und Weib seien. Das Civilstandesregister sollte auch der Eintragung von Geburten und Begräbnissen dienen. Die Eintragsgebühren wurden festgestellt,

den Unbemittelten, die der Armenpflege zur Last fielen, sollten sie erlassen werden.

Zwei Fragen nahmen indessen vor allen anderen die Aufmerksamkeit des kleinen Parlamentes in Anspruch. Die eine betraf die Reform des Rechtes und des gerichtlichen Verfahrens, von der die Einschränkung der Schuldhaft und die Abschaffung einiger Sporteln nur einen kleinen Theil bildete. Das lange Parlament hatte schon einen Ausschuß niedergesetzt, der sich mit jener Frage beschäftigen sollte. Die Versammlung der „Heiligen" nahm die Arbeiten jenes Ausschusses wieder auf und entwickelte einen ungemeinen Eifer. Man blieb dem früheren Plane treu, eine Kodifikation des gesammten Rechtes, aller Statuten und Präcedenzfälle, zu veranstalten, in englischer Sprache, jedem aus dem Volke verständlich, ohne gelehrten Ballast. Der hauptsächliche Angriff richtete sich aber gegen den Chancerycourt, den Gerichtshof des Lord-Kanzlers, der die Billigkeitsjustiz im Gegensatze zu den Tribunalen des gemeinen Rechtes verwaltete. Schon an sich wurde der Nutzen dieser in England althergebrachten Scheidung von gemeinem Recht und Billigkeitsrecht durch die radikalen Mitglieder des kleinen Parlamentes bestritten. In jedem Falle aber wollten sie den Kanzleigerichtshof, so wie er war, nicht länger dulden. Eine Menge von Klagen gegen den Ueberfluß seiner Beamten, die Höhe seiner Gebühren, die Langsamkeit seiner Entscheidungen, die Masse seiner Formalitäten waren eingelaufen. Er stand in ähnlichem Rufe wie in späterer Zeit das deutsche Reichskammergericht. Man wollte wissen, daß über zwanzigtausend Processe bei ihm anhängig seien, von denen einige schon an dreißig Jahre dauerten, und daß der Hof in einer einzigen Sache über fünfhundert Mandate erlassen habe, von denen jedes mit schwerem Gelde zu bezahlen war. Man warf den Richtern sogar vor, daß sie sich von Klienten, denen an rascher Erledigung ihrer Sache gelegen sei, hie und da bestechen ließen. Drei Mal wurde eine Bill eingebracht, die das Ende des Kanzleigerichtes herbeiführen sollte. Aber ein so radikales Vorgehen rief doch auch viele Bedenken wach, denn es war nichts darüber bestimmt, was an die Stelle jenes Tribunales treten sollte, und man konnte die schwebenden Processe nicht einfach ignoriren. Die Juristen regten sich zu Gunsten einer Anstalt, die wohl der Verbesserung bedürftig sei, aber nicht kassirt werden dürfe. Sie konnten jedoch nicht verhindern, daß eine vierte Bill in zweimaliger Lesung angenommen wurde, die den Mängeln der früheren in etwas abzuhelfen suchte und nach welcher der Name des Kanzleigerichtes verschwinden sollte.

Bei weitem tiefer griffen aber andere Beschlüsse in die bestehenden Verhältnisse ein. Sie bezogen sich auf die Frage, wie es in Zukunft mit der Erhaltung der Geistlichen werden solle. Daß der Staat die „Ausbreitung des Evangeliums" unterstützen müsse, war allerdings ein Glaubenssatz der frommen Puritaner in Westminster, denen der Mangel geordneter Seelsorge in vielen Theilen des Landes ein Gegenstand des Schmerzes war.

Aber daß er das herrschende System des Patronatsrechts und der Zehnten noch länger unter seinen Schutz nehme, erschien vielen von ihnen als ein Verrath an ihren heiligsten Ueberzeugungen. Sie konnten sich allerdings noch nicht dazu entschließen, einem Roger Williams zu folgen, die Fürsorge für das religiöse Bedürfniß lediglich den freien Gemeinden von Gleichgesinnten zu überlassen. Allein sie fanden es empörend, daß irgend ein adliger Gutsbesitzer als Patronatsherr der Pfarrgemeinde, in der sein Besitzthum lag, einen Geistlichen aufdringen dürfe, und daß zur Erhaltung des Klerus der Zehnten verwandt werde, zu dessen Entrichtung jeder, welche Meinung er auch hatte, genöthigt war. Man erblickte namentlich hierin den letzten Rest katholischer Unfreiheit, ein Ueberbleibsel der jüdischen Theokratie. „Wir bitten," heißt es in einer Petition aus der Grafschaft Kent, „daß die Zehnten aller Art gänzlich abgeschafft werden mögen, daß die jüdische und antichristliche Knechtschaft und Bürde, die auf dem Gute und auf dem Gewissen der Frommen lastet, aufhöre, daß wir nicht in der Schlinge gefangen werden, zwangsweise zum Unterhalt eines Geistlichen beitragen zu müssen." So eiferte Milton einige Jahre später mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit gegen den „Miethlingssold, das Gift der Wahrheit". Er forderte, daß der Lohn, dessen der Lehrer des Wortes Gottes, wie jeder Arbeiter werth sei, in einer freiwilligen Gabe der Gläubigen bestehe. Er verwarf jede Steuer, die zu Zwecken des Kultus von den Unterthanen erhoben werde und bestand auf einer großen Säkularisation des gesammten geistlichen Gutes zu Gunsten der Gründung von Volksschulen und Volksbibliotheken.

Die Angriffe gegen Patronat und Zehnten waren nicht neu. Sie entsprachen dem independentischen Grundsatze der Freiwilligkeit. Eine ideale Gesinnung, der jeder Zwang in Religionsangelegenheiten als eine Versündigung am Heiligsten galt, hatte sie veranlaßt. Doch mag sich einige politische Berechnung und eigennützige Absicht damit verbunden haben. Wenn man das Patronat aufhob, so entzog man damit zahlreichen Adelsfamilien ein wichtiges Recht und minderte ihren socialen Einfluß, von dem das aus der Revolution hervorgegangene Gemeinwesen so viel zu fürchten hatte. Wenn man die zehntpflichtigen Güter von der auf ihnen ruhenden Last befreite, so konnte man erwarten, sich ihre Besitzer zu Freunden zu machen. Noch waren viele der bepfründeten Stellen von Anhängern der bischöflichen Kirche besetzt, die freilich das alte Ritual nicht ungestraft ausüben durften, auf die meisten hatten sich, häufig mit gieriger Hast, die Presbyterianer gestürzt. Die einen wie die anderen waren gewohnt, hochmüthig auf die Independenten herabzusehen. Diese, an welche die Macht gelangt war, suchten ihnen nun die Wurzeln ihres Daseins abzugraben.

Der Beschluß ging durch, daß das Präsentationsrecht der Patrone fallen sollte, sodaß jede Pfarrgemeinde befugt sein würde, sich ihren Seelsorger nach freiem Ermessen zu wählen. Noch aber hatte man sich über das Schicksal der Zehnten nicht einigen können. Indem das vom Hause niedergesetzte

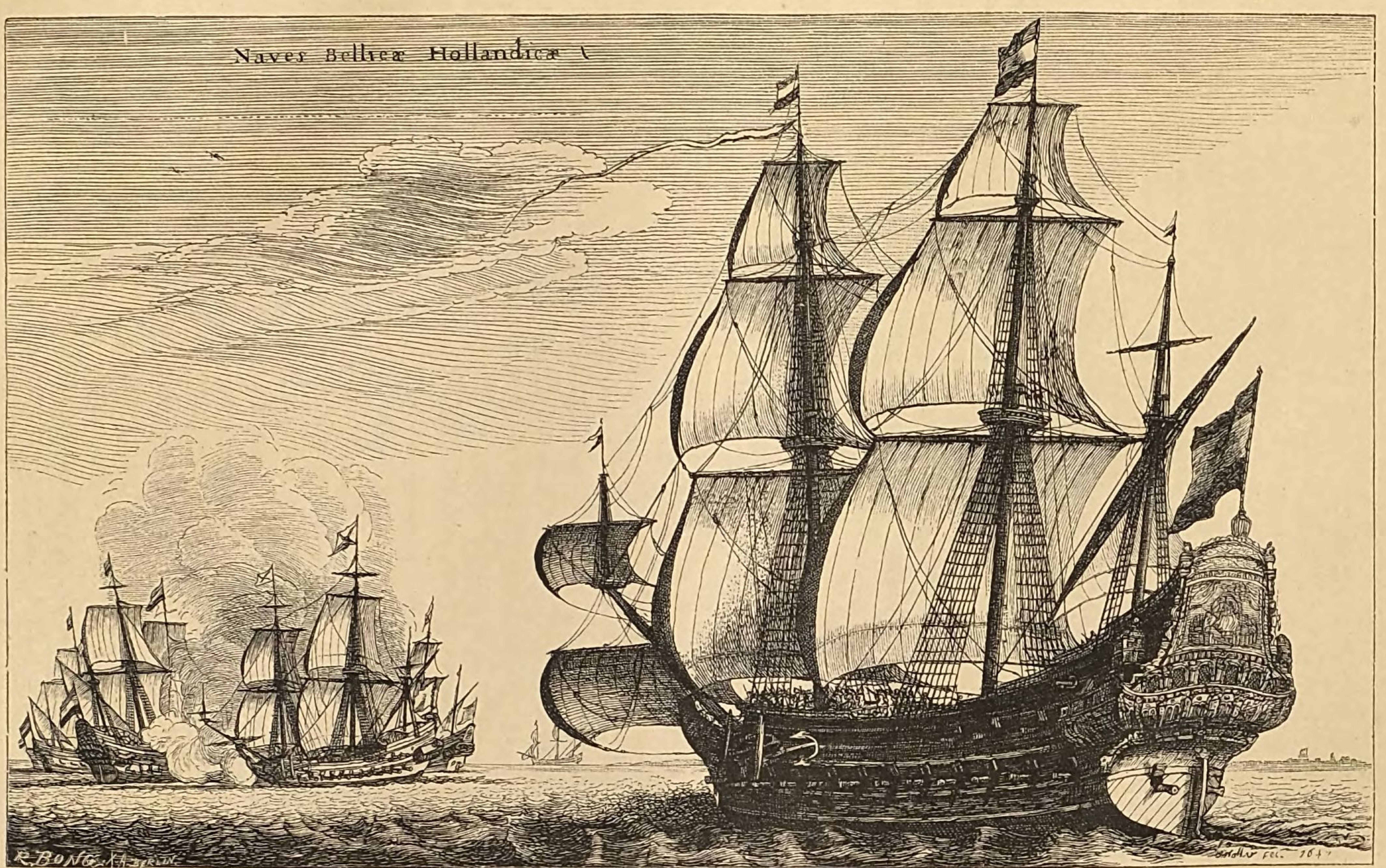
Committee die Zehntenfrage zu prüfen begann, sah man erst deutlich, wie viel sie in sich schloß. Viele der Zehnten waren zu Privateigenthum geworden. Ihre einfache Aufhebung bedeutete eine Verletzung wohlerworbener Rechte. Petitionen hatten sich doch auch für die Erhaltung der Zehnten ausgesprochen. Sie hatten der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß ihre Abschaffung nicht nur die Ausübung der regelmäßigen Seelsorge im Lande gefährden, sondern auch den höchsten Unterrichtsanstalten, den Universitäten zum Schaden gereichen müsse, die als Anstalten von mehr oder weniger geistlichem Charakter in Mitleidenschaft gezogen würden. Ueberhaupt wurde die Anklage gegen die radikalen Stürmer und Dränger hier und da laut, daß sie für das höhere gelehrte Studium keinen Sinn hätten und nicht ungerne alle Mittel, die ihm dienen sollten, aufopfern würden. Selbst das Schreckgespenst einer katholischen Ueberrumpelung war zu diesem Zwecke heraufbeschworen worden. „Wenn die Jesuiten und päpstlich Gesinnten," hieß es in einer Adresse des Lord-Mayors und der Aldermen von London, „ihre Pläne durchsetzen, die Nation gegen die Universitäten und die Gelehrsamkeit einnehmen, welche für die Predigt des Evangeliums und die Widerlegung der Ketzereien von höchstem Werthe ist, wenn sie es zu Wege bringen, daß die gegenwärtige Art der Erhaltung der Geistlichkeit aufhört, wenn sie das Volk überreden, daß die Obrigkeit sich nicht in Religionssachen zu mischen habe, so kommen sie der Erreichung des Zieles sehr nahe, das sie sich seit der Reformationszeit gesteckt haben." Alles, was zu Gunsten des bisher herrschenden Systems vorgebracht war, blieb doch nicht ohne Einfluß auf das Committee des Hauses. Es erstattete am 2. December seinen Bericht. In diesem kam es zu dem Schlusse, daß man allerdings unwissende und anstößige Geistliche durch eigens zu diesem Zwecke ernannte Kommissäre aus ihren Pfründen entfernen müsse, daß aber die an ihre Stelle gesetzten „frommen und fähigen Leute" den einmal rechtlich festgestellten Unterhalt genießen sollten. Die Zehnten wären demnach beizubehalten, und wo der Anspruch auf ihre Erhebung zweifelhaft sei, hätte, je nach dem Ausfalle richterlicher Untersuchung, ihre Umwandlung in Hingabe von Ländereien oder baarem Gelde stattzufinden. Bei der Stimmung, die in der Versammlung selbst herrschte, war es jedoch nichts weniger als gewiß, ob sie den Antrag ihres Committee gutheißen würde. Mehrere Sitzungen hindurch wurde darüber debattirt. Am 10. December sprachen sich sechsundfünfzig gegen vierundfünfzig Stimmen für Verwerfung jener Klausel des Committeeberichtes aus. Die Zehnten sollten also doch dem Untergang geweiht sein.

Bis dahin hatte Cromwell die Versammlung der puritanischen Notabeln gewähren lassen. Aber schon im August hatte er sich brieflich gegenüber seinem Schwiegervater Karl Fleetwood über sie beklagt. Anders lassen sich seine Worte kaum verstehen: „Wahrlich nie habe ich mehr der Hilfe meiner christlichen Freunde bedurft als jetzt. Gerne sähe ich, mit dem Willen Gottes, meine Dienste von den Heiligen angenommen, aber es soll nicht sein. Sie

gehen in ihren Ansichten auseinander, jeder sucht seiner eigenen freie Bahn zu machen, der Geist der Liebe ist kaum einem genehm." Je weiter die Versammlung in ihrem Werke fortschritt, desto mehr mußte sich Cromwell die Ueberzeugung aufdrängen, daß sie mächtige Interessen gegen sich aufbrachte, die in ihm ihren einzigen Schutz sahen. Der Juristenstand fühlte sich gekränkt und bedroht durch diese zusammengewürfelte Schaar von Laien, die in ihrem enthusiastischen Drange der Reform das verwickelte englische Recht gerne gegen das einfache „Gesetz Gottes" eingetauscht hätten, und nach deren Willen ein hohes Tribunal verschwinden sollte, noch ehe ein genügender Ersatz dafür gefunden war. Die bepfründete Geistlichkeit, die Inhaber des Patronatsrechtes und die Privateigenthümer von Zehnten sahen eine große Schädigung ihrer Stellung, ihres Besitzes und ihres Einflusses voraus, wenn die Bestrebungen der radikalen Mitglieder von Erfolg gekrönt wurden. Es gab unleugbar außerhalb der Versammlung Fanatiker, welche noch weiter gingen, deren Lehren an die der Levellers gemahnten, die alles Bestehende nach der ihnen gewordenen inneren Erleuchtung umzuwandeln gedachten. Das Vorgehen des Parlamentes der Heiligen mußte sie ermuthigen. Furchtsame Geister dagegen geriethen in um so größere Aufregung und erwarteten allein von Cromwell Hilfe.

Der General sah sich vor die Frage gestellt, ob er der Revolution, die ihn emporgetragen hatte, weiteren Spielraum für eine ungewisse Zukunft gewähren oder ob er ihr Einhalt gebieten, sie zum Stillstand bringen sollte. Entschloß er sich zu dem zweiten, so war er gewiß, daß er mit vielen seiner alten Freunde brechen mußte. Aber auf diese Weise konnte er hoffen, selbst die Zügel in die Hand zu bekommen und durch die Gaben des Herrschers, in deren Besitz er sich wußte, seinem Vaterlande ruhige und geordnete Zustände wiederzugeben. Auch die auswärtige Politik, wie er sie zu leiten gedachte, erforderte dringend eine Abwendung von den Grundsätzen der radikalen Partei. Der Krieg zwischen England und den Niederlanden war, ungeachtet der Veränderungen im englischen Gemeinwesen, mit Energie fortgeführt worden. Am 2. Juni hatte der Admiral Tromp die feindliche Flotte unter Monk und Dean angegriffen. Dean wurde an der Seite Monks durch eine Kugel tödtlich getroffen, die englische Flotte hatte stark gelitten, aber am folgenden Tage griff unerwartet Robert Blake in den Kampf ein und brachte die Entscheidung zu Gunsten der Seinigen. Die Niederländer schickten eine Friedensgesandtschaft nach London, allein diese hatte noch nichts erreicht, als die Nachricht eines neuen Sieges anlangte, den die englischen Admiräle errungen hatten. Dieser Kampf, der sich am 31. Juli entsponnen hatte, kostete Tromp das Leben. Die Niederlage der Holländer war vollständig, sie gaben selbst zu, daß die englische Seemacht die erste der Welt geworden sei.

Es gab aber eine starke Partei innerhalb wie außerhalb des kleinen Parlamentes, der diese Triumphe noch nicht genügten. Sie wollte einen



Holländische Kriegsschiffe. Radirung von Wenzel Hollar; 1647.

Krieg, welcher den Kräften des englischen Gemeinwesens schon so stark zusetzte, nicht eher beendigen, als bis die Niederlande die Vernichtung ihrer Selbständigkeit zugestanden hätten. Es waren die „Männer der fünften Monarchie", die gleich den Wiedertäufern des sechzehnten Jahrhunderts davon träumten, der Anbruch des letzten Reiches, das auf die angenommenen vier Monarchieen der Weltgeschichte folgen solle, stehe unmittelbar bevor. Sie hielten sich in schwärmerischer Verzückung das Wort des Propheten Daniel vor Augen: „Das Reich, Gewalt und Macht unter dem ganzen Himmel wird dem heiligen Volk des Höchsten gegeben werden, deß Reich ewig ist, und alle Gewalt wird ihm dienen und gehorchen". In der Deklaration, die das Parlament nach seinem Zusammentritt erlassen hatte, hieß es: „Irren wir nicht, so erwartet das ganze Volk Gottes mit Spannung gewaltige Veränderungen in der Welt, die kaum mit irgend einer Epoche verglichen werden können, außer mit derjenigen, die der Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi vorausging". Es war davon die Rede, „man erwarte und ersehne die glorreiche Ankunft des Königs der Könige, des Herren der Herren, der mit seinen Eroberungen nicht eher aufhören werde, als bis er alle seine Feinde unterworfen habe, um zuletzt das Reich Gott Vater zu überliefern". Galt nun aber das englische Volk als das auserwählte, durch welches sich das Wunder der Zeit erfüllen werde, so galten die Niederlande als der erste Schauplatz seiner bevorstehenden Erscheinung. Anabaptistische Prediger erklärten, „daß Gott den Engländern Holland ausgeliefert habe, daß die Heiligen dort landen und von dort ausgehen müßten, um die Metze von Babylon vom Throne zu stoßen und das Reich Christi auf dem Kontinente aufzurichten". Einer der holländischen Abgesandten, der ein Konventikel der Schwärmer besuchte, meldete nach Hause, die Leute suchten das Volk beständig gegen die vereinigten Provinzen aufzuhetzen. Und nicht bloß Winkelprediger, auch Männer von Ansehen, wie der Generalmajor Harrison, waren von gleichem Fanatismus erfüllt. Cromwells Ideen nahmen allmählich eine andere Richtung. Er hielt eine enge Verbindung aller reformirten Mächte für nöthig und wünschte dem Blutvergießen zwischen den beiden ersten aus ihrer Zahl Einhalt zu thun. Das kleine Parlament drohte, wenn die radikale Partei die Oberhand behielt, der auswärtigen Politik eine ganz entgegengesetzte verhängnißvolle Wendung zu geben. Endlich bemerkte Cromwell, daß auch seine Kriegskameraden und die ganze bewaffnete Macht überhaupt durch die Beschlüsse der Versammlung gefährdet wurden. Man trug Bedenken, die Landsteuer, die der Erhaltung von Heer und Flotte diente, ohne bedeutende Abänderungen und in der geforderten Höhe zu bewilligen. Officiere, wie Lambert und Fleetwood, waren bei Erneuerung des Staatsrathes Anfang November nicht wieder gewählt worden. Hie und da kam der bitterste Haß gegen die Soldaten zum Durchbruch, die sich in ihrer Masse, durch strenge Disciplin gebunden, dem Einflusse der Enthusiasten doch entzogen.

Cromwell hatte nicht nöthig, wie gegenüber dem Rumpparlament, selbst

einzuschreiten. Ein Theil der Versammlung, der mit ihm im Widerstande gegen die radikale Majorität übereinstimmte, führte ihre Auflösung herbei. Am 10. December hatte diese Majorität bei der Entscheidung der Zehntenfrage nur mit zwei Stimmen gesiegt. Am 12. December erschienen ihre Gegner, unter deren Zahl der Sprecher gehörte, früher als gewöhnlich zur Sitzung, damit sie des Erfolges ganz sicher wären. Der Oberst Sydenham erhob sich, um in einer scharfen Rede der radikalen Partei ihr ganzes Verhalten vorzuwerfen. Sein Antrag ging dahin, daß die Versammlung zum Wohle des Gemeinwesens ihren Auftrag in die Hände Cromwells zurückgeben möge. Er fand Widerspruch, aber auch lebhafte Unterstützung. Während die Radikalen in immer größerer Zahl anlangten, verließ der Sprecher plötzlich seinen Sitz. Das Scepter wurde ihm vorangetragen, eine Anzahl von Mitgliedern folgte ihm. In Whitehall angelangt, setzten sie eine Urkunde auf, in der sie den Verzicht auf ihre Macht aussprachen. Das Pergament wurde Cromwell überreicht, der es in Gegenwart mehrerer Officiere als Willensäußerung des Parlamentes annahm. In den nächsten Tagen kamen wohl noch mehrere Unterschriften hinzu. Cromwell hat später gesagt, daß er vorher nicht ein Wort von jener Urkunde gewußt habe. Allein, daß sie ohne sein Einverständniß aufgesetzt worden wäre, ist nicht anzunehmen. Ein Oberst und ein Major forderten die im Sitzungssaale Zurückgebliebenen auf sich zu entfernen. Aber erst als eine Rotte von Musketieren erschien, zogen sie sich zurück.

Der Versuch, das gesprengte Rumpparlament durch eine Körperschaft von independentischen Vertrauensmännern zu ersetzen, war gescheitert. An ihre Stelle trat eine neue oberste Gewalt der Art, wie sie aus den Berathungen der höheren Officiere mit Cromwell hervorging. Schon am 16. December wurde sie in feierlicher Weise proklamirt. Ein glänzender Zug bewegte sich Mittags, zwischen einem Spalier von Soldaten, zu Wagen und zu Fuß von Cromwells Residenz in Whitehall nach der großen Halle von Westminster. Die Kommissäre des großen Siegels, die obersten Richter in ihrer Amtstracht, die Mitglieder des Staatsrathes, Lord-Mayor und Aldermen in ihren Scharlachmänteln eröffneten die Procession. Den General selbst sah man in einfachem, schwarzen Sammetgewande, mit Reiterstiefeln, ein goldenes Band um den Hut in seiner Staatskarosse. Seine Leibgarde schritt vor ihm her, die höchsten Officiere, den Degen in der Hand, umgaben ihn. Im Saale des Kanzleihofes war auf einem reichen Teppich ein Prachtsessel errichtet worden. Um diesen gruppirten sich die Eingetretenen. Jeder entblößte sein Haupt, als Cromwell erschien und sich neben den Sessel stellte. Darauf trat Generalmajor Lambert vor, erklärte, daß das letzte Parlament sich aufgelöst habe und bat Cromwell im Namen des Heeres und der drei Nationen von England, Irland und Schottland, das Amt des höchsten Beamten, gemäß dem Inhalt einer fertig vorliegenden Verfassung, anzunehmen.

Die Urkunde dieser Verfassung wurde verlesen. Sie bestimmte, daß „die höchste legislative Macht des Gemeinwesens von England, Schottland,

Irland und den dazu gehörigen Kolonieen" in einer „einzelnen Person" mit dem Titel „Lord Protektor" und „im Volke", wie es „im Parlamente versammelt" sei, beruhen solle. Zum Protektor wurde Cromwell auf Lebenszeit ernannt. Der Inhaber des Protektorats hatte alle Würden eines Monarchen und sollte reichlich mit Staatsgütern bedacht werden. Unter seinem Namen ergingen alle Ernennungen und alle amtlichen Ausschreiben. Ein Staatsrath sollte mit ihm in der Leitung der auswärtigen Politik, in der Entscheidung über Krieg und Frieden und, wenn kein Parlament tagte, in der Verfügung über die bewaffnete Macht zusammenwirken. Der Staatsrath hatte auch das Recht, den Nachfolger des Protektors zu ernennen, der aber niemals aus den Nachkommen des hingerichteten Königs gewählt werden durfte. Fünfzehn Mitglieder des Staatsrathes waren in der Verfassungsurkunde genannt, darunter Fleetwood und Desborough, Schwiegersohn und Schwager des Protektors, sowie Lambert. Sieben weitere durfte er unter Zustimmung der Mehrheit hinzufügen. Bis zum Zusammentritt eines Parlamentes war der Protektor befugt, unter Zuziehung des Staatsrathes Steuern zur Bestreitung der Kriegskosten zu erheben und Verordnungen für den Frieden und die Wohlfahrt des Volkes zu erlassen. Am 3. September 1654 sollte sich das Parlament versammeln nach einem Wahlsystem, dem die Reformbill Henry Vanes als Vorbild diente. Doch wurden hier diejenigen Ausnahmen vom aktiven und passiven Wahlrecht angegeben, deren Mangel früher so viel Anstoß erregt hatte. Alle Parteigänger des Königs, die vom 1. Januar 1642 an gegen das Parlament gewirkt hatten, sollten bei den drei ersten Wahlen, die stattfinden würden, ausgeschlossen bleiben. Dem Staatsrath stand es sogar für eben diese Epoche zu, die Wahlen zu prüfen und ihre Giltigkeit von seiner Bestätigung abhängig zu machen. In jedem dritten Jahre sollten mindestens ein Mal Parlamentswahlen stattfinden, und in den ersten fünf Monaten nach seiner Eröffnung sollte das Parlament nicht ohne seine Zustimmung vertagt, prorogirt oder aufgelöst werden dürfen. Dem Parlamente wurde das Recht der Steuerbewilligung zugesprochen. Es konnte die provisorisch ergangenen Verordnungen des Protektors widerrufen. Es hatte, wenn eine Lücke im Staatsrath eintrat, das Recht, Vorschläge zum Zwecke ihrer Ausfüllung zu machen. Seine Beschlüsse, sofern sie keine Verfassungsänderung bedeuteten, erhielten zwanzig Tage nach ihrer Ueberreichung, selbst ohne Genehmigung durch den Protektor, Gesetzeskraft. Zu den Fundamenten des Gemeinwesens, die unangetastet bleiben sollten, gehörte auch das Dasein der stehenden Kriegsmacht von dreißigtausend Mann und der Flotte, für welche eine feste, jährliche Steuer in Aussicht genommen wurde. Desgleichen wurden gewisse kirchenpolitische Grundsätze ein für alle Mal als unabänderlich festgestellt. Die christliche Religion, wie sie in der Bibel enthalten, wurde als diejenige der Nation erklärt, und die Staatsgewalt machte sich zur Pflicht, fähige und eifrige Lehrer des „rechten Glaubens" besser als bisher durch genügende Mittel zu unterstützen. Doch sollte bis auf weiteres

die herkömmliche Art des Unterhaltes der Geistlichkeit bestehen bleiben. Allen Christgläubigen, wenn sie auch mit dem von Staatswegen begünstigten Dogma und Ritus nicht übereinstimmten, wurde Kultusfreiheit gewährleistet. Doch ward vorausgesetzt, daß keine „Störung des öffentlichen Friedens" daraus erwachse. Ausgeschlossen von der Toleranz blieben die „Anhänger des Papstthums und Prälatenthums, sowie diejenigen, die sich unter dem Scheine des Christenthums in Wort und That Unsittlichkeiten zu Schulden kommen lassen würden".

Alles in allem enthielt die Verfassungsurkunde nicht weniger als zweiundvierzig Artikel, deren Vorlesung eine halbe Stunde dauerte. Nachdem sie beendigt war, verkündete Lisle, einer der Kommissäre des großen Siegels, die Formel des Schwures, den der Protektor gemäß der Verfassung zu leisten hatte. Cromwell hob während dessen die rechte Hand empor, dann unterschrieb er den Eid und fügte die Worte an die Versammelten hinzu, seine Macht möge nur so lange dauern, als sie mit dem Werke Gottes übereinstimme, der Ausbreitung des Evangeliums und der Bewahrung von Recht und Eigenthum des Volkes dienlich sei. Lambert überreichte ihm darauf knieend ein Schwert in der Scheide, das er statt seiner eigenen kriegerischen Waffe zum Zeichen der friedlichen Autorität des ersten Bürgers an sich nahm. Bedeckten Hauptes ließ er sich in den Sessel nieder, während die übrigen alle den Hut in der Hand behielten. Das große Siegel, das Schwert des Lord-Mayors wurde ihm überliefert, aus seiner Hand empfingen die Beamten beides zurück mit der Mahnung, das ihnen Anvertraute gut zu nutzen. Er hatte damit symbolisch Handlungen der Souveränität ausgeübt, und die Ceremonie war beendigt. In feierlichem Zuge ging es zurück zum Eingang der Halle und von da nach dem Bankettsaale von Whitehall, wo man einen der Kapläne des Protektors predigen hörte. Der Palast, vor dem das Schafott des Königs gestanden hatte, barg einen neuen Herrscher in seinen Mauern, dessen Name unter Trompetenschall im ganzen Reiche proklamirt wurde.



Inaugurationsmedaille des Protektorates; 1653. (Originalgröße.)

Viertes Buch.

Vom Beginne des Protektorates bis zur Wiederherstellung des Königthums.



Oliver Cromwell als Protektor.

Facsimile (nicht ganz $1/3$ der Originalgröße) der Allegorie von Faithorne: The Embleme of Englands Distractions as also of her attained and further expected Freedom and Happiness per H. M. 1658.

Erstes Kapitel.

Die ersten Zeiten des Protektorates.

Mit der Begründung des Protektorates that die englische Revolution gleichsam einen Schritt zurück zu dem Zustande der alten Verfassung. Was man hergestellt hatte, war noch nicht die Monarchie, aber es war einer Monarchie doch sehr ähnlich. In der Urkunde, welche Cromwell beschworen hatte, dem ersten ausführlichen Aktenstücke der Art, das die neuere Geschichte kennt, war seiner Macht eine starke Grundlage gegeben. Zwar war er von den beiden anderen Faktoren der Landesverfassung, vom Staatsrathe und vom Parlamente nicht unabhängig, vielmehr sollten alle drei in harmonischem Spiele zusammenwirken. Allein sobald ein Konflikt ausbrach, hatte der Protektor am wenigsten zu fürchten, daß er der nachgiebige Theil sein müsse. Der Staatsrath war, seiner Zusammensetzung gemäß, mehr oder weniger Werkzeug in seiner Hand. Dem Parlamente waren allerdings auf dem Papiere die größten Rechte zugewiesen worden. Aber da der Protektor sich auf ein stehendes Heer stützen konnte, und da an dessen Bestande nicht gerüttelt werden durfte, so besaß er eine Waffe, gegen die sich mit Worten nichts ausrichten ließ. Auch hatte er gegenüber wechselnden Parlamenten den Vortheil, daß seine Macht für die Dauer seines Lebens gegründet war. Es war unmöglich, im Falle die Gegensätze sich nicht aussöhnen ließen, durch eine Berufung ans Volk einen Wechsel der Regierung zu erzwingen. Die Protektoratsverfassung war eben ein Ausdruck der thatsächlichen Verhältnisse, und diese hatten die gewaltige Persönlichkeit Cromwells über alles andere erhoben.

Fremden Diplomaten, die in England verweilten, entging diese Bedeutung des Ereignisses vom 6. December 1653 keineswegs. „Der Protektor," meldet der Florentiner Salvetti, „wird königliche Ehren genießen, nur daß er nicht den Titel Majestät führen darf. Uebrigens wird die Regierung, auch wenn es keinen König giebt, immer eine monarchische sein. Die Nation ist eine solche Form gewohnt und wird sich folglich mit der eingetretenen Veränderung befreunden, von der man alles Gute hofft." Einige Zeit nachher berichtete derselbe ausländische Beobachter über Cromwell: „Er behandelt die Gesandten auf die gleiche Weise wie die Könige es zu thun pflegten und ebenso alle übrigen, jeden seinem Range gemäß, und er erzeigt sich sehr leutselig". In der That fand „Seine Hoheit der Lord Protektor" sich mit überraschender Schnelligkeit in die Rolle, die der Gang der Ereignisse dem einfachen englischen Landedelmann zugewiesen hatte. In seinen Lebensgewohnheiten nach-

wie vor anspruchslos, legte er doch Werth darauf, auch äußerlich die Stellung anzudeuten, die er einnehmen sollte. Einige Monate behalf er sich noch mit seiner Wohnung im Cockpit, dann siedelte er in die ehemaligen königlichen Gemächer über, die man neu hergerichtet hatte, und wo ihn höfisches Ceremoniell umgab. Seine Frau und seine Töchter waren zugegen, wenn fremde Gäste an reich besetzter Tafel bewirtet wurden und den Klängen geistlicher Musik lauschten. Gegen Ende der Woche pflegte er häufig nach Hamptoncourt zu fahren, um sich dort von den Anstrengungen der Geschäfte zu erholen. Den Sitzungen des Staatsrathes wohnte er nicht regelmäßig bei, doch bedurfte jeder Beschluß desselben seiner Billigung. Er konnte sich vollkommen auf diese Körperschaft verlassen, die so viele ihm ergebene Männer, großen Theils alte Kriegskameraden, in sich einschloß. Sein höchstes Vertrauen genoß der erste Sekretär des Staatsrathes John Thurloe, der schon vor Errichtung des Protektorates den gleichen Posten bekleidet hatte. Es war ein Mann von juristischer Bildung, durch Begünstigung von Cromwells Verwandten, Oliver St. John, emporgekommen, eingeweiht in alle geheime Verhandlungen des Protektors, wachsam gegen innere und äußere Feinde der Regierung, von einer großen Anzahl kundiger Berichterstatter bedient.[1])



Das große Siegel für England nach Errichtung des Protektorates.
($^{13}/_{22}$ der Originalgröße.)

---

[1]) Eine Sammlung der Briefe, Berichte, Adressen, Petitionen u. s. w., die sich einst in seinem Besitz befunden hatten und die man großen Theils erst unter der

Die Verfassung gab dem Protektor und dem Staatsrathe das Recht, bis zum Zusammentritt des Parlamentes provisorische Verordnungen zu erlassen. Der neue Herrscher zögerte nicht, den reichsten Gebrauch von diesem Rechte zu machen, um seine Macht auf alle Weise zu befestigen und fertige Zustände zu schaffen. Er war in der glücklichen Lage, da ernten zu können, wo das Rumpparlament und das kleine Parlament gesäet hatten. Eine Menge von Gesetzesentwürfen lag vor, die Arbeiten der Kommissionen enthielten wichtiges Material, es bedurfte nur eines starken Willens, der unum-



John Thurloe.

schränkt über den Parteien stand, um das begonnene Werk zu Ende zu führen. Nach allen Seiten hin wandte sich die Thätigkeit der Regierung. Vom Beginne des Protektorates bis zur Eröffnung des Parlamentes ergingen mehr als hundert Dekrete, die ebensowohl die wichtigsten wie verhältnißmäßig unbedeutende Gegenstände betrafen. Das Finanzwesen des Staates erhielt endlich eine einheitliche Ordnung. Anstatt der verschiedenen Einnahmestellen

Regierung Wilhelms III. in einem Versteck entdeckte, erschien unter dem Titel: A Collection of the State Papers of John Thurloe. London 1742, 7 Bände. Ueber den Calendar of State Papers s. o. S. 199.

wurde eine einzige Schatzkammer eingerichtet, eine schärfere Beaufsichtigung der Beamten durchgeführt, die Unterschlagung von Bußgeldern, die Verheimlichung sequestrirter Güter schwer bestraft. Die lange geplante Union von England und Schottland wurde verwirklicht. Das schottische Parlament sollte aufhören, das schottische Volk durch dreißig Mitglieder im Reichsparlamente zu Westminster vertreten sein. Der Kanzleigerichtshof, der so viel Anstoß erregt hatte, wurde gründlich reformirt. Die Zahl seiner Beamten ward verringert, sein Geschäftsgang vereinfacht, sein Sportelwesen gebessert. Daneben her aber liefen andere Verordnungen, die in das Gebiet der Gesundheitspflege, des Armenwesens, des öffentlichen Verkehrs, des Handels, des Unterrichts, des Rechtes eingriffen. Den Universitäten wurde ihr Bestand zugesichert und Gewähr gegeben, daß die Regierung die Förderung der Studien zu ihren Aufgaben rechne. Den protestantischen Ansiedlern in Irland wurden Vortheile in Aussicht gestellt, um die Kolonisation der keltischen Gebiete zu heben. Eine Verordnung belegte die Duelle mit Strafe und erklärte einen Zweikampf mit tödtlichem Ausgang für einen Mord. Eine andere verbot die Hahnenkämpfe, weil sie wegen der dabei üblichen Wetten „häufig den öffentlichen Frieden stören, und gewöhnlich Spielen, Trinken, Schwören, Streiten nach sich ziehen zur Unehre Gottes und zum Ruin einzelner Unterthanen und ihrer Familien". Eine dritte ermächtigte die Zollbeamten Trunkenheit und Fluchen der Kärrner und Matrosen an den Ufern und auf den Booten der Themse zu strafen.

Auch diese Gesetzgebung verleugnete so wenig wie diejenige des vorausgegangenen Jahrzehnts den durchaus puritanischen Zug. Sie unterschied sich aber dadurch von den legislatorischen Versuchen der letzten Versammlung zu Westminster, daß sie in großen Fragen keine radikale Neuerung, sondern ein Kompromiß der verschiedenen Interessen herbeizuführen suchte. Der Protektor wollte die Gemüther beruhigen und versöhnen. Er wich lieber einer grundsätzlichen Entscheidung aus, wenn er die Hoffnung hegte, auf andere Weise wirksamer seine Zwecke erreichen zu können. In diesem Sinne hatte er die Schäden des Kanzleigerichtshofes zu heilen gesucht statt ihn einfach aufzuopfern. In ähnlicher Weise wünschte er den Mängeln des kirchlichen Zustandes Abhilfe zu schaffen, ohne sich die Meinung einer radikalen Lösung der kirchenpolitischen Frage anzueignen. Vergeblich mahnte ihn Milton in seiner zweiten Vertheidigung des englischen Volkes, diesen Weg zu betreten. Der Dichter hatte bei allem Wechsel der Regierungen sein Amt als „lateinischer Sekretär" beibehalten und sah im Protektor nach so vielen Umwälzungen den letzten Retter, den „Erhalter und Wächter, den Vater des Vaterlandes". Er forderte von ihm die Erfüllung eines bestimmten Programmes und stellte die Trennung von Kirche und Staat an dessen Spitze. Was Roger Williams in dem kleinen Rhode-Island hatte einführen können als zukunftsreichen Keim, der jenseits des Oceans zum mächtigen Baume erwuchs, eben dies Princip wollte er auf sein eigenes

Vaterland übertragen wissen. Cromwell, Independent wie er war, schritt nicht zu dieser äußersten Folgerung des Independentismus fort.

Der Wortlaut der Protektoratsverfassung hatte schon jedermann darüber belehren können, daß die Sorge für das Gebiet der Religion nicht den einzelnen kirchlichen Genossenschaften überlassen bleiben sollte, und daß die Staatsgewalt es als ihr Recht und ihre Pflicht erachte, eine Landeskirche zu beaufsichtigen und finanziell zu sichern. Die Verfassung gewährte Toleranz in gewissen Grenzen, aber sie ließ das Band zwischen Staat und Kirche unzerschnitten. Es hatten sich aber so mancherlei Klagen gegen den Klerus angehäuft, daß es vor allen Dingen wichtig erschien, ihn einer gründlichen Reinigung zu unterwerfen. Der Protektor ernannte daher Kommissionen, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt, für jede Grafschaft mit dem Auftrag, Seelsorger aus ihren Pfründen zu entfernen, die sich des Besitzes derselben unwürdig gemacht hätten. Eben diesen Bevollmächtigten der Regierung lag es ob, auch das Personal der Schulmeister im Lande zu sichten. Eine gemischte Kommission anderer Art diente als Prüfungsbehörde, um alle diejenigen zu examiniren, die von einem Patron präsentirt werden würden. Endlich wurden Beamte ernannt, welche die Zerlegung zu großer, die Verbindung zu kleiner Pfarrbezirke vornehmen, die Vertheilung von Zehnten und Kirchensteuern überwachen sollten, damit der Gottesdienst im ganzen Lande gleichmäßiger ausgebreitet und unterstützt würde. Mit gutem Bedacht war neben Independenten auch einigen Presbyterianern Sitz und Stimme in diesen Kommissionen angewiesen. Aber die Gefahr, daß sie im Dienste einer bestimmten Tendenz arbeiten würden, war dadurch nicht vermieden. Die Diener der Religion blieben nach Miltons Ausdruck „Miethlinge" der öffentlichen Gewalten. Es konnte nicht anders sein, da diese vom Staate ernannten Kommissäre nicht nur das sittliche Verhalten der Geistlichen zu prüfen hatten, sondern auch, ob sie in den calvinistischen Grunddogmen rechtgläubig und ob sie gegen die Protektoratsregierung loyal gesinnt seien. Die Hinneigung zu katholischen Anschauungen und der Gebrauch des Common Prayer Book gehörten selbstverständlich zu den Gründen, die einem Kleriker das Verbleiben im Amte und den Genuß der Pfründe unmöglich machten, und in diesem Punkte wurde die Strenge der Obrigkeit auch von solchen gebilligt, welchen die vermittelnde Kirchenpolitik des Protektors als ein Abfall vom reinen independentischen Princip erschien.

Sobald die Gewalt des Protektors die nöthigen Maßregeln ergriffen hatte, um im Inneren neue Einrichtungen zu treffen, nahm sie mit nicht geringerem Eifer die Fragen der auswärtigen Politik in Angriff. Hier gab es keinen wichtigeren Gegenstand als das Verhältniß Englands zu den Niederlanden. Der chimärische Plan der Fanatiker, aus den Niederlanden eine englische Provinz machen zu wollen, konnte vor den Augen eines Cromwell auf die Dauer keine Gnade finden. Er wollte die Generalstaaten zwingen, Englands Uebermacht anzuerkennen, aber sie nicht durch un-

gemessene Forderungen zur Verzweiflung treiben. Hatte er selbst sich früher in ähnlichem Sinne wie jene Fanatiker geäußert, so begann er nun mit den Gesandten der Provinz von Holland Unterhandlungen, in denen von der Einverleibung der einen Republik in die andere keine Rede mehr war. Doch waren die Vortheile, die England in Folge dieser Verhandlungen im Frühling des Jahres 1654 erlangte, überaus bedeutend. Die Navigationsakte blieb in Kraft. Das Hoheitsrecht der englischen Flagge in den britannischen Gewässern wurde zugestanden. Für die Verluste, welche die ostindische Compagnie erlitten hatte, wurde Entschädigung geleistet. Ein Verlangen des Protektors begegnete jedoch dem größten Widerstande. Er forderte, daß die den Stuarts so nahe verwandte Familie Oranien von der Bekleidung des Statthalteramtes oder eines militärischen Kommandos für immer ausgeschlossen werde. Es war der Versuch einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates, der von der Masse des niederländischen Volkes sehr bitter empfunden wurde. Allein die Eifersucht der aristokratischen Partei auf das Haus Oranien kam Cromwells Anspruch zu Hilfe. Die Provinz Holland, in der Johann de Witt den Ton angab, fügte sich, und der Protektor konnte sich dabei beruhigen, daß das mächtigste Glied des Bundes für die übrigen gleichsam Bürgschaft leistete.

Der Abschluß des Friedens mit den Niederlanden legte den Grund zu einer neuen auswärtigen Politik des englischen Staates. Sie suchte die reformirten Mächte Europas um sich zu sammeln. Nach der Urkunde des Friedens sollten die beiden Republiken von nun an durch ein Band der Freundschaft verknüpft sein, die Feinde wie die Freunde der einen sollten auch als Feinde und Freunde der anderen gelten. Demgemäß wurde nach langen Zögerungen auch der König von Dänemark in den Vertrag mit aufgenommen, obwohl er als Bundesgenosse der Niederlande dem englischen Handel manchen Schaden zugefügt hatte. Die andere Macht des Nordens, Schweden, hatte sich im Gegentheile keine Feindseligkeit wider England zu Schulden kommen lassen. Man hatte sogar hoffen dürfen, daß die Königin Christine, Gustav Adolfs gelehrte Tochter, geneigt sein möchte, gemeinsam mit England den Kampf gegen Dänemark und die Niederlande aufzunehmen. Jedenfalls lohnte es sich der Mühe mit ihr Verhandlungen anzuknüpfen. Cromwell hatte schon vor seiner Erhebung zum Protektorate den Juristen Whitelocke bewogen, als außerordentlicher Gesandter nach Stockholm zu gehen.[1]) Er überschickte der Königin sein Bild mit schmeichelhaften Versen. Sie ihrerseits machte aus ihrer Bewunderung des Heroen der englischen Revolution kein Hehl, ließ sich über die Angelegenheiten der britischen Inseln Bericht erstatten und schenkte den Vorschlägen Whitelockes alle Aufmerksamkeit. Da sie indessen schon entschlossen war, die Krone niederzulegen, so

1) Whitelocke hat seine schwedischen Erlebnisse selbst geschildert in seinem Journal of the Swedish embassy in 1653 and 1654.

mußte es ihm besonders wichtig sein, auch den Thronerben Karl Gustav und den Kanzler Oxenstierna zu gewinnen. Er erreichte den Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrages gemäß den Vorschlägen, die er gemacht hatte. Noch wichtiger war es, daß Dänemark wenig später den englischen Handelsschiffen, die den Sund passirten, in Bezug auf den Zoll dieselben Vortheile gewährte, welche die Niederlande genossen. Auch mit den evangelischen Kantonen der Schweiz wurden im Laufe des Jahres 1654 durch Entsendung eines ständigen Residenten, des als Gelehrten verdienten John Pell, Beziehungen angeknüpft, die dazu dienen sollten, Englands Einfluß in der reformirten Welt zu verstärken.[1])

Der englische Staat war aus der Isolirung herausgerissen, in welche ihn die Ereignisse eine Zeit lang versetzt hatten. Man hatte auf dem Kontinente ein Gefühl davon, daß er im Begriff sei, zu dem Gegensatz der großen Mächte Stellung zu nehmen. Noch hielt der Protektor seine Entscheidung zurück. Er fand es vortheilhafter, sich noch gleichzeitig von Spanien und Frankreich umwerben zu lassen, als sich der einen oder der anderen Macht zur Verfügung zu stellen. Sie machten ihm beide bedeutende Anerbietungen, er ging darauf ein, erhob weitere Forderungen, spann die Unterhandlungen fort, schloß jedoch nicht ab. Auch war die Regierung im Innern noch nicht so befestigt, daß sie sich völlig frei für eine großartige auswärtige Aktion hätte fühlen können.

Die Errichtung des Protektorates war allerdings vor sich gegangen, ohne daß es nöthig gewesen wäre, Widerstand von irgend einer Seite mit Gewalt zu brechen. Im ganzen Lande war die Proklamation des Protektors erfolgt, die Beamten blieben auf ihrem Posten, der Gang der Rechtspflege wurde keinen Tag unterbrochen, die öffentliche Ruhe nirgends gestört. Aber von zwei Seiten wurde die neue Gewalt mit grimmigem Hasse verfolgt und, wo man den offenen Kampf scheuen mußte, wenigstens heimlich angegriffen. Die Männer der fünften Monarchie, die „Anabaptisten und Heiligen", oder wie man sonst die radikalen Sektirer nennen mochte, konnten es nicht verschmerzen, daß Cromwell mit rauher Hand das Gebäude ihrer Träume umgerissen hatte. Er war in ihren Augen ein doppelter Abtrünniger. Er hatte die alten religiösen Grundsätze verrathen, indem er den „Miethlingsdienst" der Kirche aufrecht hielt. Er hatte die alten politischen Grundsätze verrathen, indem er seine Alleinherrschaft begründete. In einem Konventikel zu Blackfriars erschöpften sich ein paar feurige Sektenprediger unmittelbar nach Errichtung des Protektorates in Schmähungen gegen den neuen Gewalthaber. „Lasset uns heimgehn," rief einer aus, „und beten und sprechen: Herr, willst du, daß Oliver Cromwell oder daß Jesus Christus über uns herrsche? . . Sind alle unsere Officiere so von ihren Principien abgefallen? Was ist aus

1) Oliver Cromwell und die evangelischen Kantone der Schweiz in H. v. Sybels historischer Zeitschrift N. F. Band IV. S. 52—99.

all' ihren Deklarationen und Protestationen geworden? Sind sie mit Ländereien, Parks und Schlössern zum Schweigen gebracht?" Man prophezeite Cromwell, daß er untergehen werde wie Richard III. Die Spione des Protektors setzten ihn von diesen aufreizenden Reden in Kenntniß. Er ließ die Prädikanten verhaften. Seinem alten Freunde, dem Generalmajor Harrison, der sich weigerte das Protektorat anzuerkennen, befahl er, sein Kommando niederzulegen und sich ruhig in seiner Heimat zu halten. Mehrere Obersten, die eine Adresse gegen die neue Regierung in Umlauf setzen wollten, wurden scharf überwacht.

Weit strenger verfuhr der Protektor gegen die Feinde aus dem Lager der Royalisten. Indem er die Gewalt an sich riß, erhielten ihre Angriffe ein bestimmtes Ziel. Ihre ganze Feindschaft koncentrirte sich auf ihn. Gelang es, ihn hinwegzuräumen, so konnte man hoffen, das Königthum wiederherzustellen. Schon im Februar 1654 wurde ein Komplott in London entdeckt, das auf die Ermordung Cromwells und eine allgemeine Erhebung der Kavaliere hinauslaufen sollte. Es war indessen noch nicht reif, und man begnügte sich damit, die Theilnehmer der Verschwörung, die in einer Schenke ergriffen wurden, für einige Zeit in den Tower zu stecken. Wenige Monate später kam man einer Proklamation auf die Spur, die das Datum Paris und die Unterschrift Karls II. trug, und in der ein Preis von 500 Pfund auf den Kopf Cromwells gesetzt wurde. Es war ohne Zweifel eine Fälschung, aber die Urkunde blieb darum nicht wirkungslos. Mehrere begeisterte Royalisten faßten den Plan, aus einem Hinterhalte über Cromwell herzufallen, wenn er sich von Whitehall nach Hamptoncourt begäbe. Sie hatten sich mit dem Hofe der Stuarts in Verbindung gesetzt; einer, ein Oberst Gerard, hatte Zusammenkünfte mit dem Prinzen Rupert, mit Karl II. gehabt. Selbst einer der außerordentlichen Gesandten Frankreichs in London war den Absichten der Verschwörer nicht fremd geblieben. Cromwell ward noch rechtzeitig von ihrem Vorhaben unterrichtet. Einige der Verschwörer wurden in ihren Betten ergriffen, darunter jener Gerard und ein Schulmeister Namens Peter Vowell. Eine Verordnung des Protektors setzte einen außerordentlichen Gerichtshof ein, der im Juli 1654 sein Urtheil sprach. Vergeblich berief sich Vowell auf die Magna Charta, selbst auf die Protektoratsverfassung, indem er forderte vor ein regelmäßiges Tribunal von zwölf Geschworenen gestellt zu werden. Er, wie Gerard, wurde hingerichtet.

In Schottland hielt General Monk die Autorität der neuen Regierung aufrecht. Er zersprengte eine gefährliche Insurrektion der Hochländer, zwang einen Abgesandten Karls II., der ihre Führung übernehmen sollte, zur Flucht, reinigte die schottische Armee von einigen dem Protektor verdächtigen Elementen und stellte im ganzen Lande die Ruhe wieder her. Nach Irland entsandte Cromwell einen seiner Söhne, um Fleetwood, den Gemahl seiner Tochter Bridget, zu unterstützen. Es war sein zweitältester, Henry, dem Vater am meisten ähnlich. Er war mit sechzehn Jahren ins Heer des Parlamentes

eingetreten, hatte den irischen Feldzug mitgemacht und als einer der irischen Repräsentanten im kleinen Parlament gesessen. Sein Aufenthalt in Irland dauerte nur kurze Zeit, aber seine Gegenwart diente doch dazu, die Schwankenden in den Gesinnungen der Treue gegen den Protektor zu befestigen.

Inzwischen war der Termin herangekommen, an welchem nach der Verfassung die Eröffnung des Parlamentes stattfinden mußte. Zum ersten Male seit vierzehn Jahren sah sich das englische Volk wieder zu Wahlen aufgerufen, zum ersten Male sollten neben seinen Vertretern auch Vertreter von Schottland und Irland in demselben Saale zu Westminster sitzen. Dem Wahlsysteme lag die Reformbill von Vane zu Grunde, und manche Klage, die früher laut geworden war, wurde dadurch beseitigt. Allerdings waren diese Wahlen nichts weniger als freie. Von den Katholiken zu schweigen, alle „Malignanten" waren ausgeschlossen. Nur wer sich in dem großen Kampfe, der England erschüttert, neutral verhalten oder gegen den König erklärt hatte, war berechtigt als Wähler aufzutreten, vorausgesetzt, daß er Vermögen im Werthe von zweihundert Pfund besaß. Nur wer dieselbe politische Vergangenheit nachweisen konnte, war berechtigt als Kandidat aufzutreten, vorausgesetzt, daß er gut beleumundet und „gottesfürchtig" war, und daß er das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatte. Die Wahlen ergaben demnach eine Versammlung, in der sich Independenten und Presbyterianer, alte Republikaner und willige Anhänger des Protektorates zusammenfanden. Die Regierung hatte, namentlich in Irland und Schottland, starken Einfluß auf die Wahlen ausgeübt. Beinahe sämmtliche Mitglieder des Staatsrathes waren gewählt worden, die beiden Söhne Cromwells, Richard und Heinrich, nicht wenige dem Protektor ergebene Officiere. Von kriegerischen Berühmtheiten bemerkte man namentlich Fairfax und Robert Blake. Aber auch der Sprecher des zersprengten Parlamentes, William Lenthall, wie Bradshaw, der letzte Präsident des ehemaligen Staatsrathes, erschienen, und neben ihnen Männer wie Haselrig und Scott, welche Cromwell den Staatsstreich vom 20. April 1653 nicht verzeihen konnten. Die enthusiastischen Sektirer wurden durch Harrison und den Major Wildman repräsentirt. Männer von Adel sah man nur wenige. Von bekannten Politikern der jüngsten Vergangenheit vermißte man vor allem Henry Vane, der sich nach dem Gewaltakte Cromwells auf sein Landgut zurückgezogen hatte.

In Cromwell war, wie in vielen genialen Naturen, ein mystischer Zug. Er hielt etwas auf Gedenktage. Der 3. September war der Tag seiner Siege von Dunbar und Worcester. Eben dieser Tag war zur Eröffnung des Parlamentes bestimmt worden. Es war ein Sonntag, die Erwählten hörten in der Abtei von Westminster eine Predigt und wurden von Cromwell in Whitehall empfangen. Den folgenden Tag hielt er ihnen eine lange Eröffnungsrede. „Ihr seid hier versammelt," begann er, „in dem größten Augenblicke, den meines Bedünkens England jemals gesehen hat. Auf euren Schultern ruht das Wohl von drei großen Nationen mit ihren Kolonieen,

ja, ich darf es ohne Uebertreibung sagen, das Wohl der ganzen christlichen Welt." Er erinnerte daran, wie wundersam Gottes Vorsehung das englische Volk geführt habe und rief mit dem Psalmisten aus: „Herr mein Gott, groß sind deine Wunder, und deine Gedanken, die du an uns beweisest". Als ruhmreiche Aufgabe der Versammlung stellte er das Programm auf: „Heilen und Beruhigen", denn das erwarte die Nation nach so heftigen Erschütterungen. Wenn er vor allem die Freiheit des Gewissens eines der edelsten Geschenke Gottes nannte, das man sich wahren müsse, so trafen seine mahnenden Worte namentlich die zahlreich erschienenen engherzigen Presbyterianer. Aber auch die radikalen Sektenführer wurden von ihm angegriffen. Gegen die einen wie gegen die anderen machte er Front. Er wollte nicht leiden, daß ein „unchristlicher Geist" der Unduldsamkeit sich gegen den Nächsten wende, noch auch, daß „die Axt an die Wurzel des geistlichen Standes gelegt werde". Ebenso wenig sollte die „Freiheit des Bürgers" zum Vorwande genommen werden, um den Männern der fünften Monarchie Gelegenheit zu geben, ihre Phantasieen in die That umzusetzen. Im Protektorate sollten alle das „Heilmittel" sehen, ohne dessen Anwendung „das arme Volk" dem Ruin preisgegeben worden sein würde. Nicht ohne Stolz zählte er auf, was seine Regierung bis dahin geleistet habe: die Reformen im Innern, die Erfolge der auswärtigen Politik. Das ganze vielverschlungene Gewebe der heimischen wie der ausländischen Angelegenheiten wurde von ihm ausgebreitet. „Ich bitte euch," schloß er, „suchet einander und eure Aufgabe im Geiste der Milde und Liebe zu verstehen, meine Gebete werden eure Arbeiten begleiten. Alles dies habe ich nicht gesagt wie ein Mann, der sich eine Herrschaft über euch anzumaßen gedenkt, sondern wie ein Mann, der zugleich mit euch dem Wohle des Volkes dienen möchte."

Die ganze Rede war ein staatsmännischer Appell an den Verstand der Erwählten. Cromwell stellte sich auf einen großartigen Standpunkt. Er sprach nicht für sich, sondern für die Gesammtheit. Er verschmähte kleinliche Ausflüchte. Die einzige Rechtfertigung seiner Stellung, deren er sich bediente, war der Hinweis auf die Gewalt der Thatsachen. Verließ man den Boden, der durch die Protektoratsverfassung gegeben war, so ging, das gab er zu verstehen, das ganze Werk der Revolution wieder in Trümmer. Aber konnte man vergessen, daß die brutale Gewalt eine Versammlung zu Westminster, mochte sie auch nur der Schatten eines Parlamentes gewesen sein, zersprengt hatte? War nicht das Protektorat eigenmächtig durch die Häupter des Heeres begründet worden? Ließen sich alle die politischen und religiösen Gegensätze, die Cromwell versöhnen wollte, zwingen, Frieden miteinander zu halten? Die ersten Debatten des Parlamentes zeigten, daß Cromwell zu viel gehofft hatte.[1]) Nachdem es Lenthall, den Sprecher des langen Parlamentes, auch

1) Diary of Thomas Burton, member of the parliaments of Oliver and Richard Cromwell from 1656 to 1659 now first published from the original autograph manuscript. With an introduction, containing an account of the parlia-

zu dem seinigen gewählt, das alte von Cromwell einst als „Spielzeug“ bezeichnete Scepter wieder zurückverlangt und einen allgemeinen Fasttag angeordnet hatte, trat es der Frage näher, ob man nicht den Inhalt der Verfassungsurkunde in Erwägung ziehen sollte. Eine Verordnung, die Cromwell mit dem Staatsrathe erlassen hatte, erklärte es für Hochverrath, die Gewalt des Protektors öffentlich als ungesetzlich anzugreifen. Ein Artikel der Verfassung räumte dem Protektor ein unbedingtes Veto gegen jede Bill ein, welche die Konstitution selbst abändern sollte. Man begab sich daher auf einen gefährlichen Boden, wenn man anfing, Kritik an der aufgezwungenen Verfassungsurkunde zu üben, statt sie einfach zu billigen. Allein das parlamentarische Selbstgefühl, welches sofort in der Versammlung auflebte, war mächtiger als alle Bedenken vor einem möglichen Konflikt. Am 7. September wurde mit einer Majorität von fünf Stimmen beschlossen, daß das Haus in eine Debatte darüber eintreten wolle, ob die Regierung des Landes in einem Einzelnen und einem Parlamente beruhen solle.

Es folgte eine mehrtägige Redeschlacht, in der die „Hofpartei“, wie man die Anhänger Cromwells wohl schon nannte, sich vergeblich bemühte, den Widerstand der republikanisch gesinnten Mitglieder zu brechen. Zwar mußten diese sehr vorsichtig zu Werke gehen. Sie hüteten sich, das Protektorat als solches zu bekämpfen. Aber sie wollten es nur als Ausfluß des souveränen Willens der Nation betrachten. Und da sie diesen in der Versammlung der Repräsentanten ausgedrückt fanden, so erklärten sie, abweichend von der Protektoratsverfassung, die höchste legislative Gewalt beruhe im Parlamente des englischen Volkes und einem Einzelnen, der seine Instruktionen vom Parlamente zu empfangen habe. Dieselbe politische Tendenz, die das Erbkönigthum der Stuarts beseitigt hatte, wandte sich nun gegen die Gewalt des Usurpators, der durch die Revolution emporgetragen worden war. Cromwell war entschlossen, diesen aufregenden Debatten ein Ende zu machen. Als sich die Mitglieder am 12. September in den Sitzungssaal begeben wollten, fanden sie die Zugänge von Soldaten besetzt und die Thüren verschlossen. Sie wurden angewiesen, sich in dasselbe Lokal zu begeben, in dem sie die Eröffnungsrede des Protektors gehört hatten. Nach einiger Zeit erschien er selbst mit einem Gefolge von Officieren und Leibwächtern. Er nahm, den Hut auf dem Kopfe, seinen erhöhten Platz ein, während die Mitglieder des Parlamentes entblößten Hauptes vor ihm saßen.

Dann begann er zu sprechen. Anderthalb Stunden lang machte er seinen Gefühlen Luft, in pathetischer Weise, mitunter im Tone zorniger Erregung.

---

ment of 1654 from the journal of Guibon Goddard. Edited and illustrated with notes historical and biographical by John Towill Rutt. 4 Vols. London, Henry Colburn 1828. Was denjenigen Theil dieses Quellenwerkes betrifft, der sich auf das Parlament von 1654 bezieht, so ist an der Autorschaft Goddards, des Mitgliedes für Lynn, nicht zu zweifeln. Dagegen hat Carlyle mit gewichtigen Gründen darauf hingewiesen, daß die übrigen Theile nicht aus Burtons Feder stammen können.

„Gott ist mein Zeuge," rief er aus, „ich habe mich nicht zu dieser Stelle gedrängt." Er skizzirte in großen Zügen sein früheres Leben, die Umstände, die ihm den Weg zur Macht gebahnt hatten, die Zersprengung des langen, die Auflösung des kleinen Parlamentes, die Errichtung des Protektorates, ohne zu fälschen oder zu verschweigen, mit dem Selbstgefühle eines Mannes, der sich für ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung hält und des Glaubens ist, daß er dem an ihn ergangenen Rufe Folge habe leisten müssen. Als er auf die Begründung des Protektorates zu sprechen kam, sagte er stolz: „Es geschah nicht heimlich in einem Winkel, sondern öffentlich vor aller Welt". Er berief sich auf die Zustimmung der Officiere des Heeres in allen drei Reichen, auf die Billigung der Stadt London, auf zahlreiche Adressen aus Stadt und Land, auf die Richter, die ihr Amt in seinem Namen verwaltet hätten. Alle diese Zeugnisse führte er für seine Macht an, ja die Mitglieder des Parlamentes selbst mußten ihm als Zeugen dienen, da sie auf seine Ausschreiben hin gewählt worden seien. Demnach erklärte er es für unerlaubt an dem zu rütteln, was ihm von Gott und Menschen geworden sei. Er rechnete seine persönliche Macht, beschränkt durch das Parlament und den Staatsrath, zu den Fundamentalsätzen der Verfassung, ebenso wie die Bestimmung; nach der das Parlament sich nicht verewigen dürfe, den Artikel über die Gewissensfreiheit und denjenigen über die Militia. „Ich möchte mich eher in mein Grab legen und mit Schimpf unter die Erde bringen lassen," äußerte er, „als die Verfassung, so wie sie ist, aufgeben... Ihr seid hierherberufen worden, um ein Volk zu retten.. Wenn dieses arme Volk wieder Blutvergießen, Verwirrung und Ruin durchzumachen hat, wer will das vor Gott und vor den Menschen verantworten?" Er schloß damit, er müsse, bevor das Parlament seine Verhandlungen fortsetze, volle Sicherheit darüber haben, daß man die Fundamentalartikel der Verfassung nicht ändern werde. Darum habe er, obwohl es ihn „bis zum Tode betrübe", die Thüren des Sitzungssaales schließen lassen. Die Mitglieder wurden aufgefordert, in der Vorhalle des Hauses eine Urkunde zu unterzeichnen, durch die sie sich verpflichten sollten, dem Protektor und dem Gemeinwesen treu bleiben und die Grundlage der Protektoratsverfassung nicht antasten zu wollen.

Binnen einer Stunde bedeckte sich das Aktenstück mit hundert Unterschriften. Ehe der Tag ablief, kamen noch ein paar dutzend hinzu. Alles in allem entschlossen sich allmählich etwa dreihundert, unter dem Joche hindurchzugehen, das Cromwell ihnen aufzwang. Aber ein Viertel der Versammlung verschmähte es, auf solche Bedingungen hin zu kapituliren. Die eifrigen Republikaner und Sektirer, zum Theil dem Heere angehörig, weigerten sich, der rohen Gewalt ihren Namen zu leihen. Sie waren der Ansicht, daß wenn ihre Wahl auf das Ausschreiben des Protektors hin erfolgt sei, dies ihr freies, legislatives Recht nicht hindern könne, da es ihnen bedingungslos vom Volke übertragen worden sei. Wenn man ihnen in der Ausübung dieses Rechtes Fesseln anlegen wollte, so zogen sie vor, für die Zukunft ihr Princip

zu retten, anstatt sich zu unterwerfen. Das Parlament war somit von der schärfsten Opposition gereinigt worden, aber es war nicht daran zu denken, daß die „Hofpartei" den Kampf hätte aufgeben können. Cromwell selbst hatte in seiner Rede angedeutet, daß man wohl zwischen den Fundamentalartikeln und minder wichtigen Bestimmungen der Verfassung unterscheiden dürfe. Er hatte sich sogar mit einer Beschränkung seiner eigenen Macht für einverstanden erklärt, vorausgesetzt, daß man ihm die Ueberzeugung beibringe, sie werde dem Gemeinwesen zum Besten gereichen. Man konnte sich daher auf ihn selbst berufen, wenn man die Verfassung nicht einfach, wie sie dem Volke aufgedrungen war, gutheißen mochte.

Allerdings wurde ihr erster Artikel, der das Protektorat begründete, von jeder weiteren Diskussion ausgeschlossen, und, um die Würde des Parlamentes scheinbar zu wahren, das von Cromwell geforderte Anerkenntniß in einen freien parlamentarischen Beschluß verwandelt. Allein darauf begann eine förmliche Revision der ganzen Verfassungsurkunde, als ob die Versammlung dazu berufen worden wäre, eine Konstitution für das englische Volk auszuarbeiten und die Protektoratsverfassung nur als Vorlage zu benutzen. Sie schuf in der That während Wochen langer Sitzungen ein ganz neues Werk, das in wesentlichen Punkten von dem am 16. December 1653 proklamirten Aktenstück abwich. Daran war nicht zu denken, daß man Cromwells Macht auf eine bestimmte Zeit beschränkt hätte. Wurde doch sogar der Antrag gestellt, die Würde des Protektors für erblich zu erklären, ein Antrag, gegen den sich freilich auch aus dem Kreise der Officiere lebhafter Widerspruch erhob. Allein wenn Cromwell auch für die Dauer seines Lebens Inhaber des höchsten Postens im Staate bleiben sollte, so ließen sich doch Bedingungen aufstellen, die ihm die Freiheit der Bewegung weit mehr erschweren mußten, als es nach der Protektoratsverfassung der Fall gewesen sein würde. In welchen Fällen dem Protektor ein absolutes Veto gegen die Beschlüsse des Parlamentes zu Gebote stehen, wem das Recht des Krieges und des Friedens gehören, wer über die bewaffnete Macht verfügen, von wem der Staatsrath ernannt werden sollte: alle diese Fragen wurden mit Eifer debattirt, und die Opposition, aus wie verschiedenen Elementen sie sich auch zusammensetzte, behielt nicht selten den Sieg. Es gab noch immer eine beträchtliche Anzahl überzeugter Republikaner in der Versammlung, die unter dem Protektorate wenigstens noch so viel wie möglich von ihrem Ideale zu retten suchten. Die Masse der Presbyterianer betrachtete den „großen Independenten" nach wie vor als ihren Feind. Dieser und jener kämpfte wohl gar unter falschem Banner für das alte Königthum. Das Parlament behielt sich allein das Recht vor, festzusetzen, für welche Gegenstände die Zustimmung des Protektors nothwendig sein sollte. Es überließ dem Protektor die Ernennung der Staatsräthe, machte aber die Ausübung ihrer Funktionen von seiner Bestätigung abhängig. Es band die Erklärung eines Krieges an seine Zustimmung. Es wünschte die zur Erhaltung der stehenden Heeresmacht geforderte Summe zu mindern und wollte

sich nicht verpflichten, sie nach dem Tode Cromwells seinem Nachfolger zur Verfügung zu stellen. Im Falle eine Erledigung der höchsten Würde während der Session des Parlamentes einträte, sollte es diesem gebühren, die Lücke auszufüllen. Nur mit Billigung des Parlamentes sollten die wichtigsten Staatsämter in England, Irland und Schottland besetzt werden.

Nicht genug damit. Das Parlament zog die Verordnungen, die inzwischen ergangen waren, vor sein Forum. Es bestätigte zwar diejenigen, die sich auf Geldauflagen bezogen, andere aber wünschte es durch eigene Bestimmungen zu ersetzen. So wurden gesetzgeberische Akte vorbereitet, die sich auf die Läuterung des Klerus und auf die Reform des geistlichen Standes bezogen. Noch manche Gegenstände sonst waren in Angriff genommen worden, auch solche, mit denen sich schon das kleine Parlament beschäftigt hatte. Allein die konstitutionellen Streitfragen nahmen die kostbarste Zeit weg.

Ein Thema jedoch gab es, das der Mehrheit der Versammlung nicht minder wichtig war wie die Entscheidung über die Kompetenz der einzelnen Staatsgewalten, und eben dies wurde der Ausgangspunkt des stärksten Widerstandes gegen die Absichten des Protektors. Er hatte als einen der Fundamentalsätze der Verfassung den Artikel über die Gewissensfreiheit hervorgehoben. Wie er sie verstand, war sie freilich viel beschränkter als etwa nach der Auffassung eines Roger Williams, aber viel weiter als nach der Auffassung der intoleranten Presbyterianer, die in der Versammlung über eine so große Anzahl von Stimmen geboten. Sie wagten nun zwar nicht, den Verfassungsartikel einfach umzustoßen, der den verschiedenen protestantischen Sekten Kultusfreiheit gewährte, aber sie suchten seine Bedeutung abzuschwächen und ihm eine Auslegung nach ihrem Sinne zu geben. Jener Artikel machte den „Glauben an Gott durch Jesus Christus" zum einzigen Erforderniß der Duldung, von der freilich Katholiken und Prälatisten dauernd ausgeschlossen blieben. Die Strafgesetze gegen die „Ketzer" waren aufgehoben, man sollte sie, hieß es in der Verfassung, durch Ueberredung und gutes Beispiel, aber nicht durch Strafen zu gewinnen suchen. Die presbyterianische Mehrheit war unfähig, sich auf diesen Standpunkt zu stellen. Ein Committee, ausschließlich dazu bestimmt, sich mit der religiösen Frage zu beschäftigen, wählte eine Anzahl von geistlichen Sachverständigen aus, um durch sie erläutern zu lassen, was man unter dem „Glauben an Gott durch Jesus Christus" zu verstehen habe. Einige der hervorragendsten independentischen Theologen waren darunter, aber die Anhänger des starren Presbyterialsystems bildeten die Mehrheit. Das Ergebniß ihrer Berathungen war die Aufstellung einer Liste von Ketzereien, die nicht geduldet werden sollten. Das Parlament nahm diese Liste entgegen und begann auf das theologische Gutachten hin seine Beschlüsse zu fassen. Auch erklärte es, daß dem Protektor kein Veto gegen eine Bill zustehen sollte, in der wie Papisten und Prälatisten, so Atheisten, Gotteslästerer, Ketzer, Leugner der christlichen Grundwahrheiten mit Strafe bedroht würden.

Man konnte sich in den Frühling des Jahres 1648, da der Presbyterianismus mit den größten Hoffnungen erfüllt gewesen war, zurückversetzt glauben. Um zu beweisen, wie ernstlich die Ketzerverfolgung gemeint sei, wurde sofort gegen einen Erzketzer eingeschritten. Ein gewisser John Biddle, ehemals Schulmeister in Glocester, hatte sich schon seit Jahren durch seine socinianischen Ansichten bekannt gemacht und mehr als einmal ihretwegen im Gefängniß gesessen. In der letzten Zeit war er unbelästigt geblieben, hatte sich in London kümmerlich ernährt, und gelegentlich vor einer kleinen Gemeinde von Gesinnungsgenossen gepredigt. Im Anfange des Jahres 1654 hatte er ein Werk unter dem Titel „ein doppelter Katechismus" veröffentlicht, welches Aufsehen machte. Er schrieb darin Gott eine menschliche Gestalt und menschliche Leidenschaften zu, leugnete die Gottheit Christi und des heiligen Geistes wie auch die Lehre von der Versöhnung und die ewigen Höllenqualen der Verdammten. Der Staatsrath hatte die Exemplare dieses Buches mit Beschlag belegen und eine Gegenschrift ausarbeiten lassen. Das Parlament ging weiter. Es ließ die Schriften Biddles prüfen und ihn selbst vorfordern. Er wurde an der Barre des Hauses zur Rede gestellt und ins Gefängniß verbracht, wo man ihm den Gebrauch von Feder, Tinte und Papier entzog. Man faßte darauf den Beschluß, mehrere Bücher Biddles durch den Henker verbrennen zu lassen und eine Bill zum Zwecke der Bestrafung des Autors vorzubereiten.

In den wichtigsten Punkten trat das Parlament somit dem Protektorate entgegen. Es suchte seine Macht auf alle Weise einzuschränken. Das Heer, auf dem sie beruhte, war einer unsicheren Zukunft preisgegeben. Die religiöse Toleranz, für deren Durchführung in einem gewissen Sinne eben dieses Heer gefochten hatte, wurde mißachtet. Ueberhaupt aber war der Anspruch, die Souveränität des Volkes zu repräsentiren, so mächtig in der Versammlung, daß sie die neue durch Cromwell begründete Gewalt nicht als eine gleichberechtigte anerkennen konnte. Ließ er die Dinge gehen, so mußte er in die größten Verlegenheiten verwickelt werden. Das Parlament drohte ihn wieder zur Auflage unbewilligter Abgaben zu zwingen, indem es die Bill wegen Erneuerung der Steuer zur Erhaltung der bewaffneten Macht ungebührlich in die Länge zog und die Bewilligung selbst auf drei Monate beschränkte. Es beschloß, daß die von ihm durchberathene Verfassung ohne jede Aenderung vom Protektor bestätigt werden müsse, woferne sie überhaupt in Kraft treten sollte. Er wurde von allen Seiten eingeengt. Die Absicht des Parlamentes war klar, ihm gebieterisch Bedingungen vorzuschreiben und sich selbst unentbehrlich zu machen, bis es durch eine andere Versammlung abgelöst würde.

Am 19. Januar 1655 war jener Beschluß gefaßt worden, nach dem Cromwell nichts übrig bleiben sollte, als das umgearbeitete Verfassungswerk einfach anzunehmen oder abzulehnen. Noch waren die fünf Monate nicht abgelaufen, während welcher das Parlament nur mit seiner Zustimmung auf-

gelöst werden durfte. Aber entschlossen, aufregenden Verhandlungen, aus denen seine Feinde von rechts und links Muth schöpften, ein schnelles Ende zu machen, war er um ein Auskunftsmittel nicht lange verlegen. Bei der Auszahlung des Soldes an die Truppen und an die Schiffsmannschaft wurde der Monat zu achtundzwanzig Tagen angenommen. Mit Hilfe dieser Rechnung hielt Cromwell sich für berechtigt, das Haus aufzulösen. Am Morgen des 22. Januar entbot er die Mitglieder zu sich und hielt ihnen eine Schlußrede, in der Accente der Trauer und der Entrüstung gemischt waren. „Spaltungen und Unzufriedenheit und wahre Gefahren für das Gemeinwohl," rief er den Versammelten zu, „haben während der fünf Monate eurer Session mehr zugenommen als in Jahren." Er warf ihnen lebhaft vor, was sie gethan, und mehr noch, was sie nicht gethan hätten. Daß man an seiner Kriegshoheit gerüttelt hatte und seinem Verlangen der Toleranz so feindlich begegnet war, bildete nicht den kleinsten Theil seiner Ausführungen. Aufs feierlichste verwahrte er sich dagegen, als habe es je in seiner Absicht gelegen, das Protektorat erblich in seiner Familie zu machen. Und indem er erklärte, sein Pflichtgefühl befehle ihm, die Versammlung aufzulösen, richtete er einen Appell „an Gott, an die Engel und an die Menschen", daß die bittere Nothwendigkeit ihn nun zwingen werde, unbewilligte Steuern zu erheben, da die Erhaltung der Kriegsmacht davon abhänge.

Wiederum war der Versuch gescheitert, zwischen der militärischen Gewalt, die sich aus der Revolution hervorgearbeitet hatte, und zwischen der Vertretung des Volkes, die ihrerseits Anspruch auf die höchste bürgerliche Autorität zu haben glaubte, ein Einvernehmen herzustellen. Der Protektor, der nichts sehnlicher wünschte, als seiner Macht eine gesetzliche Grundlage zu geben, sah sich gezwungen, mit ungesetzlichen Mitteln weiter zu regieren. Seine Herrschaft behielt durchaus den Charakter der Willkür. Es blieb ihm nichts übrig, als auf dem Wege weiter zu schreiten, den er nach Errichtung des Protektorates eingeschlagen hatte, mit Unterstützung seines Staatsrathes Verordnungen zu erlassen und sich auf diese Weise die Mittel der Regierung zu verschaffen. So wurde die Steuer von 60,000 Pfund monatlich als Beitrag für die Erhaltung der Armee und der Flotte aufgelegt, ebenso für die Forterhebung der Accise in England, Schottland und Irland gesorgt. Sehr bald indessen ward die volle Aufmerksamkeit der Regierung durch die großen Gefahren in Anspruch genommen, die sich von rechts und von links um sie aufthürmten. Cromwell hatte in der Schlußrede, mit der das Parlament von ihm entlassen worden war, schon auf sie hingedeutet. Seine Geheimpolizei war längst von allen Plänen seiner Feinde unterrichtet. Sie wußte, daß von den entschiedensten Radikalen die Fäden zu den loyalsten Royalisten hinübergesponnen wurden, und zerriß das Gewebe dieser unnatürlichen Koalition, noch ehe es vollendet war. In den Regimentern, die zum Abfall verleitet werden sollten, waren Spione. Die Pläne, Cromwell aus dem Wege zu räumen, sich der festen Plätze von Edinburg, Hull, Bristol, Ports-

mouth u. a. m. zu bemächtigen, wurden entdeckt, einige der Hauptverschwörer, wie die Obersten Overton und Alured, und der Major Wildman gefangen genommen, alle verdächtigen Officiere und Soldaten aus dem Heere ausgestoßen. Zu denen, welche eine Zeit lang in Haft gehalten wurden, gehörte auch Harrison.

Die Royalisten hatten währenddessen eine allgemeine Erhebung vorbereitet. An ihrer Spitze stand Lord Wilmot, der Liebling Karls II., der ihn erst eben zum Grafen von Rochester gemacht hatte. Karl II. selbst begab sich inkognito nach Middelburg, begleitet vom Marquis von Ormond und anderen Getreuen, um im richtigen Augenblick an der englischen Küste zu landen. Aber auch diesmal hatten die Spione Thurloes die Regierung von der drohenden Gefahr unterrichtet, und sie war auf alles vorbereitet. Der Versuch einer Insurrektion im Norden wurde augenblicklich unterdrückt. In Salisbury drang eine Schaar von Kavalieren unter Führung Sir Joseph Wagstaffs und des Obersten Penruddock beim Morgengrauen ein und überfiel die Richter, die zur Abhaltung der Assisen eben dort angelangt waren, in ihren Betten. Wagstaff gab Befehl, sie sofort an den Galgen hängen zu lassen und wurde nur mit Mühe bewogen, von diesem Vorsatz abzustehn. Da die Bürger der Stadt den Aufrührern keinerlei Beistand leisteten, zogen sie nach ein paar Stunden wieder ab. Sie wurden nach einem heftigen Kampfe mit der bewaffneten Macht zerstreut und nicht wenige von ihnen wurden gefangen. Wagstaff war entkommen, Penruddock und einige seiner Leidensgefährten mußten nach dem Spruche der Geschworenen ihre Häupter auf den Block legen. Von den Gefangenen niederen Standes wurden viele als Sklaven nach Barbadoes geschickt.

Solche Vorgänge ermuthigten Cromwell, eine Willkürhandlung nach der anderen vorzunehmen, welche sämmtlich darauf berechnet waren, die Kraft der Royalisten vollständig zu brechen. Er ließ, ohne Angabe von Gründen, eine Menge von Mitgliedern der Nobility und Gentry ins Gefängniß werfen oder interniren und forderte, daß sie für ihr künftiges Wohlverhalten Bürgschaft gäben. Alle Kavaliere, die dem Könige oder seinen Söhnen mit den Waffen in der Hand gedient hatten, wurden zwanzig Meilen von der Hauptstadt verbannt. Keine politische Nachricht durfte veröffentlicht werden ohne Erlaubniß des Sekretärs des Staatsrathes. Die stärkste Maßregel, die er ergriff, war aber die Auflage einer Einkommensteuer von zehn Procent, unter Voraussetzung eines gewissen Vermögensstandes von allen denjenigen zu entrichten, welche die Waffen für den König getragen oder sich für die königliche Sache erklärt hatten. Häufig diente die Zahlung dieses Zehnten zum Loskauf aus der Gefangenschaft. Es war eine flagrante Verletzung der Amnestieakte, welche lediglich durch den „unruhigen Charakter" der Betroffenen, denen man „nicht trauen dürfe", gerechtfertigt wurde.

Alles dies war jedoch nur Vorbereitung auf die Einführung einer Militärherrschaft, die aufs tiefste in das gesammte bürgerliche Leben des

englischen Volkes eingriff. Schon im Mai war Desborough, Cromwells Schwager, zum Generalmajor der Militia in den sechs südwestlichen Grafschaften ernannt worden. Im Laufe des Sommers wurde ganz England in zwölf militärische Distrikte getheilt und die Wahl ihrer Vorsteher getroffen. Ende Oktober erfolgte die amtliche Ankündigung der neuen Organisation. Die Instruktionen, die den zwölf Generalmajoren ihre Amtspflichten vorschrieben, waren sehr umfassender Natur. Sie hatten alle Tumulte zu unterdrücken, alle Papisten und Royalisten, die den Stuarts beigestanden hatten, oder „die dem Frieden der Nation gefährlich waren" zu entwaffnen, für die Sicherheit der Landstraßen und die Armenpflege zu sorgen, auf alle „schlecht Gesinnten" ein Auge zu haben, öffentliche Lustbarkeiten, wie Hahnenkämpfe, Wettrennen, Theateraufführungen zu verbieten, Trunksucht, leichtfertigen Lebenswandel, Fluchen, Entweihung des Sabbath zu strafen, die Ausführung der Ordonnanz zu überwachen, die den Klerus von seinen unwürdigen Elementen reinigen sollte. Es lag ihnen ob, ein Register über alle „schlecht Gesinnten" zu führen und sie anzuhalten, sich für das gute und friedliche Benehmen ihres Gesindes zu verbürgen. Sie hatten Beamte einzusetzen, vor denen jeder vom Auslande Kommende sich legitimiren mußte. Einige besondere polizeiliche Maßregeln, die sie durchführen sollten, wurden für London getroffen. Sie zielten hauptsächlich darauf ab, den großstädtischen Lastern entgegenzuarbeiten und die gemischte Bevölkerung der Metropole zu einem streng puritanischen Leben zu erziehen.

Nächstdem aber waren es die Generalmajore, welche die neue Steuer, den Zehnten vom Einkommen so vieler „Malignanten" einzutreiben hatten. Zu dem Zwecke durften sie jeden Unterthanen vorfordern und sich Einsicht in seine Vermögensverhältnisse verschaffen. Auf dieser Steuer beruhte vor allem die Erhaltung ihrer Streitkräfte, der umgewandelten Miliz, die nun als eine Art bezahlter Nationalgarde erschien. Sie übten sie ein, verwandten sie dazu, die Straßen zu bewachen, die Wirtshäuser zu beaufsichtigen, Volksversammlungen zu zerstreuen, Feinde der Regierung zu verhaften. Diese Truppen hielten strenge Mannszucht, bezahlten alles baar und fanden beim gemeinen Mann freundliches Entgegenkommen. Auch den Generalmajoren als solchen konnte man nichts Uebles nachsagen. Es waren Männer darunter, deren Namen den besten Klang hatten, uneigennützig und gutmüthig, nur auf sorgsame Erfüllung ihres Auftrags bedacht. Aber ihr Amt brachte eine größere Tyrannei mit sich, als sie jemals unter Karl I. bestanden hatte und hob die Garantieen des Rechtsschutzes, auf die der Engländer stolz war, vollständig auf. Sie citirten ohne weiteres jeden, der ihnen Delinquent zu sein schien, vor sich. Sie mißachteten das Landesrecht, um den Werth des Vermögens zahlreicher Royalisten abschätzen zu können. Es gab keine Berufung von ihnen an die Gerichte. Ein Befehl von ihnen genügte, um englische Bürger in den Kerker zu werfen oder aus dem Kerker zu entlassen. Das hohe Gut der persönlichen Freiheit, um das seit den Tagen Jakobs I. so heiß gekämpft worden

war, schien in den Stürmen der Revolution gänzlich verloren gegangen zu sein. Das ganze Land war in Belagerungszustand erklärt. Doch ließ sich nicht verkennen, daß die Regierung die großen Machtmittel, über die sie gebot, maßvoll, ohne Grausamkeit und nicht selten zur Befriedigung der ihr anhänglichen Klasse der Bevölkerung verwandte. Die Zahl der Vagabunden minderte sich, die Bettelei nahm ab, der Sabbath wurde noch strenger gefeiert als zuvor, man hörte weniger Flüche und Unanständigkeiten als sonst, sah weniger Trunkenbolde und leichtfertige Dirnen. Indem die Staatsgewalt sich zur Vorkämpferin der puritanischen Moral machte, erhielt das äußere Leben einen ehrbaren Anstrich, der freilich die natürlichen Leidenschaften nur nothdürftig verdeckte.

In einem Punkte hörte die Mäßigung der Regierung auf, wenn es sich um die Verfolgung des katholischen Ritus handelte. Die Messe erschien Cromwell als Symbol politischer Feinde, und seine Toleranz fand hier ihre Grenze. Das Beispiel der Hinrichtung eines katholischen Priesters, der, heimlich aus der Verbannung zurückgekehrt, trotz der Verwendung des französischen Gesandten 1654 am Galgen aufgeknüpft worden war, hatte mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, daß die grausamen alten Strafgesetze noch nicht vergessen waren. Das Common Prayer Book war der Staatsgewalt ebenfalls verhaßt, wennschon es der Messe nicht gleich geachtet werden konnte. Die Mitglieder der bischöflichen Kirche hatten nichts für ihre Person zu fürchten, aber es wurde ihnen erschwert, ihr Leben zu fristen. Es war verboten, sie als Kaplane oder Erzieher anzustellen, sie durften weder als Prediger noch als Lehrer öffentlich oder privatim auftreten. Jedoch wurde es mit der Bestrafung der dieser Verordnung zuwider Handelnden nicht eben genau genommen. In zahlreichen Familien und Konventikeln wurde auf die gewohnte Weise Gottesdienst gehalten. Die früheren Bischöfe bewahrten den Zusammenhang unter den Gläubigen, und Cromwells Versöhnlichkeit, die so manchem Opfer seiner Generalmajore zu gute kam, verleugnete sich auch nicht gegenüber den Vertretern der alten Kirche.

Der Zelotismus der Presbyterianer war ihm in dem letzten Parlamente entgegengetreten, er hielt daran fest, der Toleranz, wie er sie verstand, auch wider den Willen der Mehrheit Achtung zu verschaffen. Neben der Staatskirche, für deren Ausbau die amtlichen Kommissionen sorgten, hielten sich zahlreiche independentische Sekten. Wenn sie keinen revolutionären Charakter annahmen, blieben sie ungestört. Anabaptisten und Männer der fünften Monarchie durften ihre Gemeinden um sich sammeln, „Blasphemie" und „Atheismus" blieben unverfolgt, Ketzerlisten wurden nicht angelegt. John Biddle war gleich nach Auflösung des Parlamentes in Freiheit gesetzt worden. Aufs neue von den Rechtgläubigen verfolgt, wurde er wieder in Haft genommen und vor Gericht gestellt. Die Presbyterianer wünschten nichts sehnlicher, als ihn nach dem Ketzeredikt von 1648 verurtheilt zu sehen, aber Cromwell kam ihnen zuvor, indem er den Bedrohten auf eine der Scilly-Inseln verbringen ließ.

Unter den Sekten, deren Namen damals in aller Munde waren, nahmen auch die Quäker eine wichtige Stelle ein. Sie waren erst kürzlich emporgekommen; noch fehlte ihnen die feste Organisation, und ihre Bestrebungen hatten sich noch nicht der Art abgeklärt, wie sie später in der Gesellschaft der Freunde erschienen. Indem sie die innere Erleuchtung über die Schrift stellten, sammelten sie alle diejenigen zu einem großen Geheimbunde, deren enthusiastische Hoffnungen auf den nahen Einbruch einer gewaltigen Katastrophe gerichtet waren. Ihre Boten durchzogen das ganze Land, hielten Versammlungen ab, warben Genossen. Wenn sie sich weigerten Zehnten zu zahlen, wenn sie vor Gericht nicht schwören wollten, wenn sie die Soldaten von ihren militärischen Pflichten abspänstig zu machen suchten, so konnte das der Obrigkeit nicht gleichgiltig sein. Sie wurden verfolgt und bestraft, desto schwerer, je leidenschaftlicher sie ihre Propaganda betrieben. Auch Cromwell war weit entfernt davon sie dulden zu wollen. Doch hütete er sich, des gemeinsamen Namens wegen sie alle gleich hart zu beurtheilen. Eine Audienz, die er ihrem geistigen Haupte, George Fox, gewährte, hinterließ ihm einen bedeutenden Eindruck. „Komme wieder zu meinem Hause," sagte er ihm beim Abschied; „wenn du und ich täglich nur eine Stunde zusammen wären, so würden wir einander schon näher kommen."

Vielleicht das merkwürdigste Zeugniß dafür, wie hoch sich Cromwell über die unduldsamen Ansichten vieler Zeitgenossen erhob, war sein Benehmen gegenüber dem Juden Menasseh Ben Israel, der sich vertrauensvoll an ihn wandte. Die Juden waren unter Edward I. in Masse verbannt worden, und nur dieser oder jener aus dem geächteten Stamme hatte sich, den größten Gefahren ausgesetzt, im Lande halten können. Schon mehrmals hatten die Wortführer des Independentismus die Zulassung der Juden verlangt, manche in der Absicht, sie für das Christenthum zu gewinnen. Der Feldkaplan Cromwells, Hugh Peters, hatte bereits im Jahre 1647 gefordert: „Es soll den Fremden und Juden erlaubt sein, bei uns Handel zu treiben und mit uns zu leben, damit es nicht heiße, daß wir für die Bekehrung derer beten, mit denen wir nicht umgehen wollen, da wir doch alle Fremdlinge auf der Erde sind." Solche Aeußerungen flößten manchem auf dem Festlande lebenden Juden die Hoffnung ein, in England Schutz und Aufnahme zu finden. Zu ihnen gehörte Menasseh Ben Israel, ein in Amsterdam ansässiger Jude von portugiesischer Herkunft, der wegen seiner Gelehrsamkeit einen bedeutenden Ruf genoß. Er hatte schon aus der Ferne mit dem Rumpparlament und mit dem kleinen Parlament verhandelt. Nun machte er sich auf den Weg, um dem Protektor seine Wünsche vorzutragen. Er richtete eine Petition an ihn, die von mehreren seiner Glaubensgenossen unterschrieben war, und suchte das Publikum über die Angelegenheit aufzuklären. Die Juden baten darum, in England wohnen und Handel treiben zu dürfen, sowie um die Erlaubniß Synagogen zu erbauen und Kirchhöfe anzulegen. Um den Friedensrichtern nicht lästig zu fallen, wollten sie Rechtsstreitigkeiten untereinander

entscheiden, sich aber die Berufung an die englischen Tribunale vorbehalten. Cromwell war den Bittstellern von Herzen geneigt, vielleicht nicht nur aus Toleranz, sondern weil es ihm auch wünschenswerth erscheinen mochte, die Reichthümer der thätigen, jüdischen Kaufleute ins Land zu ziehen. Er berief eine Kommission von Juristen, Theologen und Mitgliedern des Handelsstandes nach Whitehall, um die Petition Menasseh Ben Israels prüfen zu lassen. Er selbst nahm lebhaften Antheil an den Debatten dieser Kommission. Er konnte aber die Bedenken der Theologen und die Eifersucht der Kaufleute nicht besiegen und wagte nicht das Begehren der Juden officiell zu bewilligen; so viel an ihm lag, begünstigte er sie nichts desto minder. Er erlaubte einzelnen sich in London niederzulassen, sodaß sie dort bald eine kleine Gemeinde bildeten, die sich ein Bethaus erbauen und ein Stück Land zur Anlage eines Friedhofes erwerben durfte. Auch gewährte er Menasseh Ben Israel eine Pension. Allein er war weit entfernt davon, dem Gemeinwesen, an dessen Spitze er stand, den Charakter des christlichen, des protestantischen Staates entziehen zu wollen. Und wie seine innere Politik mit allen ihren Gewaltsamkeiten, einen religiösen Grundzug an sich trug, so machte sich auch nach außen, im Verhältniß zu den großen Mächten, mit außerordentlicher Kraftentfaltung die religiöse Idee geltend.



Cromwells Geheimsiegel für England nach Errichtung des Protektorates; (Originalgröße).

Zweites Kapitel.

Bruch mit Spanien. Aenderung der Verfassung.

Die auswärtige Politik Englands hatte während der Revolution mehrere Schwankungen durchgemacht. So lange der Bürgerkrieg das englische Volk zerriß, konnte überhaupt von einer Einwirkung Englands auf das Ausland keine Rede sein. Die Männer, welche im Rumpparlament den größten Einfluß hatten, betrieben den Krieg gegen die Niederlande mit außerordentlichem Eifer und erschienen den Spaniern nicht abgeneigt. Auch die Enthusiasten des kleinen Parlamentes begeisterten sich für den Gedanken einer Niederwerfung Hollands und kamen dadurch den Wünschen der Spanier entgegen. Cromwell hatte sich andrerseits beeilt den Frieden mit den Niederlanden abzuschließen, mit Schweden, Dänemärk, den evangelischen Kantonen der Schweiz Beziehungen anzuknüpfen, und, wo sich nur die Gelegenheit bot, das protestantische Gemeingefühl zu kräftigen und für die Glaubensgenossen auf dem Festlande einzutreten. In seiner Rede vom 4. September 1654 rief er dem Parlamente zu: „Ich wünschte, es wäre in eure Herzen eingegraben, eifrig für das protestantische Interesse zu sein.“ Er hatte darauf hingewiesen, wie unsicher die Lage der Protestanten in den Gebieten des Kaisers sei, und daß England die Pflicht habe, wenn möglich, ihnen beizuspringen. In dem Vertrage mit Portugal, den er zum Abschluß brachte, wurde den englischen Kaufleuten das Recht zugestanden in eigenen Kapellen ihren protestantischen Kultus auszuüben. Zu den Reformirten Frankreichs sandte er einen geheimen Agenten und ließ sie seines Schutzes versichern. Für die schwer bedrängten Glaubensverwandten Böhmens und Polens wurden unter seiner Theilnahme Sammlungen in England veranstaltet. Mit seinen Empfehlungen versehen machte sich der unermüdliche John Durie auf den Weg, der schon seit vielen Jahren für die Herstellung einer Union aller protestantischen und reformirten Kirchen arbeitete. In den diplomatischen Kreisen Frankreichs war sogar davon die Rede, daß Cromwell die Absicht hege, „ein Koncil aller protestantischen Kirchen nach England zu berufen, um eine Einheit des Glaubensbekenntnisses zu Wege zu bringen“, und daß „die Bildung einer Liga aller protestantischen Mächte unter seiner Führung“ darauf folgen solle.

Die allgemeinen Angelegenheiten Europas ließen sich indessen nicht mehr ausschließlich nach dem religiösen Gesichtspunkte beurtheilen. Spanien

wie Frankreich, deren Gegensatz die große Politik wesentlich bestimmte, beide waren katholische Mächte. Beide umwarben England, wo man schon 1652 den Preis einer Allianz, die Eroberung und Abtretung sei es von Calais, sei es von Dünkirchen genannt hatte. Aber die spanische Macht erschien doch von jeher als Vorkämpferin des Papstthums, war dem englischen Volke in seiner Masse verhaßter als irgend eine andere. In Spanien gab es keine geduldeten Reformirten, es war der Staat der äußersten Intoleranz, nicht einmal die fremden Kaufleute durften es gegenüber der Inquisition wagen, ihre Religion öffentlich zu bekennen. Demnächst hielt Spanien seine reichen Kolonieen vor dem Eindringen fremden Handels ängstlich verschlossen. Die Gewinnsucht der englischen Kaufleute hatte diese Absperrung schon längst schwer empfunden, und das Verfahren der Spanier erschien um so weniger erträglich, da sie ihrerseits feindselig gegen die englischen Ansiedlungen in Westindien aufgetreten waren. Als daher Spanien im Jahre 1654 dem Protektor wiederholte Anerbieten einer Allianz machte, in der Hoffnung mit ihm, dem Prinzen von Condé und den übrigen Gegnern Mazarins einen allgemeinen Angriff auf Frankreich wagen zu können, forderte Cromwell, außer einer bedeutenden Geldsumme, Schutz der englischen Kaufleute, wenn sie ihre Bibeln bei sich trügen, vor der Inquisition und Freiheit des Handels mit den amerikanischen Kolonieen. Der spanische Gesandte antwortete: „Das heißt die beiden Augen meines Herrn fordern, in diesen Dingen muß alles beim Alten bleiben". Nichts konnte Mazarin erwünschter sein als eine solche Antwort. Auch er hatte Cromwell bedeutende Subsidien angeboten und außerdem einen gemeinsamen Angriff auf Dünkirchen vorgeschlagen, welches nach der Eroberung den Engländern verbleiben sollte. Er hatte ferner durchblicken lassen, daß er sich dazu entschließen könne, den royalistischen Emigranten ihr Asyl zu nehmen, wie denn Karl II. bereits den Boden Frankreichs verlassen hatte. Noch wurde über diese Anträge unterhandelt, als der Protektor sich entschloß eigenmächtig vorzugehen und das englische Gemeinwesen durch sein kriegerisches Auftreten weit und breit gefürchtet zu machen.

Im Sommer 1654 wurden zwei große Flotten auf der Rhede von Portsmouth ausgerüstet, die eine unter Führung Robert Blakes, die andere unter dem Kommando des Admirals William Penn. Die zweite sollte auch noch ein paar tausend Soldaten unter dem General Venables an Bord nehmen. Ueber die Bestimmung der beiden Flotten wurde das strengste Geheimniß bewahrt. Diejenige von Blake war zuerst segelfertig und verließ im Oktober den Hafen. Die Höfe von Paris, Madrid, Lissabon geriethen in Aufregung, im ganzen südlichen Europa begann man sich zu fragen, welchen Zweck die englische Regierung mit dieser Expedition verfolge. Blake erschien zuerst im mittelländischen Meere und fuhr der Küste Italiens entlang. Es galt mit denjenigen Staaten abzurechnen, auf deren Gebiet Prinz Rupert einst englische Waaren als gute Prise verkauft hatte, und zugleich

wenn möglich, für die protestantische Sache etwas zu erreichen. Der Großherzog von Toskana suchte einen Theil der geforderten Entschädigung auf den Papst abzuwälzen, und sofort entsandte Blake einen Officier nach Rom. Der Schrecken vor den englischen Ketzern verbreitete sich in der heiligen Stadt, viele Leute brachten ihre Werthsachen in Sicherheit, auch flüchtete man den Kirchenschatz von Loretto. Blake begnügte sich mit Zahlung einer mäßigen Summe. Er hatte noch gefordert, daß es den Protestanten erlaubt sein sollte, eine Kirche in Florenz zu erbauen, allein er konnte damit nicht durchdringen. Von Livorno wandte sich der Admiral gegen die Raubstaaten von Tunis, Tripolis und Algier, um gleichfalls Entschädigungen zu verlangen und die Freilassung von englischen Gefangenen zu erwirken. Der Dey von Tunis gab ihm eine stolze Antwort, weigerte sich sogar, im Vertrauen auf die Kastelle von Goletta und Porto Ferino, die den Hafen bewachten, Blakes Leute frisches Wasser schöpfen zu lassen. Blake entfernte sich, um Verstärkungen an sich zu ziehen, aber am 3. April 1655 erschien er wieder und begann den folgenden Tag zum Staunen der Muselmänner seinen Angriff. Während die englischen Kriegsschiffe die Festungswerke bombardirten, wagten sich einige der Ruderboote in den Hafen unter die tunesische Flotte und steckten sie in Brand. Die Versuche, das Feuer zu löschen, wurden durch Blakes Kanonen vereitelt, der ganze Hafen glich einem Feuermeer, und der Dey, durch das furchtbare Schauspiel erschreckt, verlor den Muth. Die übrigen Korsarenfürsten wollten sich nicht einer ähnlichen Züchtigung aussetzen, sie gaben nach, der Name Cromwells wurde mit Schrecken von ihnen genannt.

Einige Zeit kreuzte Blake noch im Mittelmeere, um über die Sicherheit des englischen Handels zu wachen. Er ließ den Maltesern, die dann und wann englische Schiffe angehalten hatten, eine ernste Verwarnung zu Theil werden, schüchterte vor Toulon und Marseille die französische Marine ein, nahm in Venedig die Huldigungen des Dogen und der Signoria entgegen. Damals trat ein Augenblick ein, in welchem es scheinen konnte, als ob in der That eine Liga der protestantischen Staaten zum Schutze bedrängter Glaubensgenossen unter Cromwells Führung sich bilden werde, und als ob Blake dazu bestimmt sei, in dem großen Kampfe gegen die Macht des Katholicismus eine wichtige Rolle zu übernehmen. Im Mai 1655 drangen herzzerreißende Jammerrufe nach England aus ein paar armen Alpenthälern Piemonts. Dort gab es kleine Gemeinden von Waldensern, die schon vielfach unter dem katholischen Bekehrungseifer zu leiden gehabt hatten. Bereits im Januar war ihnen von Turin aus der Befehl zugekommen, binnen drei Tagen auszuwandern und an ihren neuen Wohnorten den Missionaren keinen Widerstand zu leisten. Sie unterhandelten noch über eine Milderung dieses Befehles, als der Marquis von Pianezza mit einer starken bewaffneten Macht in die Thäler eindrang und die Furien aller wilden Leidenschaften gegen ihre unglücklichen Bewohner losließ. Männer, Weiber und Kinder wurden unter den gräßlichsten Martern gemordet, von den Felsen gestürzt, auf Pfähle

gespießt. Die Flüchtlinge, die sich ins hohe Gebirge gerettet hatten, litten Hunger und Kälte, nahmen jedoch den Kampf, nachdem der erste Schrecken überwunden war, todesmuthig auf. Die ganze protestantische Welt gerieth in Aufruhr. Zu ihrem Wortführer machte sich aber Cromwell. Er stellte sich an die Spitze einer Sammlung für die Waldenser, die bis auf 40,000 Pfund anwuchs. In seinem Namen verfaßte Milton, welcher das Andenken der Märtyrer durch ein leidenschaftliches Sonett verherrlicht hat, eine Anzahl von klassischen lateinischen Depeschen, bestimmt, die reformirten Machthaber bis zum fernen Fürsten von Siebenbürgen aufzurütteln und zur Hilfeleistung zu mahnen. In seinem Auftrage eilte Samuel Morland nach dem Festlande, um die Vermittlung der französischen Regierung anzurufen und das savoyische Fürstenhaus einzuschüchtern. Ja es wurde sogar an eine bewaffnete Intervention gedacht. Schon im Winter, nach dem Erlasse jenes grausamen Dekretes, war davon die Rede gewesen, ob nicht Robert Blake vor Nizza das Herzogthum den Donner seiner Geschütze hören lassen sollte. Nun wurde der Plan noch erweitert, indem die evangelischen Kantone der Schweiz bewogen werden sollten, durch englische Subsidien unterstützt, von der Landseite her Savoyen anzugreifen.[1]) Wie man die Niedermetzelung der Waldenser auf die Thätigkeit der katholischen Propaganda zurückführte, so wünschte man dieser einen Bund aller Anhänger der Reformation entgegenzustellen. Es gab Leute, die „gewaltige Aenderungen zum Besten der streitenden Kirche in der Christenheit" voraussahen.

Allein wiederum zeigte es sich, daß es im modernen Europa nicht mehr möglich war, die Parteien einfach um die Standarte des Glaubens zu schaaren. Die reformirten Schweizer weigerten sich aus sehr triftigen Gründen auf die Idee einer bewaffneten Intervention einzugehen und begnügten sich mit diplomatischer Vermittlung. Das katholische Frankreich war diejenige Macht, welche am 18. August 1655 den Abschluß eines Vertrages zwischen dem Herzog und den Waldensern zu Wege brachte, des Vertrages von Pinerolo, der allerdings die Freunde der Waldenser wenig befriedigte. Es kam Mazarin sehr viel darauf an, diese Wunde, deren Anblick jeden Anhänger der Reformation verletzen mußte, wenigstens oberflächlich zu verhüllen. Denn ohne dies war nicht daran zu denken, daß der Protektor sich auf seine Seite schlagen würde. Und doch nahm das Verhältniß Englands zu Spanien eine Gestalt an, die Cromwell kaum eine andere Wahl ließ.

Jene zweite Flotte von dreißig Schiffen unter dem Admiral William Penn und dem General Venables stach ein Vierteljahr später in See als

---

1) Robert Vaughan, The protectorate of Oliver Cromwell and the state of Europe during the early part of the reign of Louis XIV. 2 Vols. London, Henry Colburn 1839. Dies ist eine sehr werthvolle Sammlung von Korrespondenzen zwischen Pell, Morland, Thurloe u. s. w., die namentlich auf die Angelegenheit der Waldenser und Cromwells Verhältniß zu den evangelischen Kantonen der Schweiz das hellste Licht wirft. Vgl. auch den oben S. 261 citirten Aufsatz.

diejenige Robert Blakes. Die versiegelten Instruktionen des Protektors, die erst unterwegs geöffnet werden sollten, wiesen Penn und Venables an, einen Angriff auf die spanischen Kolonieen in Westindien zu machen. Hispaniola, Porto Rico, Cuba, Carthagena waren als Angriffspunkte genannt; doch waren die Führer der Expedition nicht streng an einen vorgeschriebenen Plan gebunden. Sie sollten nach Gutdünken irgendwo eine der westindischen Besitzungen Spaniens erobern und dem englischen Handel dadurch in jenen Gewässern eine wichtige Station sichern. Noch lebten England und Spanien in Frieden. Cromwell hielt sich dennoch einen solchen Ueberfall für erlaubt, weil die Spanier ehemals gleichfalls gegen alles Völkerrecht englische Ansiedlungen angegriffen und zerstört hätten. Die Insel Barbadoes, wo die Instruktionen des Protektors entsiegelt wurden, war das erste Ziel der Flotte. Schon hier traten der Expedition einige Hindernisse entgegen. Die Verstärkung, die man aufnehmen sollte, bestand aus unzuverlässigen, zum Theil royalistischen Elementen, die erwarteten Vorräthe blieben aus, zwischen Penn und Venables herrschte nicht das beste Einvernehmen. Am 14. April wurde jedoch die Landung auf der Insel Hispaniola ausgeführt, aber in sehr ungeschickter Weise, an zwei verschiedenen Stellen, so daß die Corps, getrennt von einander, mehrere Tagemärsche unter der brennenden Sonne durch öde Sandflächen und dichten Wald zu machen hatten. Sie fielen noch dazu in einen Hinterhalt der Spanier, erlitten bedeutende Verluste und eilten in Verwirrung wieder an die Küste zurück. Ein Angriff auf San Domingo mißglückte, man mußte einen schimpflichen Rückzug antreten und sich gestehen, daß das ganze Unternehmen gescheitert sei. Um aber doch etwas auszurichten, beschloß man, sich gegen Jamaica zu wenden. Diese Insel war zwar weniger wichtig als Hispaniola; aber von großer Fruchtbarkeit, reich an kostbaren Gewächsen und Holzarten, versprach sie dem englischen Handel einen bedeutenden Gewinn. Mit leichter Mühe wurde im Mai die Landung bewerkstelligt, die spanische Bevölkerung in die Berge zurückgeworfen, die Eroberung vollendet. Cromwell empfand das Geschehene allerdings zuerst als eine Niederlage und hielt Penn und Venables, gegen die er schwere Vorwürfe erhob, nach ihrer Rückkehr zeitweise in Haft. Aber sein Scharfblick erkannte sehr bald, wie werthvoll die den Spaniern abgenommene Antillen-Insel für England werden könne, und er that alles, um diese Eroberung zu sichern.

Nach solchen Vorgängen konnte nicht länger davon die Rede sein, den Frieden mit Spanien zu erhalten. Die Spanier waren außer sich wegen der „abscheulichen Perfidie" Cromwells. Sie fürchteten noch Schlimmeres von Robert Blake, welcher an ihren Küsten kreuzte und der aus Peru erwarteten Silberflotte auflauerte. Die Franzosen dagegen triumphirten. An demselben Tage, an welchem der spanische Gesandte sich in Dover einschiffte, den 24. Oktober 1655, wurde der französisch-englische Friedens- und Handelsvertrag unterzeichnet. Frankreich versprach, sich einem Schiedsgericht zu unterwerfen, um England für den Schaden, welchen es seinem Handel zugefügt

habe, Genugthuung zu gewähren. Keine der beiden Mächte sollte den Feinden der anderen Hilfe leisten dürfen. Zwanzig Persönlichkeiten, worunter Karl II., der Herzog von York, Ormond, Hyde, wurden mit Namen genannt, denen Mazarin den weiteren Aufenthalt in Frankreich verweigern wollte. Er war nicht zu bewegen gewesen, eine Bestimmung zu Gunsten der französischen Reformirten in den Vertrag aufzunehmen, denn mit demselben Rechte hätte der König von Frankreich eine Intervention zu Gunsten der englischen Katholiken geltend machen dürfen. Aber der französische Gesandte war angewiesen worden, wenigstens mündlich zu versichern, daß die Edikte, die den reformirten Unterthanen des Königs zu gute kamen, niemals verletzt werden sollten. Einige Wochen später wurde in London die formelle Erklärung des Krieges gegen Spanien proklamirt. Cromwell hatte wieder eingelenkt in die Bahnen der früheren englischen Politik. Das puritanische Gefühl der Massen, welches immer eine Rückkehr zu den alten Ueberlieferungen verlangt hatte, fand sich auf diesem Gebiete befriedigt.

Alsbald trat Spanien mit den Feinden des Protektors in enge Verbindung, wie sorgenvoll die spanischen Staatsmänner dem bevorstehenden Kampfe auch entgegensahen. Karl II. und Oberst Sexby, einer der Führer der anabaptistischen Verschwörer, trafen sich auf dem Boden der spanischen Niederlande und waren, trotz der Verschiedenheit ihrer Ansichten, einig in ihrem Hasse gegen den Usurpator. Karl II. erlangte auch im Frühjahr 1656, nach langem Sträuben des spanischen Staatsrathes, eine ansehnliche Geldunterstützung und die Zusage, daß ein Corps von 6000 Mann für ihn ins Feld rücken solle, wenn er selbst aus königstreuen Engländern und Irländern ein kleines Heer zusammenbringe und Aussicht habe, in einem Hafen seines Reiches landen zu können. Den Schiffen, die unter der Flagge der Stuarts segelten, wurden Kaperbriefe ausgestellt und Zufluchtsstätten an der spanisch-niederländischen Küste eröffnet. Man hoffte auf Erhebungen der Gegner des Protektorates, auf den Zusammenbruch seiner ganzen Regierungsmaschine, die einem fremden Beobachter zwar sehr wirksam, aber wenig dauerhaft vorkam.

Es war klar, daß Cromwell, selbst mit den Mitteln, die er sich gewaltsam zu verschaffen gewußt hatte, die Last eines großen Krieges nicht auf sich nehmen konnte, ohne neue Geldbewilligungen durch ein Parlament. Schon im Jahre 1654 kostete die Regierung 200,000 Pfund, die Landarmee etwa 1,350,000, die Marine 900,000, wofür die Einnahmen aus Zöllen, Accise, Steuer, konfiscirten Gütern u. s. w. nicht ausreichten. Im Jahre 1656 war ein Deficit von etwa 750,000 Pfund vorhanden. Die Steuer durch bloße Verordnung zu erhöhen, erschien bedenklich, denn schon waren vereinzelte Weigerungen der Zahlung vorgekommen. Dagegen konnte die Regierung hoffen, durch die Generalmajore einen Druck auf die Wahlen auszuüben. Einige Monate, ehe Cromwell das Parlament berief, am 14. März 1656, ordnete er für das gesammte englische Volk einen allgemeinen Fasttag an, der seiner Regierung wie ihm selbst Gelegenheit geben sollte, sich vor

Gott zu demüthigen. Man müsse, hieß es in der Deklaration, den Herrn anflehen, „jenen Achan zu entdecken, der dem Frieden des Reiches seit so langer Zeit im Wege stehe".

Diese kühne Anspielung auf das siebente Kapitel des Buches Josua bewog Henry Vane, nach langer Zeit zum ersten Male wieder aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten. Der berühmte republikanische Staatsmann hatte bis dahin von seinem Landsitze aus den Lauf der Dinge ruhig beobachtet. Nun hielt er den Anlaß für günstig, sich selbst und die „gute, alte Sache" dem Volke wieder in Erinnerung zu bringen. Er veröffentlichte eine Schrift, mit der er zuvor den Protektor hatte bekannt machen wollen, unter dem Titel „Eine heilsame Frage, aufgeworfen und beantwortet mit Bezug auf die Anordnung eines allgemeinen Fasttags". Die Frage, auf die es ihm ankam, war, durch welche Mittel man so verschieden gesinnte Freunde der guten Sache, alle die ehemaligen Gegner des Königthums, wieder vereinigen könne. Und die Antwort, die er gab, war: durch freie Ausarbeitung einer Verfassung im Schoße einer Versammlung, die von den Anhängern der guten Sache, ohne Unterschied ihrer augenblicklichen politischen Stellung und Meinung, aber freilich nur von diesen, gewählt würde. Er erhob keine Anklagen wegen der Vergangenheit, er spendete dem Heere reiches Lob, er wollte sich sogar einen Rath gefallen lassen, dessen Mitglieder ihr Amt auf Lebenszeit inne hätten, und einen Einzelnen an der Spitze der Exekutive, wenn dies wünschenswerth erschiene. Aber er forderte unbedingt, daß das „Schwert" sich der höchsten Gewalt der „Repräsentanten des Volkes" unterordne. Noch einmal setzte sich die Idee der Volkssouveränität, so sehr der Begriff des Volkes auch hier wieder eingeschränkt wurde, der durch die Revolution emporgehobenen auf dem Heere beruhenden Macht entgegen.

Cromwell ließ sich durch dies bedrohliche Signal aus dem republikanischen Lager nicht einschüchtern. Die Wahlen wurden ausgeschrieben, sie sollten im August stattfinden, die Sitzungen des Parlamentes im September beginnen. Die Parteien fingen an sich zu rühren. Die republikanische, durch die Schrift von Vane um ein Manifest bereichert, entwickelte großen Eifer. Ein neues Pamphlet erschien aus ihren Reihen, in dem eine viel schärfere Sprache geführt wurde. Der Verfasser rieth dringend, sich ja nicht des Wählens deswegen zu enthalten, weil der „sogenannte Protektor" die Wahlen ausgeschrieben habe. „Wenn ein Räuber euch eine Zeit lang verhindert," sagte er, „in euer Haus zu gehen und es euch nachher wieder freistellt, würdet Ihr euch bedenken, euer Haus zu betreten, weil der Räuber es vorher gegen alles Recht in Besitz genommen hatte?" Auch diese Flugschrift, die das größte Aufsehen machte, wurde Vane zugeschrieben, jedoch mit Unrecht, Cromwell betrachtete ihn indessen als einen seiner gefährlichsten Gegner. Er citirte ihn in barscher Form vor den Staatsrath, desgleichen andere Führer der republikanischen Partei, wie Bradshaw und Ludlow. Vane ließ erst die Wahlen vorübergehen, ehe er gehorchte, alsdann bekannte er sich vor dem

Staatsrathe zu seinen früheren Ansichten, weigerte sich aber, eine Bürgschaft von 5000 Pfund dafür zu leisten, „daß er nichts zum Nachtheile der Regierung und des Friedens des Gemeinwesens unternehmen wolle". Er antwortete: „Man muß mit Schmerz bemerken, wie die schlechten Grundsätze des Königs nun wieder aufleben unter der Herrschaft von Männern, die ihre Frömmigkeit zur Schau tragen." Cromwell ließ ihn ein paar Wochen später nach der Insel Wight verbringen, in dasselbe Schloß von Carisbrook, das Karl I. beherbergt hatte, und bis zum Ende des Jahres daselbst festhalten. Harrison wurde in einem Schlosse in Cornwallis überwacht, einige andere Republikaner, denen man nicht traute, an anderen Orten. Bradshaw war schon vorher seines Amtes als Oberrichter von Chester für einige Zeit entsetzt worden. Aber auch die Royalisten sollten geschreckt werden. Mehrere, deren Eifer für die Sache des Königsgeschlechtes bekannt war, wurden im Tower eingeschlossen. Die Willkür des Protektors ging über die Willkür der Stuarts noch weit hinaus.

Inzwischen waren unter großer Aufregung des Volkes die Wahlen erfolgt. An einzelnen Stellen war es zu Tumulten, sogar zu Blutvergießen gekommen. Je weiter man sich von London entfernte, desto deutlicher trat der Widerstand von Republikanern, Sektirern, Presbyterianern, Royalisten gegen die Regierung zu Tage, und die Parole „keine Soldaten, keine Höflinge" war allen gemein. Die Regierung ließ kein Mittel unversucht, das dazu dienen konnte, ein ihr günstiges Ergebniß herbeizuführen. Den Generalmajoren wurden die genauesten Vorschriften ertheilt, und sie suchten nach besten Kräften, durch Drohungen und Versprechungen, für ihren Herrn zu arbeiten. Einer von ihnen meinte, als sich der Ausfall der Wahlen übersehen ließ, er sei zwar nicht so gut, wie man es hätte wünschen sollen, aber auch nicht so schlecht, wie die Feinde des Protektors es gehofft hätten. Die irischen und schottischen Vertreter konnte man beinahe als von Cromwell ernannt betrachten. In England und Wales waren viele der höchsten Officiere und der ersten Beamten des Staates zum Siege gelangt. Aber die Opposition zählte doch etwa hundert Köpfe, und wenn auch Vane und Bradshaw unterlegen waren, so hatten doch Gesinnungsgenossen von ihnen, wie Scott und Haselrig, Erfolg gehabt. Zu den Gegnern der Regierung mußte auch der talentvolle, später als Shaftesbury berühmt gewordene Ashley Cooper gerechnet werden, der ihre Sache, nachdem er ihr kurze Zeit lang gedient, verlassen hatte.

Cromwell eröffnete die Versammlung am 17. September 1656.[1]) Seine langathmige Rede betraf vor allem zwei Gegenstände: den Bruch mit Spanien und die Einsetzung der Generalmajore. Das erste Thema war das bei weitem günstigere, und es konnte dem Redner nicht schwer werden eine Politik zu rechtfertigen, die von den Sympathieen des Volkes begleitet wurde. Er machte

1) S. über die Verhandlungen das sog. Diary of Thomas Burton, vgl. o. S. 265.

sich zum Dolmetscher der alten puritanischen Leidenschaft, die vom Papste und seinem vornehmsten Vasallen alles Unheil der Welt befürchtete. Aber er erhob sich über den engen nationalen Gesichtskreis, indem er England die führende Rolle in dem großen Kampfe ertheilte, den er durch den westfälischen Frieden noch nicht für abgeschlossen hielt. „Macht Frieden, mit welchem Staate Ihr wollt," rief er den Erwählten zu, „wenn er dem Papste unterwürfig ist, seid Ihr gebunden, und er ist frei, der Friede dauert nur so lange, als der Papst Amen dazu sagt . . Alle ehrlichen Interessen, alle Interessen der Protestanten in Deutschland, in Dänemark, in der Schweiz, alle Interessen der Christenheit sind dieselben wie die eurigen . . Wenn Ihr recht handelt und im Glauben an die Sache Gottes ausharret, so werdet Ihr finden, daß Ihr für eine große Menge der Kinder Gottes gearbeitet habt." Schwieriger war es, befriedigende Gründe für die Aufrichtung jener Militärherrschaft anzugeben, unter der das Land seufzte. Hier blieb wieder nichts übrig als die Berufung auf die „Nothwendigkeit", die Schilderung der großen inneren Gefahren, denen der Friede der Nation ausgesetzt gewesen sei, wobei denn die stärksten Farben nicht gespart wurden. Eine ernste Ermahnung, sich nicht wie das letzte Parlament darauf einzulassen, an der bestehenden Verfassung zu rütteln, ihn selbst als den von der Nation gebilligten Inhaber der höchsten Gewalt zu betrachten, Frieden unter einander zu halten und im Hinblick auf Gottes Gnade an die Arbeit zu gehen, bildete den Schluß.

Es schien dem Protektor indessen sicherer zu sein, sich gleich anfangs seiner bedeutendsten Gegner zu entledigen, als sie im Berathungssaale wieder zu Worte kommen zu lassen. Er machte einen äußerst kühnen Gebrauch von dem 21. Artikel der Verfassung, nach dem es dem Staatsrathe erlaubt sein sollte, bis zum vierten Parlamente die Qualifikationen der Erwählten zu prüfen, und von dem 17. Artikel, in welchem gefordert wurde, daß die Erwählten „Männer von bekannter Rechtschaffenheit, Gottesfurcht und Sittenstrenge seien". Auf diese vieldeutige Vollmacht gestützt, verweigerte der Staatsrath gegen hundert Mitgliedern, darunter Scott, Haselrig, Ashley Cooper den Eintritt ins Haus. Soldaten bewachten die Thüre, sie ließen nur diejenigen passiren, die einen amtlichen Erlaubnißschein vorweisen konnten. Niemals hatte sich ein Parlament unter den Stuarts eine solche Demüthigung gefallen lassen müssen. Der Protest der Ausgeschlossenen verhallte ohne Wirkung bei ihren Kollegen, hinterließ aber einen tiefen Eindruck im Volke. Das verstümmelte Parlament zeigte sich, wie zu erwarten war, gefügig, erklärte aufs neue alle Ansprüche des Hauses Stuart auf die Krone als ungesetzlich, bewilligte Garantieen für die persönliche Sicherheit des Protektors und versprach, ihn bei der Führung des Krieges gegen Spanien unterstützen zu wollen. Es mußte Cromwell sehr wichtig sein, daß eben damals die Nachricht eines großen Erfolges anlangte. Während die Admirale Blake und Montague daran verzweifelten, einen Angriff auf Cadix zu machen und sich von der spanischen

Küste entfernten, gelang es dem zurückgelassenen Capitän Stayner die lange erwartete Silberflotte anzufallen, ein paar ihrer reichbeladenen Fahrzeuge zu nehmen, einige zu verbrennen und in Grund zu bohren. Die Kunde wurde mit Jubel aufgenommen, und bald darauf sah die Bevölkerung Londons mit freudigem Staunen, wie eine lange Reihe von Wagen, welche die kostbare Beute enthielten, sich, wohl bewacht, durch die Straßen nach der Münze hin bewegte. Unter dem Eindrucke dieses Ereignisses bewilligte das Haus im Anfange des Jahres 1657 eine Subsidie von 400,000 Pfund, die in Form einer allgemeinen Steuer erhoben werden sollte. Es hatte alle die Ernennungen des Protektors zu den großen Staatsämtern bestätigt, seinem Sohne Henry eine ansehnliche Dotation gewährt, und als ein neues Attentat gegen das Leben Cromwells entdeckt wurde, einen allgemeinen Dankgottesdienst angeordnet.

Allein die Einigkeit der Versammlung blieb doch nicht ungestört. Das Verfahren der Generalmajore hatte das Rechtsgefühl zu stark verletzt, als daß sich nicht unter den bürgerlichen Mitgliedern des Parlamentes die stärkste Abneigung gegen eine Fortsetzung ihres Regimentes hätte kundgeben sollen. Namentlich erregte es den lebhaftesten Widerspruch, als die Militärpartei den Antrag auf Forterhebung jener Decimation stellte, die ausschließlich, und gegen den Inhalt der Amnestieakte, Anhänger des Royalismus traf. Die Mitglieder des Staatsrathes, die Officiere und namentlich Lambert suchten die Generalmajore gegen die erhobenen Vorwürfe zu vertheidigen und jene außerordentliche Steuer für die Zukunft zu retten. Aber Cromwell selbst entzog einer Bill seine Unterstützung, die man zuerst als eine Regierungsbill betrachtet hatte, und seine Verwandten halfen mit, sie zu Falle zu bringen. Er entschloß sich überhaupt, das Institut der Generalmajore eingehen zu lassen, sei es, daß nach seiner Ansicht der Zweck desselben erfüllt war, sei es, daß er es für nöthig hielt, die bürgerlichen Mitglieder der Versammlung enger an sich zu fesseln. Viele von diesen und namentlich die Juristen, wünschten eine Aenderung der Verfassung, die dazu dienen sollte, Cromwells Macht zu erhöhen.

Die wiederholten Attentate mahnten an die Ungewißheit des Bestehenden. Die Machinationen der Royalisten innerhalb wie außerhalb des Landes wurden immer durch die Hoffnung hervorgerufen, mit dem Sturze des einen Mannes das ganze Regierungsgebäude zu stürzen. Der Revolution schien erst dann ein dauernder Halt geboten werden zu können, wenn dieser eine Mann berechtigt war, über seinen Tod hinaus Bestimmungen wegen der Fortsetzung seiner Gewalt zu treffen. Zugleich aber lag der Gedanke nahe, daß die Verfassung, so wie sie war, die Gefahr eines Konfliktes zwischen Protektor und Parlament niemals ausschloß. Das hatte sich eben damals an einem merkwürdigen Beispiele gezeigt. Das Auftreten eines gewissen Jakob Nayler, eines alten Soldaten und Republikaners, der ein feuriger Apostel der Quäker geworden war, hatte im Jahre 1656 das größte Auf-

sehen gemacht. Er war in einem Zustande der Verzückung unter ungeheurem Zulauf in Bristol eingezogen und hatte sich als den eingeborenen Sohn Gottes begrüßen und verehren lassen. Die Bewegung, die sein Erscheinen hervorrief, wurde gedämpft, er selbst in Fesseln nach London verbracht, wo ihm noch die Tröstungen von hunderten seiner begeisterten Anhänger zukamen. Das Parlament nahm sich der Sache an, ließ Nayler verhören und erklärte ihn einer „gräßlichen Blasphemie" für schuldig. Man wollte sein Leben schonen, aber er sollte als „großer Betrüger und Volksverführer" am Pranger ausgestellt, durch die Straßen gepeitscht, alsdann gebrandmarkt und mit durchbohrter Zunge in Bristol gegeißelt, endlich ins Gefängniß geworfen werden und bis auf weiteres verdammt sein, von aller menschlichen Gesellschaft getrennt, schwere Strafarbeiten zu verrichten. Der erste Theil der Sentenz wurde sofort verwirklicht. Cromwell hätte Gründe genug gehabt zu wünschen, daß das Parlament die fanatische Faktion aus der Gesammtmasse der Quäker in der Person eines ihrer Führer treffen möge. Die Sekte stand mit den hervorragenden Republikanern in Verbindung, lockerte die Disciplin im Heere und regte nicht selten das Volk durch leidenschaftliche Ansprachen auf. Aber er hielt sich wiederum für verpflichtet, den Ketzerrichtern entgegenzutreten, die sich über alle legalen Formen hinwegsetzten, um ihrem grausamen Zelotismus Luft zu machen. Ohne einen Zweifel darüber bestehen zu lassen, wie sehr er das Auftreten Naylers verabscheue, bat er sich doch eine Darlegung der Gründe aus, die das Haus zu seinem Verfahren bewogen hätten. Allein er wagte nicht das Opfer zu retten, und da das Parlament sich zu keinem Aufschub der Strafe verstand, wurde sie sofort, dem Wortlaute des Urtheils nach, ausgeführt. Es war zu fürchten, daß sich Aehnliches wiederholen würde, wenn nicht durch eine Umbildung der politischen Gewalten dem Glaubenseifer der Volksvertreter ein Zügel angelegt würde.

Schon am 19. Januar 1657, als man darüber verhandelte, auf welche Art dem Protektor die Theilnahme des Hauses wegen seiner Errettung aus Mörderhand bezeugt werden sollte, stellte ein Mitglied bürgerlichen Standes den Antrag, man möge Seine Hoheit bitten, die Regierung „nach den Formen der alten Verfassung" zu übernehmen, das werde alle Hoffnungen der Feinde vernichten. Eine lebhafte Debatte erfolgte. Man warf ein, die alte Verfassung sei das Interesse Karl Stuarts, zu dessen Vicekönig man doch Cromwell nicht machen wolle, dieser selbst würde dadurch zum größten Heuchler werden, alle ehrlichen Leute müßten Thränen darüber vergießen. Aber der Vorschlag fand auch Vertheidiger, und es wurde darauf hingewiesen, welche Gefahren die Nation ohne größere Sicherung eines Regentenwechsels laufen würde. Zuletzt hielt man es für gerathen, sich nicht weiter zu erhitzen, sondern die Behandlung der Frage zu verschieben. Sie wurde nicht vergessen. Drei Tage nach einem glänzenden Bankett, das Cromwell dem Parlamente in Whitehall gegeben hatte, am 23. Februar, bat der Alderman

Christoph Pack um die Erlaubniß, ein Aktenstück unter dem Titel „demüthige Adresse und Remonstranz" verlesen zu dürfen. Es war der vollständige Entwurf einer neuen Verfassung, nach welchem die Monarchie mit zwei Kammern wieder hergestellt wurde, der Protektor den Königstitel annehmen nnd das Recht erhalten sollte, seinen Nachfolger zu ernennen. Die Anhänger des republikanischen Gedankens, die Verfechter der militärischen Interessen widersetzten sich der Verlesung, aber sie blieben in der Minderheit gegenüber den Juristen, wie Whitelocke und Glynne, dem alten Sprecher Lenthall, den Vertretern der City und des Bürgerthums. Man beschloß einen Fasttag im Sitzungssaale zu halten, „um den Herrn wegen dieser Sache zu suchen" und alsdann in die Berathung der Akte einzutreten.

Die Officiere waren größten Theils entrüstet, und ihrer hundert, mit Lambert, Fleetwood, Desborough, Whalley an der Spitze, begaben sich zu Cromwell, um ihn zu beschwören, „dem Volke Gottes diese Schande zu ersparen", die ihm selbst Gefahr bringen würde. Cromwell antwortete ihnen, daß er zum ersten Male von dem Plane höre, und daß er den Königstitel nicht höher schätze als die Feder an seinem Hute. Aber er wies sie darauf hin, daß mehrere von ihnen selbst ihm einst diesen Titel angeboten hätten, daß die Nation der Militärherrschaft überdrüssig sei, und daß der Fall Naylers jedenfalls gezeigt habe, wie nöthig es sei, ein Gegengewicht gegenüber dem einen Hause zu schaffen. Es war eine Antwort, aus der man abnehmen konnte, daß er eine Abänderung der Verfassung sehr gerne sehen würde, wennschon er, was die Frage einer Wiederherstellung der Monarchie betraf, sein letztes Wort noch für sich behielt.

Während der nun folgenden Debatten gingen mehrere der Officiere, darunter drei Generalmajore, auf die andere Seite über, ohne sich ein für alle Mal zu binden, die Berathung schritt rasch fort, schon am 31. März 1657 konnte dem Protektor die Urkunde, nunmehr unter dem Titel „Petition und Rath", auf Pergament geschrieben, überreicht werden. Er bat sich Bedenkzeit aus „um Gott und sein eigenes Herz um Rath zu fragen". Einem Committee des Hauses antwortete er einige Tage später, wenn er vor die Wahl gestellt sei das Ganze einfach anzunehmen oder abzulehnen, erlaube sein Gewissen ihm nicht, der neuen Verfassung mit dem Königstitel zuzustimmen. Es war ein Fingerzeig, wie er es meinte. Der Glanz des goldenen Reifes blendete ihn nicht. Er täuschte sich nicht darüber, daß die Annahme des Königstitels ihn selbst entwürdigen, seine alten Waffengefährten tief verletzen müsse. Aber er wollte um des fehlenden Namens willen das Wesen der beabsichtigten Aenderung nicht verwerfen. Der Majorität war seine Erwiderung jedoch noch nicht deutlich genug gewesen. Sie beschloß an der Akte im ganzen und großen festzuhalten, eröffnete Konferenzen mit dem Protektor, die sich durch mehrere Wochen erstreckten, und verwerthete seine kritischen Bemerkungen. Er sprach bei dieser Gelegenheit viel und geistreich von sich selbst, von seiner Vergangenheit. „Ich bin bereit," sagte er einmal, „euch

zu dienen, aber nicht als ein König, sondern als ein Konstabel. Ich habe oft, als stände ich vor Gott, daran gedacht, daß ich meinen Platz so ausfülle, wie ein Konstabel, der den Frieden in seinem Pfarrbezirk aufrecht hält."

Am 30. April war die amendirte Verfassung vollendet, in der noch immer der Königstitel erhalten blieb. Cromwell ließ über eine Woche verstreichen, ehe er seine Antwort gab. Er verhandelte eifrig mit seinen Vertrauten und Parlamentsmitgliedern bei der Pfeife Tabak, unter mancherlei scherzhaften Gesprächen, ohne die ernste Frage aus dem Auge zu verlieren. Aus der Mitte der Nation kam ihm keine lebhafte Aeußerung weder im einen, noch im anderen Sinne zu, um so weniger aber entging ihm die Stimmung der angesehensten Heerführer, hinter denen die Masse der Soldaten stand. Lamberts Ehrgeiz fühlte sich schwer gekränkt, Fleetwood und Desborough machten aus ihrem Unmuth kein Hehl, eine Petition von Officieren, in der diese sich gegen den Versuch aussprachen „die alte Knechtschaft zu erneuern", wurde dem Parlamente überreicht. Am 8. Mai erklärte Cromwell nochmals entschieden, daß er die Verfassung mit dem Königstitel nicht annehmen könne. Das Parlament entschloß sich daraufhin, den Titel fallen zu lassen und die neue Verfassung demgemäß endgiltig zu redigiren. Es beeilte sich mit seinem Werke zu Ende zu kommen, denn erst kürzlich war man wiederum durch die Entdeckung einer neuen Verschwörung von Männern der fünften Monarchie erschreckt worden.

Das Verfassungswerk, wie es nun abgeschlossen wurde, bedeutete eine sehr starke Veränderung der alten Protektoratsverfassung. Das Protektorat wurde zwar nicht für erblich erklärt, aber der Protektor sollte seinen Nachfolger ernennen. Dem Hause der Volksvertreter wurde ein anderes Haus zur Seite gestellt, dessen Mitglieder der Protektor zu bezeichnen hatte. Die Qualifikationen derselben wurden zwar festgestellt, die Repräsentanten des Volkes sollten zudem das Recht haben, mit Ausnahme des ersten Males, die Ernennungen für „das andere Haus" wie für die Ausfüllung der höchsten Staatsämter gutzuheißen. Desgleichen sollten sie künftig allein über die Zulässigkeit der Mitglieder ihrer Versammlung entscheiden. Ohne Zustimmung beider Häuser sollte kein Mitglied des Staatsrathes ernannt oder abgesetzt, kein Gesetz gegeben oder verändert, keine Steuer oder Abgabe irgend welcher Art aufgelegt werden dürfen. Jedoch wurde ein für alle Mal eine feste Summe in der Höhe von 1,300,000 Pfund bestimmt, auf der die regelmäßige Erhaltung der Streitkräfte und der Verwaltung beruhen sollte. Auch war nicht mehr die Rede davon, daß eine Akte ohne Zustimmung des Protektors Gesetzeskraft erhalten konnte. Die Staatskirche, wie Cromwell sie geschaffen hatte, wurde anerkannt, die Toleranz, ähnlich wie in der ersten Protektoratsverfassung, begrenzt. War die Macht des Protektors bedeutend erhöht, war ein Gegengewicht gegen das Haus der Volksvertreter geschaffen, so sollte doch auch dieses vor willkürlichen Eingriffen in

die alten parlamentarischen Privilegien, wie man sie kürzlich mehrfach erlebt hatte, geschützt sein.

Die bürgerlichen Mitglieder des Hauses waren mit dieser Lösung sehr zufrieden. Die Officiere bequemten sich ihr großen Theils an, Lambert, der sich mit der Machterhöhung Cromwells nicht aussöhnen konnte, den Treueid nicht leisten wollte, wurde aller seiner Aemter beraubt und zog sich mit einer bedeutenden Pension ins Privatleben zurück. Im Volke las man wohl eifrig eine gehässige Flugschrift mit dem bezeichnenden Titel „Tödten kein Mord", die dem neuen „Tyrannen" das Schlimmste androhte, aber die Dolche, auf die der Verfasser hingewiesen hatte, blieben in der Scheide. Das Parlament räumte, nachdem das Hauptwerk gethan war, mit einer Reihe von anderen Arbeiten auf, bestätigte eine Menge früherer Akten und Verordnungen, vollendete einige neue Gesetze, traf finanzielle Fürsorge wegen der unerläßlichen Kriegskosten und beschloß, sich für sieben Monate zu vertagen.

Am 26. Juni fand die feierliche Installation des Protektors in sein nunmehr erhöhtes Amt statt. Die Halle von Westminster faßte die Mitglieder des Hauses, die höchsten Richter, Lord-Mayor und Aldermen und andere Würdenträger. Für Cromwell war der alte Krönungsstuhl der schottischen Könige aus der Abtei von Westminster herbeigebracht worden. Auf einem Tische vor ihm lag eine Bibel, ein Schwert, ein Scepter, ein Purpurmantel. Alles wurde ihm übergeben, dann nahm ihm der Sprecher des Parlamentes den durch die Verfassung vorgeschriebenen Eid ab und beglückwünschte ihn in wohlgesetzter Rede. Nachdem ein Gebet gesprochen war, brach die ganze Versammlung in Freudengeschrei aus, die Trompeten schmetterten, ein Herold proklamirte Cromwell als Lord Protektor von England, Schottland und Irland, und die mächtige Halle ertönte von dem Rufe: „Gott segne den Lord Protektor!"

Drittes Kapitel.

Der Ausgang Oliver Cromwells.

Wiederum hatte der Verlauf der Revolution zu einer scheinbaren Annäherung an den alten Zustand geführt. Die veränderte Protektoratsverfassung ließ dem republikanischen Gedanken noch weniger Raum als die ursprüngliche. Cromwell fehlte nur der Titel und das Recht, seine Würde zu einer erblichen zu machen, um König zu sein. Aber es stand ihm zu, seinen Nachfolger zu ernennen und dem einen Hause, das sich ehemals als einziges Organ der Volkssouveränität betrachtet hatte, eine zweite Versammlung gegenüberzustellen. Hatte sein Haushalt schon vorher einen ganz höfischen Anstrich gehabt, so suchte er nun noch sorgsamer als früher die alten Formen nachzuahmen, seine Familie äußerlich auszuzeichnen und sie mit aristokratischen Geschlechtern in Verbindung zu setzen. Das Amt eines Kanzlers der Universität Oxford, welches er mehrere Jahre inne gehabt hatte, wurde auf seinen ältesten Sohn Richard übertragen. Auch fand dieser Aufnahme in den Staatsrath und nahm an allen Committees desselben Theil. Cromwells zweiter Sohn Henry wurde zum Lord-Deputy von Irland ernannt. Zwei der Töchter des Protektors wurden noch vor Ablauf des Jahres mit Sprößlingen vornehmer Häuser vermählt. Die jüngste, die schöne und heitere Lady Frances, reichte dem einzigen Sohne des Lord Rich, dem Enkel des reichen und angesehenen Grafen von Warwick, eines der presbyterianischen Großen, ihre Hand. Ihre ältere Schwester, die geistvolle und stolze Lady Mary, wurde mit dem Viscount Falconbridge verbunden, dessen Familie bisher eine angesehene Stellung in der Kavalierpartei eingenommen hatte. Die Thatsache, daß zwei aristokratische Geschlechter eine Ehre darin fanden, mit dem Protektor durch verwandtschaftliche Bande verknüpft zu werden, zeigte am besten, für wie gesichert man in diesen Kreisen seine Macht zu halten anfing.

Auch glaubte er darauf rechnen zu können, daß eine Anzahl der Adligen seiner Aufforderung, in das neue Oberhaus einzutreten, Folge leisten werde. Diese Aufforderung erging gegen Ende des Jahres ganz im Stile königlicher Ausschreiben. Sie richtete sich an dreiundsechzig Personen, eine buntgemischte Gesellschaft, in der sich Mitglieder der alten Nobility mit militärischen und bürgerlichen Berühmtheiten der Revolution zusammenfanden. Männer wie die Grafen von Warwick und von Manchester, Lord Wharton, der Viscount

Say und Sele, die eine lange Ahnenreihe zählten, sollten in einem Hause sitzen mit einem Oberst Hewson, dem man nachsagte, er sei ein Schuhmacher, mit einem Oberst Pride, von dem es hieß, er sei ein Kärrner, mit einem Generalmajor Berry, von dem man behauptete, er sei ein Schreiber gewesen. Die Verwandten des Herrschers, seine Söhne, drei seiner Schwiegersöhne, sein Schwager Desborough, sein Vetter Whalley durften nicht fehlen. Die Häupter der bewaffneten Macht, die Inhaber der höchsten Richterämter, die Mitglieder des Staatsrathes fanden hier ihre Stelle. War mit dem Grafen von Manchester ein alter Gegner Cromwells aus früherer Zeit aufgenommen, so hoffte er sich auch einen der Feinde aus dem republikanischen Lager zu versöhnen, indem er den Namen von Sir Arthur Haselrig der Liste einfügte.

Einen großen Vortheil hatte der Protektor für sich, daß er nämlich den beiden Häusern seines Parlamentes mit Erfolgen seiner auswärtigen Politik entgegentreten konnte. Noch während der Verhandlungen über die Annahme oder Ablehnung der Königswürde war die Nachricht vom glänzenden Siege Robert Blakes angelangt. Der kühne Seeheld war vor der Insel Teneriffa erschienen, hatte sich am 20. April in den von Befestigungen starrenden Hafen von Santa Cruz gewagt, wo er eine aus Mexiko zurückgekehrte Silberflotte geborgen wußte, hatte in furchtbarer Kanonade die feindlichen Kastelle bombardirt und die feindlichen Schiffe, wenn er sie auch nicht nehmen konnte, in Grund gebohrt oder in Flammen aufgehen lassen. Die That erregte allgemeine Bewunderung, dem Sieger wurde ein kostbares Juwel und ein schmeichelhaftes Dankschreiben des Protektors übersandt. Blake berührte noch einmal die afrikanische Nordküste, ließ einen Theil seiner Flotte vor Cadix zurück und steuerte mit dem Reste, erhaltenem Befehle gemäß, der Heimat zu. Er erreichte sie nicht mehr lebend. Als die Felsenküste von Cornwallis und der Mastenwald von Plymouth am Horizonte auftauchten, brach er, durch Krankheit und Wunden aufgerieben, am 7. August zusammen. Sein Tod wurde als ein nationales Unglück empfunden, seine Leiche wurde in Greenwich ausgestellt, in feierlicher Procession die Themse hinaufgeführt und in der Abtei von Westminster beigesetzt. Aber die Nachwirkungen seiner Thaten überdauerten ihn, die spanische Marine erholte sich nicht mehr von den Niederlagen, die er ihr beigebracht hatte, und man konnte daran denken, den Kampf gegen die katholische Monarchie vom Meere aufs feste Land zu verlegen.

Eben dahin waren seit lange die Absichten Mazarins gegangen. Er konnte die auswärtige Politik Cromwells nicht billigen, insofern sie einen ausgesprochen protestantischen Charakter anzunehmen drohte, denn er hatte Rücksicht zu nehmen auf die Gefühle des französischen Klerus und auf die Stellung Frankreichs unter den katholischen Mächten. Dagegen mußte es ihm vom politischen Gesichtspunkte aus hoch erwünscht sein, wenn England die spanische Monarchie mit Energie bekämpfte, weil es dadurch den Spaniern unmöglich gemacht wurde, seinen offenen und versteckten Angriffen auf das Ge-

sammthaus Habsburg genügenden Widerstand zu leisten. Seit Monaten bestrebte er sich daher, den Friedens- und Handelsvertrag, den England und Frankreich geschlossen hatten, in eine förmliche Allianz umzuwandeln. Aber die Verhandlungen rückten nur langsam von der Stelle, weil keiner der beiden Staatsmänner vollkommen traute, und erst am 23. März 1657 wurde das Bündniß abgeschlossen. Cromwell machte sich anheischig, ein Hilfscorps von 6000 Mann zu dem französischen Heere in den spanischen Niederlanden stoßen zu lassen, während eine englische Flotte an den Küsten kreuzen sollte. Die Erhaltung der Hilfstruppen war zwischen England und Frankreich getheilt. Mit gemeinsamen Kräften wollte man Grävelingen, Mardyke, Dünkirchen erobern, der letzte Platz sollte den Engländern verbleiben.

Es war ein großes Zugeständniß, welches der Kardinal dem englischen Herrscher machte, aber auch dieser nahm eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, indem er nicht davor zurückbebte, zur Stärkung der französischen Uebermacht auf dem Festlande seine Hilfe zu leihen. Er mochte hoffen, in der Steigerung der englischen Macht ein Gegengewicht zu schaffen und den Eroberungsgelüsten der französischen Politik immer noch rechtzeitig einen Zügel anlegen zu können. Dem Vertrage zufolge landeten 6000 Engländer, Kerntruppen, die in mancher Schlacht erprobt waren, unter dem Kommando des General Reynolds in Boulogne und wurden mit dem Heere Turennes in Flandern verbunden. Aber statt zur Belagerung der drei Festungen verwandt zu werden, wurden sie im Inneren des Landes beschäftigt; sie klagten über schlechte Ernährung, über elende Quartiere, und Cromwell mußte Mazarin sehr ernstlich an die übernommenen Verpflichtungen erinnern. Im September begann denn auch die Einschließung Mardykes, die englische Flotte wirkte mit, am 3. Oktober wurde die Festung eingenommen und vorläufig den Engländern ausgeliefert. Turenne wandte sich gegen Grävelingen, konnte aber wegen der Ueberschwemmungen nichts ausrichten. Cromwell bot weitere zweitausend Mann an, unter der Voraussetzung, daß mit der Belagerung Dünkirchens Ernst gemacht werde. Inzwischen durfte er damit zufrieden sein, auf dem Kontinente Fuß gefaßt zu haben. Mardyke war ein wichtiges Pfand, und eine spanische Truppenmacht, der auch der Herzog von York mit vier Regimentern englischer und irischer Flüchtlinge angehörte, war nicht im Stande, den Platz seinen neuen Besitzern zu entreißen.

Währenddessen hatte sich der Einfluß des englischen Staates auch noch an einer anderen Stelle des Festlandes geltend gemacht, und hier war es möglich, die politischen und religiösen Interessen wieder mit einander zu verbinden. Cromwells Annäherung an Schweden war erst in ihrer wahren Bedeutung erschienen, als Karl Gustav die Krone Christinens empfangen hatte. Dieser hielt es für seine Pflicht, den alten Kampf gegen Polen wieder zu erneuern, nahm Warschau ein und schritt von Sieg zu Sieg fort. Das polnische Reich schien vernichtet, die Herrschaft über die Ostsee den Schweden gesichert zu sein. Der Fürst Rakoczy von Siebenbürgen, der tausende von

Ungarn unter seinen Fahnen hatte, war der Verbündete des Schwedenkönigs, und der Kaiser hatte Ursache, vor diesem Nachfolger Gustav Adolfs zu zittern. Insofern kamen die Triumphe Karls X. auch der Politik Mazarins zu statten, für Cromwell hatten sie aber noch außerdem die Bedeutung, daß sie dem Gesammtinteresse des Protestantismus dienten. Er bewunderte in Karl X. nicht nur den kühnen Kriegshelden, sondern auch den Vorkämpfer des wahren Glaubens. Er ließ ihm durch Milton Glück wünschen zu seinen Siegen über „die Feinde der Kirche". Nun aber brach, eben wegen der schwedischen Erfolge, unter den Protestanten des Nordens selbst der Zwiespalt aus. Die Niederländer sahen mit Neid und Besorgniß auf die Ausbreitung der schwedischen Macht an den Küsten der Ostsee. Der große Kurfürst trat, zum Dank für die Anerkennung der Souveränität seines Herzogthums durch Polen, auf die Seite der Feinde Schwedens. Der König von Dänemark eröffnete im Frühling 1657 den Krieg gegen das schwedische Reich, um nicht von diesem auf allen Seiten umklammert zu werden, mußte aber schon in wenig Monaten die Ueberlegenheit seines Gegners anerkennen. Cromwell sah seine Aufgabe darin, zwischen den Streitenden zu vermitteln, sie auf das gemeinsame religiöse Band aufmerksam zu machen, das sie umschlinge. Er beschwor sie, der Verfolgungen zu gedenken, denen ihre Glaubensgenossen in Piemont, in der Schweiz, in Oesterreich ausgesetzt seien, bot seine guten Dienste zur Herstellung des Friedens an, schickte außerordentliche Gesandte ab. Er übersah freilich auch hier, daß die Mächte in ihrem gegenseitigen Verhältniß von anderen Triebfedern bewegt wurden als von denen des Glaubens, aber der Sohn des einfachen Landwirtes von Huntingdon verlieh wiederum bei diesem Anlaß der auswärtigen Politik seines Volkes einen idealen Zug, welcher den Herzen der puritanischen Masse schmeicheln mußte. „Der Unterdrückte," hatte der Dichter Edmund Waller ihm zugerufen, „wird zu dir flüchten, du bist nicht nur unser Protektor, sondern der Protektor der Welt."

Stolz auf die großartige Stellung, die er in seinem Vaterlande wie unter den Machthabern seiner Zeit gewonnen hatte, eröffnete er am 20. Januar 1658 die Session der beiden Häuser. Er gebrauchte die bezeichnende Anrede „My Lords und Gentlemen des Hauses der Gemeinen". Die von ihm Ernannten versammelten sich in dem alten Sitzungslokale der Peers, während die Gemeinen wieder in den Räumen des ehemaligen Unterhauses tagten. Aber etwas anderes war es, die frühere Maschinerie scheinbar wiederherzustellen, etwas anderes, sie in alter Weise spielen zu lassen. Schon jene Nachahmung des ehemaligen Hauses der Lords bereitete dem Protektor eine bittere Enttäuschung. Von den Mitgliedern des alten Adels, an die sich das Ausschreiben Cromwells gerichtet hatte, hatten nur zwei demselben Folge geleistet, sein Schwiegersohn der Viscount Falconbridge und Lord Eure von Yorkshire. Selbst der Graf von Warwick, so nahe er dem Protektor stand, verschmähte es in dem neuen Schauspiele mitzuwirken. Henry Cromwell und

andere Männer von Einfluß wurden durch wichtige Gründe auf ihren Posten festgehalten und am Erscheinen verhindert. Arthur Haselrig beanspruchte als Mitglied für die Stadt Leicester seinen Sitz bei den Gemeinen, um zu zeigen, wie wenig Werth er auf die Berufung des Usurpators lege. Er gehörte zu denen, die im Jahre 1656 vom Parlamente ausgeschlossen worden waren. Die neue Protektoratsverfassung gab jedoch dem Unterhause das Recht zurück, allein darüber zu entscheiden, ob ein Erwählter befugt sei seinen Sitz einzunehmen oder nicht. Die Mitglieder hatten freilich einen Eid zu leisten, in dem sie versprechen mußten, die Rechte und Freiheiten des Volkes aufrecht halten, dem Lord Protektor treu bleiben, nichts gegen seine Person oder seine Autorität unternehmen zu wollen. Da aber die ehemals Ausgeschlossenen kein Bedenken trugen, eine Verpflichtung auf sich zu nehmen, die aus parlamentarischer Revision der Verfassung hervorgegangen war, so erschienen außer Haselrig auch alle die übrigen Gegner des Herrschers kampfgerüstet wieder auf dem Platze. Die Opposition im Unterhause erhielt eine Achtung gebietende Stärke, was um so gefährlicher für die Regierung war, da einige ihrer fähigsten Anhänger aus dem Unterhause in das neue Haus der Lords verpflanzt worden waren.

Gleich die ersten Tage nach Eröffnung der Session mußten den Protektor davon überzeugen, daß sein Versuch mißlungen sei. Die Opposition beschloß, sich als Gegenstand des Angriffes das „andere Haus" zu wählen, welches durch die neue Verfassung eingeführt war. Dies war kein ungünstiges Feld für den Kampf. Das Haus der Lords war nach der Hinrichtung des Königs abgeschafft worden. Die neue Institution hatte nach ihrer Zusammensetzung keine Aussicht populär zu werden. War es auch unmöglich, sie ohne Verleugnung der Verfassung einfach zu umgehen, so sollte doch ihr Wirkungskreis auf den eines Gerichtshofes beschränkt werden. Man glaubte aus dem Wortlaut der Verfassung ableiten zu können, daß das „andere Haus" keinen Antheil an der Legislative haben sollte. Und zwar wollte man das schon durch den Namen ausdrücken. Am 22. Januar erhielt man Meldung, daß eine Botschaft „von den Lords" angelangt sei. Sie betraf nur den Wunsch, den Protektor gemeinsam um Ansetzung eines allgemeinen Fasttages zu ersuchen. Aber die Bezeichnung des neuen Hauses als eines „Hauses der Lords" regte bei den Gemeinen die Geister mächtig auf. Eine Debatte über die Zulässigkeit dieser Bezeichnung erhob sich, und, um sich in keiner Weise zu binden, beschloß man zu erwidern, das Haus werde durch eigene Botschafter Antwort senden.

Cromwell hielt es für gerathen, durch eine ernste Ermahnung einzugreifen, ehe sich die Leidenschaften noch mehr erhitzten. Er beschied die Mitglieder beider Häuser am 25. Januar in den Bankettsaal von Whitehall und beschwor sie, nicht an der neuen Verfassung zu rütteln. Seine Worte streiften die auswärtigen wie die inneren Verhältnisse. Die Sicherung des Protestantismus gegen die Anschläge des Papstthums, wie die Sicherung des Gemeinwesens gegen die Anschläge von Kavalieren und Sektirern machte er abhängig von der Erhaltung der letzten konstitutionellen Urkunde. Er selbst

erklärte sich bereit, die ihm aufgelegte Bürde weiter zu tragen, aber er forderte auch Einigkeit von denen, an die sich seine Worte richteten. Er stellte ihnen alle Schrecken eines neuen Bürgerkrieges, einer Restauration des Königthums vor und schloß damit, er habe den Platz, auf dem er stehe, nicht gesucht, aber er werde den Eid, den er geleistet habe, zu halten wissen.

Die Mahnung Cromwells war vergeblich. Seine Gegner hörten aus seinen Worten nur den Ton der Ermüdung heraus und wurden in ihren Angriffen noch kecker gemacht. In den Besprechungen mit einem Committee der Gemeinen, das den Protektor um die Veröffentlichung seiner Rede bitten sollte, gebrauchte er mehrmals den Ausdruck „das Haus der Lords" und betonte, daß er die Privilegien beider Häuser schützen müsse. Man glaubte ihn sogar dahin zu verstehen, daß er beiden Häusern über die Staatsfinanzen Rechnung ablegen werde, während die Gemeinen die Erörterung der Geldfragen als ihr ausschließliches Recht betrachteten. Das stolze Selbstgefühl, welches einst die Führer des Unterhauses im langen Parlamente beseelt hatte, wurde in der Versammlung der Erwählten wieder lebendig. Die Reden der Haselrig, Scott und anderer Oppositionshäupter feierten das Andenken von Pym und Hampden und ergingen sich in Schmähungen gegen das ehemalige Haus der Lords, das man nicht wieder von den Todten erwecken könne. Die ergebenen Anhänger des Protektors dagegen wiesen höhnisch darauf hin, mit welcher Leichtigkeit der Rump einst zersprengt worden sei, und stellten den versteckten Anpreisungen der Republik das Verlangen gegenüber, Cromwell zum König zu machen. Mehrere Tage wogte der Kampf hin und her, der alle die übrigen angefangenen, gesetzgeberischen Arbeiten unterbrach. Die Republikaner alten Schlages vergaßen in diesem Augenblicke sogar ihren Haß gegen Katholiken und Kavaliere, um nur der neuen Schöpfung Cromwells den Anspruch auf Gleichberechtigung mit dem Hause der Gemeinen streitig zu machen. Wiederum langte eine Botschaft der neuen Lords beim Unterhause an, des Inhalts, man möge den Protektor gemeinsam um Erlaß einer Proklamation angehen, durch welche Papisten und Malignanten zwanzig Meilen von der Hauptstadt verbannt werden sollten. Die Gemeinen hüteten sich nicht nur, in ihrer Antwort eine Anerkennung der Ansprüche des anderen Hauses auszudrücken, einzelne Redner führten eine Sprache, wie man sie seit langer Zeit nicht in Westminster gehört hatte. „Wir haben," sagte Robinson, „auch über die Freiheit der Kavaliere zu wachen, wir dürfen sie nicht verrathen." „Ich bitte euch," rief Haselrig aus, „hört nicht auf solch' eine Botschaft. Sie wollen englische Bürger verbannen, dieselbe Strafe kann auch einmal einen aus unserer Mitte treffen."

Es war begreiflich, daß die Gegner des Protektorates in Stadt und Land Muth schöpften. Die Royalisten sahen den nahen Sturz Cromwells voraus. Sie hofften, daß Karl II., im Bunde mit den Spaniern, eine Truppenmasse an die Küste werfen und siegreich in London einziehen werde.

Der Vertraute Karls, der Marquis von Ormond, hielt sich verkleidet in London auf und überwachte den Gang der Dinge. Eine Petition lief um, durch die das Parlament aufgefordert werden sollte, Karl Stuart als König zu proklamiren. Aber die Republikaner rührten sich ebenfalls. Auch sie ließen eine Petition cirkuliren, in der sie zwar keine Abschaffung des Protektorates forderten, aber doch die Macht Cromwells und namentlich seine Stellung als Führer des Heeres einzuschränken suchten. Sie bestanden darauf, daß ein einziges Haus die oberste Instanz in der Nation bilden sollte. Verschiedene Sektenprediger traten heftig gegen die Regierung auf, einer von ihnen machte dem Protektor von der Kanzel herab zum Vorwurf, daß er mit dem „Jesuiten Mazarin" in Verbindung getreten sei. Am gefährlichsten mußte es Cromwell erscheinen, daß die Opposition Unfrieden unter den Soldaten zu nähren und einige Officiere auf ihre Seite zu bringen suchte. Er fühlte die Wurzeln seiner Macht angetastet und beschloß am 4. Februar 1658, gegen den Rath seines Schwiegersohnes, des Generals Fleetwood, noch ehe jene republikanische Petition bei den Gemeinen angelangt war, das Parlament aufzulösen.

Die Gemeinen waren eben mit der Fortsetzung der Berathung darüber beschäftigt, welchen Titel man dem „anderen Hause" geben solle, als der Protektor sie am Morgen des 4. Februar dorthin entbot. Er sprach etwa eine halbe Stunde lang: Worte des Schmerzes und der Enttäuschung. Wiederum, wie so häufig, hob er hervor, daß er sich nicht zu seinem Posten gedrängt habe. „Kein Mensch kann sagen, daß ich dies Amt des Protektors gesucht habe. Aber ich sah die traurige Lage dieser Nationen, die ein sechs- bis siebenjähriger Friede nach dem Bürgerkriege erquickte, und ich glaubte, daß sie sich wohl dabei befänden. Ihr habt mich aufgefordert, die schwere Bürde dieser Regierung zu tragen . . ich kann es sagen vor Gott, in Vergleich zu dem wir nur arme Ameisen sind, die auf der Erde herumkriechen: Lieber hätte ich unter den Bäumen des Waldes gelebt und eine Heerde Schafe gehütet, als diese Regierung zu übernehmen. Da ich sie aber einmal nach eurem Rath und nach eurer Bitte übernommen habe, rechnete ich auch darauf, daß Ihr für die Verfassung einstehen würdet." Er rühmte die von ihm ernannten Mitglieder des anderen Hauses, Männer, denen es nicht auf Titel und Parteiinteressen ankomme, sondern auf das Wohl der Religion und des Vaterlandes. Den Gemeinen aber schleuderte er den Vorwurf zu, daß sie in zwei Wochen mehr Stoff der Zwietracht in die Nation getragen hätten, als seit dem Ende der letzten Session aufgehäuft worden sei. Die Armee sei der Verführung ausgesetzt, dem Feinde der Angriff leicht gemacht. „Wenn Ihr euch so benehmt," schloß er, „so ist es hohe Zeit, eurer Session ein Ende zu machen. Ich löse dieses Parlament auf, und Gott sei Richter zwischen euch und mir."

Es war das letzte Mal, daß Cromwell zu einem Parlamente gesprochen hatte. Ein paar Tage später versammelte er die höheren Officiere im Bankett-

saal von Whitehall, setzte ihnen die Gründe seines Verfahrens auseinander und riß sie fast sämmtlich zu der Versicherung hin, für ihn leben und sterben zu wollen. Diejenigen, deren unbedingte Treue ihm zweifelhaft war, wurden aus der Armee entfernt. Auch den Lord-Mayor und die Aldermen der City sah er bald darauf bei sich, machte sie auf die Gefahr einer Landung der Stuarts dringend aufmerksam, ermahnte sie, die Stadtmiliz Männern von guter Gesinnung anzuvertrauen und mit ihm auf die Wahrung der öffentlichen Sicherheit bedacht zu sein. Einige Nächte soll er selbst bei den Wachen in Whitehall die Runde gemacht haben. Die Geheimpolizei entwickelte die größte Thätigkeit. Ihrer Wachsamkeit entging nicht, daß wie früher so auch damals zwischen den fanatischen Sektirern und den Anhängern des Königthums Verbindungen bestanden. Die Gefängnisse füllten sich mit Verhafteten. Auch wurde allen denen, welche die Waffen für den König getragen hatten, verboten, die Stadt London zu verlassen, und sich weiter als fünf Meilen von ihren Wohnorten im Lande zu entfernen. In der That drohte von den Umtrieben der Kavaliere die größte Gefahr. War auch der Gedanke einer Landung des Königs vorläufig aufgegeben, so hoffte man doch Cromwell durch eine große Verschwörung stürzen zu können. Ormond war in den Plan eingeweiht worden und hatte sich dann, dem Protektor verrathen, zu seinem Herrn aufs Festland gerettet. Man wollte die Festung von Hull überrumpeln, wo Sir Henry Slingsby, bereits seit einigen Jahren in Haft, mehrere Officiere der Garnison zum Abfall zu bringen suchte. In der Grafschaft Sussex sammelte John Mordaunt eine Anzahl von Getreuen und brachte sogar den Sohn eines der Richter Karls I. auf seine Seite. In London, wo ein Geistlicher der bischöflichen Kirche, John Hewit, thätig war, wollte man sich der wichtigsten Punkte der City bemächtigen, den Lord-Mayor gefangen setzen und während eines Brandes in den Tower einbrechen. Aber in den Reihen der Verschworenen lauerte der Verrath. Die Regierung war von allem unterrichtet. Sie ließ die royalistischen Rädelsführer ebenso wohl wie mehrere gefürchtete Sektirer, darunter Harrison, festnehmen, setzte zur Aburtheilung einiger Royalisten, die sie als Opfer ausersehen hatte, gemäß einer Akte des letzten Parlamentes, einen außerordentlichen Gerichtshof ein und erstickte den Versuch eines Aufruhrs in London, noch ehe er völlig hatte zum Ausbruch kommen können.

Am 8. Juni wurden zwei der Angeklagten, Slingsby und Hewit, zum Schafott geführt. Slingsby war durch seine Heirat mit Cromwells Schwiegersohn, Lord Falconbridge, verwandt, das konnte ihn jedoch nicht retten. Für Hewits Leben sollen die Töchter des Protektors gebeten haben, aber ohne Erfolg. Einige Wochen nachher wurden drei von denen, die sich beim letzten Aufstande in London betheiligt hatten, auf barbarische Weise hingerichtet. Cromwells Regierung war gerettet, und nachdem die Masse der Verschwörer geschreckt worden war, ließ der Protektor dem gewöhnlichen Rechtsgange wieder freien Lauf.

In einem Punkte konnte er vollkommen beruhigt sein: die Spanier durften nicht daran denken, seinen Feinden Beistand zu leisten. Vielmehr wurde ihnen durch die Mitwirkung englischer Streitkräfte ein wichtiges Bollwerk entrissen. Am 28. März war der Bundesvertrag Englands mit Frankreich erneut worden. Cromwell sandte zwei frische Regimenter über den Kanal, aber er forderte auch bestimmt, daß die Belagerung Dünkirchens nicht länger verzögert werde. Turenne schickte sich endlich dazu an; Ludwig XIV. und Mazarin begaben sich, um dem Schauspiele nahe zu sein, nach Calais, wo sie von Cromwells Schwiegersohn, Lord Falconbridge, begrüßt wurden. Ein spanisches Entsatzheer, bei dem sich die Herzöge von York und Glocester befanden, wollte den Belagerten Hilfe bringen. Vergeblich mahnte Condé den spanischen Feldherrn davon ab, sich auf den Sandhügeln der Dünen mit Turenne in eine Schlacht einzulassen. Am 4. Juni wurde der Kampf ausgefochten, ohne daß Turenne deshalb die Belagerung von Dünkirchen hätte abzubrechen brauchen. Er verdankte seinen glänzenden Sieg nicht am wenigsten der Tapferkeit jener englischen Regimenter, die an diesem Tage gegen die Söhne des verjagten Herrschergeschlechtes in Waffen standen. Dünkirchen hielt sich nur noch zehn Tage. Dann öffnete es seine Thore, und der junge Ludwig XIV. selbst händigte Lockhart, Cromwells Gesandten, der auch die englischen Truppen zum Siege geführt hatte, die Schlüssel ein. Damit war ein großes Ziel erreicht worden, England hatte an einer wichtigen Stelle auf dem Kontinente Posto gefaßt. Sofort wurden die Befestigungen von Dünkirchen verstärkt, auch ward der Bau einer protestantischen Kirche in Aussicht genommen.

Eine Stadt nach der anderen fiel hierauf in die Hände Turennes, die spanische Monarchie war gegenüber dem Anfall der beiden Verbündeten vollkommen machtlos, und der neue Kaiser Leopold I., durch die nordischen und östlichen Angelegenheiten beschäftigt, war außer Stande ihr Hilfe zu leisten. Aber diese Erfolge der auswärtigen Politik, so bedeutend sie waren, konnten Cromwell doch nicht mit ungetrübter Freude erfüllen. Je höher die Macht Frankreichs anwuchs, desto schwieriger wurde es, mit ihr gleichen Schritt zu halten. Es war zu fürchten, daß Mazarin über Cromwells Kopf hinweg Frieden mit Spanien schließen würde, und es konnte rathsam erscheinen, wenn möglich den Franzosen darin zuvorzukommen.

Aber auch die Verhältnisse des Nordens und Ostens gaben Anlaß zu mancherlei Sorgen. Karl X., Cromwells und Mazarins Verbündeter, hatte allerdings in einem kühnen Winterfeldzug, der ihn über die Eisdecke des Meeres führte, Dänemark gedemüthigt und zum Abschluß des Friedens von Roeskilde gezwungen. Der König von Dänemark betrachtete diesen Frieden jedoch nur als einen Waffenstillstand, die Niederlande, Brandenburg, Polen, der Kaiser waren mit ihm verbunden. Von einer Union der protestantischen Mächte, wie sie Cromwell einst vorgeschwebt hatte, war keine Rede, vielmehr waren zwei von ihnen, die schwedische und die dänische, wiederum im Begriff sich zu zerfleischen.

Wichtiger aber als der Gang der auswärtigen Politik waren die Zustände im Innern des Staates. Das Protektorat schien nach Ueberwindung der letzten Gefahren auf festeren Grundlagen zu stehen als je, und doch war immer eine neue Erschütterung zu fürchten. Die feindlichen Parteien waren eingeschüchtert, aber sie waren nicht bei Seite geschafft. Man mußte stets auf ein neues verzweifeltes Unternehmen der Gegner von rechts und links gefaßt sein. Der Stand der Finanzen war, trotz der reichen Bewilligungen des letzten Parlamentes, bedenklich. Man hatte Einnahmen vorwegzunehmen, um die nöthigen Summen aufzubringen, oder sich an die reichen Kaufleute der City zu wenden, bei denen auf wenig Entgegenkommen zu rechnen war. Thurloe und andere Vertraute des Protektors drängten ihn, wieder ein Parlament zu berufen, in der Hoffnung auf ein günstiges Ergebniß der Wahlen. Cromwell ließ die Frage einer eingehenden Prüfung unterwerfen, aber er zögerte seine Entscheidung auszusprechen.



Englische Münze aus dem Jahre 1658.
(Originalgröße.)

Zu diesen Sorgen der Regierungsgeschäfte kam für Cromwell nun der Kummer wegen mancher Ereignisse in der Familie hinzu. So sehr der Charakter seines zweiten Sohnes, Henry, seinen Wünschen auch entsprach, so wenig konnte ihm der des ältesten, Richard, eine Bürgschaft für die Zukunft versprechen. Sein Schwager Desborough und sein Schwiegersohn Fleetwood standen auf Seite der anabaptistischen Sektirer und machten aus ihren Gesinnungen kein Hehl. Nach dreimonatlicher Ehe hatte seine jüngste Tochter, Lady Frances, ihren Gemahl, den Enkel des Grafen von Warwick verloren. Bald darauf wurde auch dieser, dessen Rath Cromwell oft von Nutzen gewesen war, weggerafft. Der schwerste Schlag aber traf den Protektor im Sommer 1658. Seine Lieblingstochter Elisabeth, Lady Claypole, deren Sanftmuth und Heiterkeit ihn in mancher ernsten Stunde erquickt hatten, erkrankte, und Cromwell war Augenzeuge ihres schmerzhaften Leidens. Er hatte sie in das Schloß von Hamptoncourt verbringen lassen, damit ihr die Ruhe und die Landluft zu gute kämen, aber ihr Uebel verschlimmerte sich von Tag zu Tage. Cromwell vernachlässigte die Regierungsgeschäfte und verbrachte qualvolle Stunden an ihrem Lager. Am 6. August schlossen sich ihre Augen.

Der Protektor hatte sich bis dahin aufrecht gehalten, er suchte auch nach dem Tode des geliebten Kindes durch die gewohnte Arbeit den Schmerz zu betäuben, aber seine Kräfte erlahmten. Seit Jahren schon war er leidend. Gesandte, welche Audienz bei ihm hatten, bemerkten längst, wie übel er aussehe, und daß seine Hand zittere. Gichtanfälle, ein Milzübel, Schlaflosigkeit

setzten ihm zu. Körperliche Beschwerden und geistige Aufreibung wirkten zusammen. Er raffte sich noch einmal auf und suchte durch die Energie seines Willens seine Schwäche zu bemeistern. Der Quäker George Fox, der zu Gunsten seiner Glaubensbrüder mit ihm zu sprechen wünschte, traf ihn zu Pferde, an der Spitze seiner Leibgarde im Schloßpark. „Als ich mich ihm näherte," schrieb er in sein Tagebuch, „fühlte ich einen Hauch des Todes gegen ihn ausgehen, und als ich bei ihm war, schien er mir auszusehen wie eine Leiche." Unmittelbar darauf warfen den Protektor heftige, wechselnde Fieberanfälle aufs neue nieder. Die Aerzte sprachen sich für Luftveränderung aus. Am 24. August fuhr er während einer Pause des Fiebers nach Whitehall zurück. Er nahm noch einigen Antheil an den Geschäften, gewährte Fairfax, dessen Schwiegersohn verhaftet worden war, noch eine Unterredung, aber seine Leiden fesselten ihn sehr bald ans Lager. Er wollte nicht an den Tod glauben und suchte seine Gemahlin zu trösten. Auch kamen Augenblicke, in denen man zu hoffen wagte, sie waren jedoch von kurzer Dauer. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht von seiner Krankheit. Im Palast, in den Kirchen, in vielen Familien wurde für seine Herstellung gebetet. Er selbst ergoß, während ein furchtbarer Orkan an den Mauern des Schlosses rüttelte, sein Gefühl in Worte frommer Ergebung. „Herr," hörte man ihn sagen, „obwohl ich nur eine elende und niedrige Kreatur bin, bin ich doch durch die Gnade im Bunde mit dir. Um deines Volkes willen werde ich zu dir kommen. Du hast mich zu einem unwürdigen Werkzeug gemacht, ihm Gutes zu thun und dir zu dienen. Viele haben mich zu hoch geachtet, andere werden über meinen Tod frohlocken. Du aber laß nicht ab, was du auch über mich beschließest, ihnen Gutes zu erzeigen" … Er hatte noch die Kraft, der Bezeichnung seines ältesten Sohnes Richard als seines Nachfolgers zuzustimmen. Am 3. September, seinem Glückstage, dem Tage seiner Siege von Dunbar und Worcester, hatte er ausgerungen.



Medaille auf das Leichenbegängniß Oliver Cromwells (Originalgröße).

Viertes Kapitel.

Anarchie und Restauration.

„Wenn der Baum am Boden liegt," sagte der Dichter Andrew Marvell in seinem Klagegesang auf den Tod des Protektors, „erscheint er noch größer als da er stand." So konnten Freund und Feind erst nach dem Ende Cromwells völlig ermessen, was er gewesen war. In England hatten viele das Gefühl, daß eine durchgreifende Aenderung nahe sei. „Wir müssen uns dem Willen Gottes unterwerfen," schrieb der Staatssekretär Thurloe an den fernen Henry Cromwell nach Dublin, . . „bis jetzt ist der Friede gewahrt, der Herr möge es dabei lassen . . jedermann spricht: ein Großer ist gefallen in Israel." Im Ausland machte sich hier und da eine lebhafte Freude Luft. In Amsterdam, wo das Volk auf Seiten der Oranier und der Stuarts stand, tanzten die Leute auf der Straße und riefen: „der Teufel ist todt". Mazarin beeilte sich, der Königin Henriette Maria seinen Glückwunsch abzustatten. Die Rathgeber Karls II. trugen sich mit den größten Hoffnungen und sahen den Augenblick, der ihren Herrn auf den Thron seiner Väter zurückführen würde, nicht mehr weit entfernt. Cromwells Macht, der siegreiche Ausdruck der puritanischen Revolution, war eine rein persönliche gewesen. Sie konnte sich wohl dem Namen nach vererben, aber es zeigte sich sehr bald, daß ihr die feste, vom Dasein des Einzelnen unabhängige Grundlage fehlte.

Zunächst freilich wirkte der Zauber des gewaltigen Namens noch über den Tod seines Trägers hinaus. Ohne Schwierigkeit bewerkstelligte sich der Uebergang der Regierung auf Richard Cromwell. Die Officiere, Staatsmänner und Juristen, die den alten Protektor unterstützt hatten, wollten auch dem neuen ihren Beistand nicht entziehen. Seine Proklamation wurde in allen drei Reichen vorgenommen. Für die Ruhe von Irland bürgte sein Bruder Henry, für den Gehorsam Schottlands der General Monk. Wie das Landheer, so schwor ihm auch die Flottenmannschaft Treue, die City erklärte ihre loyale Gesinnung, aus Städten, Grafschaften, kirchlichen Gemeinden langten Huldigungsadressen an. Der verstorbene Protektor wurde in ihnen mit Moses, Josua, Salomon, Konstantin verglichen. Man rief sich noch einmal die ganze, imponirende Größe seines Bildes zurück, als es in pomphaftem Trauerzuge durch die Straßen der Hauptstadt geführt wurde, um in der Abtei von Westminster, wo man schon vorher die Leiche geborgen hatte, aufgestellt zu werden.

In Richard Cromwell hätte man vergeblich den Sohn des gewaltigen Herrschers gesucht.[1]) Ohne Ehrgeiz und Energie hatte er Jahre lang auf einem Landgute seines Schwiegervaters nicht weit von Winchester in behaglicher Ruhe gelebt, ein Liebhaber von Jagdvergnügen und Pferden, mit den Edelleuten der Nachbarschaft befreundet und wie sie ohne tiefe religiöse Ueberzeugung und ohne strenge moralische Grundsätze. Den Idealen des Puritanismus stand er fremd gegenüber, seine Neigungen führten ihn auf die Seite der Kavaliere. Ohne Leidenschaft für die Behandlung politischer Angelegenheiten zu empfinden, ließ er sich von seinem Vater zu den Geschäften heranziehen. Auch dem Heerwesen schenkte er keine sonderliche Theilnahme, wie er selbst denn sein Schwert niemals im Kampfe geschwungen hatte. Ein Mann von diesen Eigenschaften und dieser Vergangenheit war nicht dazu gemacht, sich die gebietende Stellung zu erringen, die sein Vater eingenommen hatte. Namentlich hatte er die Rivalität der verdienten Heerführer zu fürchten, in denen der Stolz auf ihre Ruhmesthaten und die alte religiöse Begeisterung noch lebendig waren. Sie gingen zwar nicht so weit, seinen Anspruch auf das Protektorat zu leugnen. Aber sie forderten, daß das Protektorat vom Generalat, die höchste bürgerliche von der höchsten militärischen Gewalt getrennt werde. Dieser Ansicht waren die meisten der ehemaligen Generalmajore. Desborough und Fleetwood, die Verwandten des neuen Protektors, gehörten zu ihnen; in dem letzten, der den Bürgerkrieg von Anfang an mitgemacht, bei Dunbar und Worcester gekämpft, in Irland den höchsten Posten ausgefüllt hatte, erkannten sie ihr Haupt. Sie hielten wöchentliche Zusammenkünfte in Wallingfordhouse, der Residenz Fleetwoods unweit dem Palaste von Whitehall, mitunter kamen ihrer an zweihundert zur Berathung.

So bildete sich gleich anfangs eine Macht neben dem Protektorate Richards. Die unlösbare Aufgabe, ein starkes stehendes Heer auf die Dauer mit einem Gemeinwesen von republikanischer Form zu vereinigen, wurde, als Olivers eisernes Scepter die widerstreitenden Kräfte nicht mehr bändigte, mit unerbittlicher Nothwendigkeit seinem Nachfolger gestellt. Am 14. Oktober 1658 überreichten die Officiere dem Protektor eine Petition, in der sie „um die gute alte Sache wieder zu erwecken", darum baten, daß die Armee einen selbständigen Kommandanten erhalte, daß dieser das Recht haben solle, die erledigten Stellen im Heere auszufüllen, und daß kein Officier ohne kriegsgerichtliches Urtheil von seinem Posten entfernt werden dürfe. Der Protektor antwortete bescheiden und maßvoll, aber er berief sich auf die Verfassung, die ihm zur Pflicht mache, solche Begehren abzuweisen. Für den Augenblick beruhigten sich die Officiere, und die Gefahr schien abgewandt. Allein niemand täuschte sich darüber, daß sie wiederkehren würde. Im Stillen schürte der ehrgeizige Lambert, welcher aus seiner Zurückgezogenheit wieder zum Vor-

---

[1]) Guizot, Histoire du Protectorat de Richard Cromwell et du rétablissement des Stuart. 5. Auflage 1868. 2 Bde.

schein kam, das Feuer. Die radikalen Sektirer erhoben ihre alten Ansprüche auf eine durchgreifende Aenderung der kirchlich-politischen Verhältnisse, da sie sich auf Fleetwood und Desborough stützen konnten. Hier und da wurde das Andenken Oliver Cromwells geschmäht und die „gute alte Sache", die Sache, welche ein Vane oder ein Harrison vertreten hatte, seiner Gewaltherrschaft gegenübergestellt. Schon tauchte das Verlangen auf, der Protektor möge nur Männer von gottseligen Grundsätzen, „Heilige" im alten Sinne zu den höchsten Staatsämtern berufen. Mit Bangen verfolgte Henry Cromwell von Irland aus den Gang der Dinge. Er beschwor seinen Schwager Fleetwood, der separatistischen Geistlichkeit keine Einwirkung auf seine Beschlüsse zu gönnen, die Herrschsucht seiner Kameraden zu zügeln und sich an die Gesetze zu halten. Seinem Bruder gab er zu erwägen, ob nicht in der Einberufung eines Parlamentes, so gewagt sie auch scheinen könne, das beste Heilmittel liegen werde.

Die Hofpartei, der engere Rath des Protektors, Männer wie Thurloe, Falconbridge, St. John waren gleichfalls auf diesen Gedanken verfallen. Die finanzielle Lage des Staates machte es ohnehin zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit sich an die Nation zu wenden. Man hatte gehofft von Frankreich eine bedeutende Summe zu erlangen, aber Mazarin war nicht gewillt, die gestellte Forderung zu erfüllen, so viel ihm auch daran lag, die Allianz mit England äußerlich noch zu erhalten. Der Mangel an Geldmitteln verursachte, daß man auch im Norden die Politik Oliver Cromwells nicht energisch fortsetzen konnte. Dort war der Krieg zwischen Dänemark und Schweden, den er im protestantischen Gesammtinteresse hatte vermieden wissen wollen, wieder ausgebrochen. Während die Schweden Kopenhagen belagerten, erschien eine holländische Armada zur Unterstützung der bedrängten Dänen. Die englische Regierung, von deren Bundesgenossenschaft die Schweden so viel erwartet hatten, beschränkte ihre Thätigkeit auf eine bloße Flottendemonstration. Gründe der inneren wie der äußeren Politik sprachen für die Berufung des Parlamentes.

Man hielt es jedoch für zu bedenklich, von dem reformirten Wahlsysteme Gebrauch zu machen, das unter Oliver Cromwell zur Anwendung gekommen war. Die neue Verfassung des Protektorats hatte genauere Bestimmungen über die Zahl der Parlamentsmitglieder und ihre Vertheilung auf Städte und Grafschaften der künftigen Gesetzgebung vorbehalten. Richard Cromwell trug keine Scheu, daraufhin von sich aus zu dem alten System zurückzukehren. Alle die kleinen ehemaligen Wahlorte erhielten ihr früheres Privilegium wieder, die großen Städte wurden dagegen in ihrem Rechte verkürzt, und die sämmtlichen Grafschaften mußten sich, ohne daß Rücksicht auf die Verschiedenheit ihres Umfanges genommen wäre, durch je zwei Mitglieder vertreten lassen. Auf diese Weise war es der Regierung allerdings möglich einen noch stärkeren Einfluß auf die Wahlen in England auszuüben als zuvor. Auch durfte sie der Masse der irischen und schottischen Abgeordneten so gut wie sicher sein. Dennoch fand sich bei der Eröffnung des Parlamentes am 27. Januar 1659,

daß die Opposition im Unterhause eine bedeutende Stärke hatte. Sie setzte sich freilich aus sehr verschiedenen Elementen zusammen. Alte Republikaner wie Vane, Scott, Haselrig, Bradshaw erschienen wieder mit einem nicht geringen Gefolge auf dem Platze. Angesehene Männer, die sich mehr aus persönlichen Gründen von Oliver Cromwell zurückgezogen hatten, wie Lambert, Ashley Cooper, Fairfax traten in das Haus ein. Mehreren Officieren, die zur Partei von Wallingfordhouse gehörten, war nicht zu trauen, und manches Mitglied barg wohl gar royalistische Sympathieen im Herzen. Das „andere Haus" hatte ungefähr dasselbe Ansehen wie zu Lebzeiten Oliver Cromwells, aber die Anwesenheit Fleetwoods, Desboroughs und anderer grollender Kriegsmänner machte es sehr zweifelhaft, ob es zur Stütze der Regierung dienen würde.

Bei den Gemeinen entspann sich der erste Kampf um die Frage der Anerkennung Richards als Protektor und der Anerkennung des „anderen Hauses" als eines wesentlichen Bestandtheiles des Parlaments. Als vorzüglichster Verfechter der Regierung hatte Thurloe den Ansturm namentlich der Republikaner auszuhalten. Wohl wurde manches bittere Wort gesprochen, manche alte Wunde wieder aufgerissen, wenn z. B. ein Opfer der Willkür Olivers, wie der einst verhaftete Overton, als lebendige Anklage seines Systemes vor dem Hause erschien. Und doch gebot der verstorbene Protektor, im Gegensatz zu seinem Sohne, seinen Gegnern wenigstens Achtung, weil sie seiner großen Vergangenheit gedenken mußten. „Er hat zwar," sagte Vane, „dem Parlamente den Eid der Treue gebrochen und die Gewalt usurpirt; aber seine Verdienste waren so bedeutend, daß unser Urtheil dadurch verblendet werden konnte. Er bahnte sich seinen Weg zur Herrschaft durch die rühmlichsten Thaten, unter seinem Befehle stand ein Heer, das ihn zu einem Eroberer und ein Volk, das ihn zu seinem Führer gemacht hatte. Wer aber ist sein Sohn Richard? Was sind seine Verdienste? Er trägt ein Schwert an der Seite, aber hat er es je gezogen? Und, was noch wichtiger ist, kann der von einer mächtigen Nation Gehorsam verlangen, der nie auch nur einen Lakaien dahin gebracht hat, ihm zu gehorchen? Und doch sollen wir ihn unter dem Titel Protektor als unseren König anerkennen! Einen Mann ohne Ahnen, ohne Muth, ohne Würde! Was mich betrifft, so soll es niemals von mir heißen, daß ich solch' einen Mann zu meinem Herrn gemacht habe."

Aber so heftig die Sprache der Opposition auch war, die Regierung behielt doch den Sieg. Ihre republikanischen Gegner hatten sich selbst geschadet, indem sie nicht alle mit gleicher Achtung vom Heere und seinen Führern gesprochen hatten wie der vorsichtige Vane. Sie hatten sich zudem dadurch eine Blöße gegeben, daß sie versuchten, die schottischen Mitglieder auszuschließen und die großbritannische Union, diese wichtige Schöpfung der Revolution, um eines Parteizweckes willen zu sprengen. Die Anerkennung des neuen Protektors und des anderen Hauses wurde zum Beschluß erhoben. Auch billigte man die Unterstützung Schwedens durch eine starke englische

Flotte und begann die finanziellen Angelegenheiten ernstlich in Angriff zu nehmen.

Der Gang der parlamentarischen Geschäfte wurde jedoch sehr bald durch Ereignisse von größter Bedeutung unterbrochen. Im Heere erwachte die Unzufriedenheit mit verstärkter Gewalt, und machte sich auf eine nicht mißzuverstehende Weise Luft. Die Soldaten klagten über das Ausbleiben ihres Soldes, die Officiere kamen auf ihre früheren Forderungen zurück. Die ganze Armee war dadurch gereizt, daß sich hie und da im Parlamente Neigung gezeigt hatte, sie für die Gewaltsamkeiten früherer Zeiten zur Verantwortung zu ziehen. Der Protektor war schwach genug, zu erlauben, daß ein großer Rath der Generale und Obersten zusammentrete, um ihm ihre Wünsche vorzutragen. Sie versammelten sich, mehrere hundert an der Zahl, in Wallingfordhouse und verständigten sich, gegen den Einspruch einiger persönlicher Anhänger Richard Cromwells, über eine „Vorstellung und Petition der Officiere der Armeen von England, Irland und Schottland", die sie am 6. April in Whitehall dem Protektor überreichten. In diesem Aktenstücke erklärten sie, daß die „gute alte Sache" durch die Intriguen von Kavalieren und Freiheitsfeinden gefährdet, das Heer, welches gegen die königliche Tyrannei sein Blut vergossen habe, in bedrängter Lage sei und baten um eine öffentliche Rechtfertigung jener guten alten Sache und um finanzielle Sicherung ihres Standes. Das Aktenstück war geschickt abgefaßt, es verbarg die letzten Absichten der Officiere, aber dem Parlamente zugesandt und durch den Druck im Volke verbreitet, bewirkte es eine Steigerung der herrschenden Aufregung.

Die republikanischen Führer folgten dem Gange der Dinge mit großer Spannung. Sie sahen ein, daß der Sturz des Protektorates nur zu erreichen sei, wenn sie sich vorläufig mit den unzufriedenen Officieren verbänden. Aus ihrer Mitte kam den Verschwörern von Wallingfordhouse Ermuthigung zu, und im Parlamente warfen sie sich zu ihren Vertheidigern auf. Am 18. April beschlossen die Gemeinen, daß während der Session ohne Erlaubniß des Protektors und beider Häuser keine Versammlung der Officiere stattfinden solle und ferner, daß jeder, der einen militärischen Posten bekleide, sich eidlich zu verpflichten habe, die freien Debatten des Parlamentes in keiner Weise stören zu wollen. Aber Männer wie Vane, Haselrig, Scott verurtheilten ein solches Mißtrauensvotum und nahmen die Ansprüche der Armee in Schutz. Auch suchten sie das Recht des Protektors, über die bewaffnete Macht zu verfügen, einzuschränken, während die Majorität es wie es bestand zu erhalten wünschte. Fleetwood, Desborough, Lambert und ihre Genossen waren inzwischen muthig auf der betretenen Bahn fortgeschritten. Ihre Zusammenkünfte hörten nicht auf, sie stärkten sich durch geistlichen Beistand und hielten gleichzeitig die Regimenter kampfbereit. Sie forderten mit Ungestüm die Auflösung dieses Parlamentes. Eine Schlacht in den Straßen von London schien am 21. April bevorzustehen, denn der Protektor wollte sich nicht zu einem solchen Schritte zwingen lassen. Er gab den zum Kampf ge-

rüsteten Truppen Gegenbefehl, aber nur ein paar Obersten blieben auf seiner Seite. Selbst ein Theil seiner Leibgarde fiel von ihm ab, der Palast von Whitehall, seine Residenz, hätte gegen einen Angriff nicht vertheidigt werden können. Man hatte ihm den Rath gegeben, sich der City anzuvertrauen und die presbyterianische Bürgerschaft unter die Waffen zu bringen. Aber der Erfolg eines so kühnen Entschlusses war zweifelhaft, und Richard Cromwell bebte vor ihm zurück. So entschloß er sich nachzugeben. Mitternacht war vorüber, als Desborough und Fleetwood erfuhren, daß die Auflösung zugestanden sei. Den Morgen des zweiundzwanzigsten erhielten auch die Gemeinen Kunde davon. Sie machten ihrer Entrüstung Luft, verschmähten es, an der Barre des Oberhauses zu erscheinen, um dort verabschiedet zu werden, und beschlossen, als wäre nichts geschehen, sich zu vertagen. Aber die Auflösung wurde durch eine Proklamation verkündigt, und die Thüren des Hauses wurden verschlossen.

Das Parlament, welches die Herrschaft Richard Cromwells hatte befestigen sollen, war vom Schauplatz verschwunden, und mit ihm verschwand die Herrschaft Richard Cromwells selbst. Er residirte noch in Whitehall, das Recht wurde noch in seinem Namen gesprochen, einige Wochen nach der Auflösung des Parlamentes unterzeichnete sogar noch ein Vertreter des Protektors einen Vertrag zwischen England, Frankreich und den Niederlanden, um die Könige von Schweden und von Dänemark zum Niederlegen der Waffen zu zwingen. Aber in Wahrheit hatte das Protektorat mit dem 22. April ein Ende, und die Männer, die ihm bis zuletzt gedient hatten, wie Thurloe, Falconbridge, St. John u. a. beeilten sich, London zu verlassen. In der Masse der Armee war man der Herrschaft eines Einzelnen zu müde, als daß die Obersten dem Hindrängen auf Wiedereinführung der reinen Republik hätten Widerstand leisten können. Viele von ihnen hofften selbst in dieser Form das politische und religiöse Ideal verwirklichen zu können, das ihnen vorschwebte. Die begeisterten Sektirer gedachten in einem Gemeinwesen ohne Oberhaupt ihr radikales Programm durchzuführen. Die alten republikanischen Staatsmänner, mit Henry Vane an der Spitze, sahen sich am Ziele ihrer Wünsche. Zwischen einigen von ihnen und mehreren der höheren Officiere fanden Konferenzen statt, die mit dem Beschlusse endigten, das lange Parlament in seiner verstümmelten Gestalt wiederherzustellen. Lenthall, der Sprecher des von Oliver Cromwell zersprengten Rump wurde aufgefordert, die noch vorhandenen Mitglieder einzuberufen. Am 7. Mai zogen zweiundvierzig Mann, die einst jener Versammlung angehört hatten, mit ihm in die St. Stephanskapelle zu ihren alten Sitzen. Sie zögerten nicht, der Nation von dieser „außerordentlichen Gnade Gottes" Kunde zu geben und gelobten, die Republik der Art einzurichten, „daß Freiheit und Eigenthum jedes Unterthanen, als Menschen und Christen, gesichert werde ohne Herrschaft eines Einzelnen, ohne Königthum und ohne ein Haus von Peers".

Vergeblich suchten einige der presbyterianischen Mitglieder des langen

Parlamentes, die einst durch die „Purganz Prides" ausgeschlossen worden waren, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie fanden ihre Kollegen unerbittlich, und William Prynne, dem presbyterianischen Wortführer, blieb nichts übrig, als die „verfälschte, gute alte Sache" durch giftige Pamphlete lächerlich zu machen. Das englische Volk sollte sich wieder daran gewöhnen, in jenem Rump den Ausdruck seines souveränen Willens zu sehen. Die kleine Versammlung setzte einen provisorischen Sicherheitsausschuß und bald darauf einen Staatsrath ein, der neben Fleetwood und anderen hohen Officieren auch republikanische Politiker wie Vane und Haselrig umfaßte, ernannte Fleetwood für die nächste Zeit zum Generallieutenant und Höchstkommandirenden der Steitkräfte von England und Schottland und traf im Einverständniß mit den Heerführern Bestimmungen über das Schicksal Richard Cromwells. Der Sohn des großen Oliver ließ sich bereit finden, gegen Zahlung seiner Schulden und ein ansehnliches Geldgeschenk abzudanken und lebte als Privatmann, ohne jemals wieder eine öffentliche Rolle zu spielen, noch dreiundfunfzig Jahre lang. Von Henry Cromwell hatte man gefürchtet, daß er Widerstand leisten würde. Aber sei es, daß er die Verantwortlichkeit eines Bürgerkrieges nicht auf sich nehmen wollte, sei es, daß er seinen Mitteln mißtraute, er unterwarf sich auf würdige Weise der neuen Regierung, machte in Dublin einem Nachfolger Platz und zog sich gleichfalls ins Privatleben zurück. Der General Monk, dessen Treue während der Krisis verdächtig gewesen war, sprach sich doch zu Gunsten des wiederhergestellten Rumpparlamentes aus und bürgte für die Ruhe von Schottland. Lockhart, der Kommandant der englischen Truppen in Flandern, wie Montague, der Admiral der englischen Flotte in den nordischen Gewässern, wagten keinen Abfall. Selbst die vertrautesten ehemaligen Rathgeber des verstorbenen und des gestürzten Protektors, wie Thurloe und St. John, setzten sich auf guten Fuß mit den Machthabern des Tages oder arbeiteten in der Stille wohl gar zu ihren Gunsten.

Die Republik schien über alle Schwierigkeiten zu triumphiren, und die Royalisten innerhalb wie außerhalb Englands sahen sich in ihren vorschnellen Hoffnungen bitterlich getäuscht. Dennoch hatte sich ihre Sache mit dem Zusammenbruch der Schöpfung Cromwells bedeutend gebessert. Die Republikaner erschienen nur als eine kleine Gruppe in der Masse der Nation, welche mit den alteinheimischen Zuständen noch durch tausend Fäden verbunden war. Cromwell, der eine eigenthümliche Stellung für sich gewonnen, das Alte und das Neue durch das Protektorat zu versöhnen versucht hatte, war im Stande gewesen, wenn auch auf gewaltsame Weise, die feindlichen Kräfte kurze Zeit niederzuhalten. Das Rumpparlament, das einst Soldaten zersprengt und das nun Soldaten wieder zurückgeführt hatten, konnte eine ähnliche Autorität für sich nicht in Anspruch nehmen. Es erschien wie ein Hohn auf den Begriff der Souveränität des Volkes, deren Ausdruck zu sein es sich anmaßte. Zahlreiche Mitglieder des hohen und niederen Adels,

Pächter und Freisassen auf dem Lande, alle die verfolgten Anhänger der anglikanischen Kirche, aber auch die presbyterianischen Bürgerschaften der großen und kleinen Städte blickten mit Sehnsucht nach dem in der Verbannung lebenden legitimen König, den sie mit oder ohne Bedingungen willkommen heißen wollten, von dessen Rückkehr sie sich bessere Zeiten versprachen. Selbst Henry Vane legte das Geständniß ab: „Der König wird eines Tages die Krone wiedergewinnen, das Volk verabscheut jede andere Regierung."

Wie nun aber die einlaufenden Ergebenheitsadressen die scharfblickenden Staatsmänner an der Spitze nicht darüber täuschen konnten, daß ihnen die Sympathieen des Volkes im großen und ganzen fehlten, so sahen sie auch aus anderen Gründen die Sicherheit des republikanischen Gemeinwesens gefährdet. Die fanatischen Sektirer, die Männer der fünften Monarchie, fingen wieder an sich zu regen. Hie und da erschienen sie bewaffnet in großen Schaaren, machten die Eigenthümer wegen der Zukunft besorgt und waren doch als erwünschte Bundesgenossen gegen die Kavaliere nicht zu mißachten. Der Stand der Finanzen, wie er kurz vor dem Sturze Richard Cromwells erschienen war, war erschreckend. Die aufgelaufenen Schulden betrugen über 1,700,000 Pfund, das Jahresdeficit war auf beinahe 90,000 Pfund veranschlagt worden, und die Summen, welche für die Erhaltung der Marine und der Truppen in Flandern erfordert werden würden, ließen sich noch nicht übersehen. Man suchte die Ausgaben im kleinen so viel wie möglich einzuschränken, steigerte die indirekten Steuern, führte eine hohe Einkommensteuer ein; aber die Abneigung der Bevölkerung und die Mängel der Verwaltung ließen alle Quellen weit weniger reichlich fließen als man gehofft hatte. Die äußere Politik gab manchen Befürchtungen Raum. Der Krieg der skandinavischen Reiche dauerte noch fort, während die englische Regierung dringend die Herstellung des Friedens wünschte. Sie vereinigte sich zu dem Ende sogar mit den Niederlanden und suchte Karl X. zur Nachgiebigkeit zu zwingen, sah aber ihre Vermittlung von ihm mit Stolz zurückgewiesen. Andrerseits standen Frankreich und Spanien auf dem Punkte, den Kampf, in dem sie Jahre lang miteinander gerungen hatten, durch einen Vergleich abzuschließen. Die Last des Krieges, eine Erbschaft des großen Protektors, drohte alsdann auf England allein zu ruhen, ja man hatte zu fürchten, daß die beiden alten Gegner zu Gunsten des Hauses Stuart sich wider den großbritannischen Freistaat vereinigen würden.

Vor allem aber blieb die Einigkeit der Besieger des Protektorates nicht lange ungestört. Die Häupter der bewaffneten Macht hatten zu diesem Siege das meiste beigetragen und sie forderten ihren Lohn. Aber sie mußten erleben, daß das Rumpparlament ihren Ansprüchen einen Widerstand entgegensetzte, den geduldig zu ertragen ihnen schwer wurde. Die kleine Versammlung in Westminster fühlte sich als Inhaberin der höchsten Gewalt und verlangte vom Soldaten wie von jedem Bürger Gehorsam. Sie bemühte sich freilich

nach Kräften die Geldforderungen der Armee zu befriedigen. Sie hatte dem Heere in Fleetwood vorläufig einen Höchstkommandirenden gegeben und ihm wie seinen Genossen Sitz und Stimme in den wichtigsten Behörden zugewiesen. Aber sie suchte den Termin ihrer Auflösung bis ins folgende Jahr aufzuschieben. Sie trug Bedenken, den Soldaten für alles, was sie sich seit Cromwells Gewaltstreich vom Jahre 1653 im Dienste erlaubt hatten, Indemnität zu ertheilen. Das größte Gewicht aber legte sie darauf, daß alle Ernennungen zu erledigten Officiersstellen von ihr bestätigt und vom Sprecher des Hauses unterzeichnet würden. Demgemäß wurden sämmtliche Patente erneut, die einzelnen Officiere des stehenden Heeres sollten womöglich ihre Bestallung aus der Hand des Sprechers empfangen. Dasselbe System wurde für die Flotte und für die Militia durchgeführt. Man verband damit die Absicht, Anhänger der Familie Cromwell durch Freunde der guten alten Sache zu ersetzen und nahm eine gründliche Umbildung der bewaffneten Macht vor. Aber deren Führer empfanden es sehr bitter, von Männern, die nie das Schwert getragen hatten, zum Gehorsam ermahnt, von einem Rechtsgelehrten in ihr Kommando eingeführt zu werden. Ihr Selbstgefühl steigerte sich mit jedem Tage. „Ich weiß nicht,“ sagte Lambert von den Parlamentsmitgliedern, „warum sie nicht eben so gut von unserer Gnade abhängen sollen wie wir von der ihrigen.“

Lambert hatte während der letzten Vorgänge eine sehr wichtige Rolle gespielt. Angesehen wegen seiner glänzenden Gaben, empfohlen durch den Gegensatz, in den er sich zu Oliver Cromwell gesetzt hatte, ehrgeizig und ränkevoll, hatte er sich bei seinen Waffenbrüdern wie bei den republikanischen Staatsmännern in gleicher Weise beliebt zu machen gewußt. Zum Sturze Richard Cromwells, zur Zurückführung des Rumpparlamentes hatte er wesentlich beigetragen. Sein Name wurde an erster Stelle genannt, wenn es galt, die Ansprüche des Heeres vorzubringen. Und ihm gelang es eben damals, seinen früheren Verdiensten noch ein neues hinzuzufügen und seine Macht der Art zu vergrößern, daß er es wagen konnte, offen gegen das selbstbewußte Parlament aufzutreten. Im Sommer 1659 kam es zu einer royalistischen Empörung, auf deren Ausbruch man durch mancherlei Anzeichen vorbereitet war. Kavaliere, Presbyterianer und selbst frühere Diener des Protektorates hatten sich verbunden, die republikanische Regierung zu stürzen und als Termin des Angriffs den 1. August festgesetzt. Die Verschwörung erstreckte sich durchs ganze Land. Die wichtigsten festen Plätze im Inneren und an der Küste sollten überrumpelt werden. Man rechnete auf den Abfall des Generals Monk und des Admirals Montague, auf den Beistand von Spanien und Frankreich. Karl II. begab sich mit Ormond, dem Grafen von Bristol und anderen Getreuen nach Calais, um im rechten Augenblicke in einem englischen Hafen zu landen. Sein Bruder, der Herzog von York, sollte ihm folgen. Aber die Regierung war gewarnt. Als einzelne Trupps der Verschworenen sich sammelten, wurden sie von den Soldaten und

von den Milizen bewältigt, mehrere Führer der Bewegung wurden, noch ehe sie losschlagen konnten, verhaftet, die Bevölkerung wagte nicht sich in Masse um die royalistischen Feldzeichen zu schaaren. Nur in Cheshire nahm der Aufstand einen größeren Umfang an. Hier stand Georg Booth an der Spitze, ein angesehener Presbyterianer, der zu den aus dem Parlamente ausgeschlossenen Mitgliedern gehörte. Der Graf von Derby und andere Männer von Namen waren mit ihm verbunden, sie hatten fünftausend Mann beisammen und bemächtigten sich der Stadt Chester. Aber während das Schloß für die Republik gehalten wurde, rückte Lambert mit sieben Regimentern und Artillerie heran, trieb die Empörer von einer Stelle zur anderen und sprengte sie am 19. August völlig auseinander. Viele wurden gefangen, die Güter der Insurgenten wurden konfiscirt, und jede Regung des Widerstandes gegen die Regierung ward unterdrückt.

Noch während das Corps Lamberts im Felde stand, verfaßten seine Officiere eine Petition, in der sie forderten, daß früheren Ansprüchen der Heerführer Genüge gethan, und daß Lambert, Desborough, Monk nächst Fleetwood zu Inhabern der höchsten Posten gemacht würden. Das Parlament sprach sich entschieden gegen eine Häufung der Generalate aus und ließ den Officieren durch Fleetwood einen Verweis ertheilen. Aber der unruhige Geist des Heeres war dadurch nicht zu bannen, und Lambert war die Seele desselben. Am 5. Oktober erschienen Desborough und einige seiner Kriegskameraden mit einer Petition, die von 230 Officieren unterzeichnet war, vor dem Hause. Die Petenten beschwerten sich darüber, daß die Absichten ihrer Waffenbrüder aus Lamberts Corps mißdeutet worden seien und betonten ihre republikanische Gesinnung. Sie forderten Bestrafung ihrer Verleumder und Wahrung des Petitionsrechtes. Mit Bezug auf ihren Stand gingen ihre Begehren dahin, daß für die Bedürfnisse der Armee, die Invaliden und die Hinterbliebenen der Gefallenen besser gesorgt werde, daß regelmäßig kein Soldat oder Officier entlassen werde ohne kriegsgerichtliches Verfahren oder ohne seine Zustimmung, daß ein dauerndes höchstes Kommando geschaffen und ein Committee ernannt werde, ohne dessen Präsentation niemand in die Armee aufgenommen werden sollte. Das stehende Heer sollte als eine geschlossene Körperschaft mit ständigem Oberhaupte und weitgehenden Rechten im Staate eine bevorzugte Stellung einnehmen, und wiederum frug sich, wie sich mit solchen Ansprüchen die Autorität eines republikanischen Gemeinwesens vereinigen lassen würde.

Der Majorität des Parlamentes waren solche Anmuthungen unerträglich. Es betrachtete sich als die souveräne Regierung des Landes und wollte keine selbständige Macht neben sich dulden. Vane suchte die aufgeregten Geister zu beschwichtigen, aber andere, wie Haselrig, forderten Genugthuung für das übermüthige Verfahren der Officiere. Daß diese ihre Petition drucken ließen, verbitterte die Gemüther nur noch mehr. Die Antwort auf die Petition, welche berathen wurde, war wenig entgegenkommend. Noch entschiedener

wandte sich aber ein Beschluß vom 11. Oktober gegen die bewaffnete Macht und bezeugte zugleich das Mißtrauen der Regierenden. Denn er erklärte alle Gesetze und Verordnungen, die von der Zersprengung bis zur Zurückführung des Rumpparlamentes ergangen waren, ohne ausdrückliche Bestätigung für ungiltig, und bezeichnete es als Hochverrath, Abgaben irgend welcher Art ohne Zustimmung des Parlamentes zu erheben. Der ganze Rechtszustand, den die letzten sechs Jahre geschaffen, zu dessen Bildung die Soldaten so wesentlich mitgewirkt hatten, war dadurch in Frage gestellt und zugleich eine Wiederkehr unbewilligter Auflagen, wie sie Cromwell, als Inhaber der Militärmacht, gefordert hatte, im voraus geahndet. Endlich aber that das Parlament, beruhigt durch die loyalen Zusicherungen Monks, am folgenden Tage den äußersten Schritt. Es nahm Lambert, Desborough und sieben anderen hohen Officieren, welche die Petition an ein entferntes Regiment zur Unterschrift gesandt hatten, ihre Stellen und übergab die Leitung der ganzen Armee einer Kommission von sieben Mitgliedern, in der Fleetwood und Haselrig zusammensitzen sollten.

Das Geschehene war eine Kriegserklärung. Auch erhielten ein paar Regimenter, auf deren Treue man zählte, noch am Abend Befehl die Umgebung von Westminster zu besetzen. Lambert wurde vor einem Ueberfall gewarnt. Aber als erfahrener Soldat beschloß er am 13. Oktober selbst zum Angriff vorzugehen. Er stellte sich an die Spitze seines eigenen Regimentes, ließ die Zugänge zum Parlamente absperren und begann mit den aufgestellten Posten zu unterhandeln. Einige gingen zu ihm über, andere schwankten, die Bürgerschaft bezeugte keine Lust, sich in den drohenden Kampf einzumischen. Parlamentsmitglieder, die zur St. Stephanskapelle vordringen wollten, wurden zurückgewiesen. Nur wenigen gelang es, von der Themse her sich Einlaß zu verschaffen. Der Sprecher Lenthall wurde in seinem Wagen angehalten. Er, der so manches Patent ausgefertigt hatte, sagte den Soldaten, er sei ihr oberster General. Sie wiesen ihn höhnisch auf Wallingfordhouse hin, wo er sich von Fleetwood weitere Erläuterungen geben lassen könne. „Hat der Generallieutenant Fleetwood mir etwas zu sagen," erwiderte er, „so kann er zu mir kommen!" und kehrte, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, wieder um. Während dessen trat der Staatsrath zusammen. Die Parlamentsmitglieder, die ihre Sitze hatten einnehmen können, wurden herbeigerufen. Man verständigte sich dahin, daß die Truppen von beiden Seiten auseinandergehen, die Sitzungen des Parlamentes aufhören, die Officiere für die Erhaltung der Ruhe und Berufung eines neuen Parlamentes sorgen sollten. Der Oberst Sydenham suchte einige Tage später den Gewaltakt der Armee zu rechtfertigen. „Die Vorsehung," sagte er, „hat uns dazu genöthigt." Bradshaw, alt und krank, protestirte, wie er gegen Cromwells Staatsstreich protestirt hatte: „Es ist eine abscheuliche Handlung; bereit vor Gott zu erscheinen, kann ich nicht dulden, daß man seinen Namen mißbraucht." Er starb einige Wochen nachher.

So hatte dieselbe Macht, durch die das Phantom des langen Parlamentes heraufbeschworen worden war, es wieder zerstört. Lambert war Sieger geblieben. Ihm wurde nun von seinen Waffengefährten der zweite Rang nächst Fleetword, der eines Generalmajors der englischen und schottischen Streitkräfte zugewiesen. Ein Committee wurde eingesetzt, um neue Officiere zu ernennen. Auch Vane gehörte zu seinen Mitgliedern, denn er sah die einzige Rettung in einer Verbindung mit den Heerführern. Ein „Sicherheitsausschuß", der an Stelle des Staatsrathes trat, umfaßte die bedeutendsten Officiere und bürgerlichen Politiker, die sich auf ihre Seite geschlagen hatten. Whitelocke, der schon so manche Regierungsveränderung mitgemacht hatte, wurde Bewahrer des großen Siegels. Die letzten Dekrete des Parlamentes wurden für ungiltig erklärt, verdächtige Obersten abgesetzt. Eine Kommission des Sicherheitsausschusses beschäftigte sich damit, den Entwurf einer neuen Verfassung auszuarbeiten, und rief die mannichfaltigsten religiös-politischen Spekulationen feuriger Geister hervor.

Aber diese Militärherrschaft, der ein Cromwell als Haupt fehlte, konnte sich nicht lange halten. Die vertriebenen Republikaner, wie Haselrig und Scott, arbeiteten an ihrem Sturze, indem sie sich unablässig auf das Recht des Parlamentes beriefen. Die Royalisten hofften Lamberts Ehrgeiz zu Gunsten der Restauration benutzen zu können, wie denn zeitweise davon die Rede war, Lamberts Tochter mit dem Herzog von York zu vermählen. Die größte Gefahr aber drohte der neuen Regierung von Norden. Georg Monk, der Kommandant der schottischen Streitkräfte, war nicht gewillt, sich ihr zu unterwerfen. Dieser merkwürdige Mann, seit lange Lamberts Nebenbuhler, begann eben damals die bedeutendste Rolle zu spielen und die Geschichte der englischen Revolution ihrem Abschlusse entgegenzuführen.[1]) Er war im Jahre 1608 geboren, der Sohn eines Landadligen von Devonshire, dessen Vermögensverhältnisse zerrüttet waren. Der junge Monk suchte sein Glück als Soldat, betheiligte sich bei den Expeditionen nach Cadix und gegen die Insel Rhé, erwarb sich in den Niederlanden kriegerische Erfahrung und diente Karl I. in Schottland und Irland. Seine Familie gehörte zur Partei der Kavaliere, auch Monk war im Grunde seines Herzens Royalist und focht im Anfange des Bürgerkrieges auf englischem Boden für den König. Aber höher als die Treue politischer Grundsätze hielt er sein eigenes Interesse. Glänzende Aussichten und glänzendes Gold vermochten viel auf ihn. Er wurde im Jahre 1644 während der Belagerung von Nantwich gefangen, zuerst in Hull, dann im Tower in Haft gehalten, und erkaufte seine Freiheit durch den Uebergang auf die Seite des Parlamentes, welches sich beeilte, ihn in Irland, auf dem ihm wohlbekannten Boden, zu verwenden. Er verließ darauf die Sache der ursprünglichen Republik, um sich Cromwell anzuschließen.

---

1) Guizot, Monk, Chute de la république et rétablissement de la monarchie en Angleterre. 1851.

Dieser hatte seine großen Talente schon während des schottischen Feldzuges erkannt. Er hatte ihn zurückgelassen, als er genöthigt wurde, Karl II. nach England zu folgen, und fand als Protektor in ihm das brauchbarste Werk-



Georg Monk.
Nach dem Stiche von W. J. Fry; Originalgemälde von Peter Lely.

zeug. Auch am Seekriege nahm Monk einen rühmlichen Antheil, bis er 1654 wieder nach Schottland zurückgeschickt wurde. Dort residirte er im Schlosse von Dalkeith, nahe bei Edinburg, beliebt beim Volke, das er zu schonen wußte, von den Soldaten, mit denen er alle Gefahren getheilt hatte, abgöttisch verehrt.

Er war ein schweigsamer Mann, seinen Tabak kauend hörte er denen, die mit ihm verhandelten, geduldig zu, ohne seine Ansicht zu verrathen. Daß er ein Freund gesetzlicher Ordnung, ein Gegner der Anabaptisten und der radikalen Sektirer überhaupt sei, war bekannt. Aber wie er über die politische Zukunft des Reiches dächte, ließ er nicht merken. Er nahm von allen Parteien vertrauliche Eröffnungen entgegen, ohne sich zu binden. „Richard Cromwell," sagte er nach dessen Sturze, „verließ seine eigene Sache, sonst würde ich das Versprechen, welches ich seinem Vater gegeben hatte, gehalten haben." Die Royalisten hatten längst gesucht mit ihm Verbindungen anzuknüpfen und hofften auf ihn, wie entschieden er sich vor der Welt auch von der Sache der Stuarts lossagte. Die vertriebenen Mitglieder des Rumpparlamentes sahen in ihm ihren Retter und den Wiederhersteller der reinen Republik. In der That wurde Monk durch das gewaltsame Vorgehen Lamberts und seiner Genossen zum Aufgeben seiner Zurückhaltung genöthigt. Er wollte nicht dulden, daß dieser hochstrebende Mann, im Bunde mit den Fanatikern, sich an die Spitze schwinge. Er vertheidigte den Satz, daß die militärische Gewalt der bürgerlichen untergeordnet sein müsse. „Mit der Hilfe Gottes," schrieb er an den verjagten Sprecher Lenthall, „bin ich entschlossen, als ein wahrer Engländer die Freiheit und die Autorität des Parlamentes zu schützen. . . . Ich rufe Gott zum Zeugen an: die Aufrechthaltung der Republik ist der einzige Wunsch meines Herzens." Gegenüber Lambert und Fleetwood machte er aus seiner Mißbilligung des Geschehenen kein Hehl. Sie suchten ihn durch Verhandlungen in Güte auf ihre Seite zu bringen, aber er benutzte die Zeit zu umfassenden Rüstungen. Alle Anhänger Lamberts und der Sektirer wurden aus seinem Heere ausgestoßen, die Garnisonen gesichert, die Regimenter zusammengezogen. Eine Konvention der schottischen Stände bewilligte ihm Gelder zur Erhaltung seiner Truppen gegen sein Versprechen, sich Schottlands anzunehmen. Die Soldaten wurden auf den Einmarsch in England vorbereitet.

Währenddessen war Lambert in York erschienen, um von dort aus mit dem gefährlichen Gegner zu unterhandeln. Er zog unbewilligte Auflagen ein, seine Soldaten nahmen freies Quartier, die Bevölkerung war ihm feindlich. Er mußte dringend wünschen, sich auf friedliche Weise mit Monk auseinanderzusetzen. Man schien auch im November dem Abschlusse eines Vertrages nahe zu sein, aber Monk machte neue Einwürfe und verlegte sein Hauptquartier nach Berwick. Lambert rückte ihm mit seinen Streitkräften bis Newcastle entgegen. Jeder von beiden hatte etwa 7000 Mann unter den Fahnen, hinter Lambert aber stand die ganze übrige Armee Englands, die bewaffnete Macht in Irland, das englische Corps in Flandern. Aber das moralische Uebergewicht war auf Seiten Monks. Ohne daß er einen Schwertstreich gethan hätte, löste die Militärherrschaft sich schon auf. Die Mitglieder des Sicherheitsausschusses waren unter einander uneinig. Vane zog sich häufig von den Sitzungen zurück, Fleetwood und Desborough wurden

mißtrauisch gegen Lambert. Fairfax bereitete im Norden einen Aufstand zu Gunsten der Stuarts vor. Der Gouverneur von Portsmouth, ein alter Waffengefährte Monks, hielt die Stadt für das Rumpparlament. Er hatte Haselrig bei sich aufgenommen, der seine Gesinnungsgenossen dorthin berief. Die Truppen, die ihn bekämpfen sollten, gingen zu ihm über. Der Admiral Lawson fuhr mit seinen Kriegsschiffen in die Themse ein und erklärte sich für das Parlament. In den Straßen der City rotteten sich die Lehrburschen zusammen und schlugen sich mit den Soldaten herum. Lauter und lauter erscholl der Ruf „ein freies Parlament". Petitionen, die beim Sicherheitsausschuß anlangten, hatten denselben Inhalt. Vereine bildeten sich, um die Erhebung unbewilligter Steuern zu hintertreiben. Die Soldaten selbst fingen an zu murren. Sie behaupteten, niemals regelmäßiger ihren Sold erhalten zu haben als zur Zeit des Parlamentes. Von ein paar republikanisch gesinnten Obersten versammelt, zogen sie vor die Amtswohnung des Sprechers Lenthall, begrüßten ihn ehrerbietig und riefen ihm zu, daß sie dem Parlamente treu sein wollten. Fleetwood, sammt seinen Genossen, gab alle Hoffnung verloren. Er zog die Wachen von Westminster zurück und übersandte Lenthall den Schlüssel des Sitzungssaales. Am 26. December zogen etwa vierzig Mitglieder des Rump bei Fackelschein von Whitehall nach Westminster, um die höchste Macht wieder in Besitz zu nehmen. Haselrig eilte von Portsmouth herbei. Er stand an der Spitze des neuen Staatsrathes. Sofort wurde eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, um die Regierung zu sichern, über Vane, Lambert, Desborough und andere Anhänger der Militärherrschaft die Strafe der Verbannung von London verhängt, Monk eine Belohnung versprochen, das Heer im Norden zurückberufen, das Officiercorps einer gründlichen Aenderung unterworfen.

Für Monk schien kein Grund mehr vorzuliegen, den Marsch nach England anzutreten. Das Rumpparlament war wieder eingesetzt. Lamberts Schaaren hatten sich aufgelöst. Aber er wartete nicht auf einen Befehl aus London, sondern überschritt am Neujahrstage 1660 die Grenze. Wohin er kam, strömte die Bevölkerung herbei, um ihn zu sehen, ihm ihre Wünsche vorzutragen: Landadlige, Bürger, Bauern, Männer aller Parteien und Stände. Das beständige Echo ihrer Begehren war die Vervollständigung des tagenden oder die Berufung eines neuen und freien Parlamentes. Der General nahm alle Adressen entgegen, hörte alle Deputationen an und beschränkte sich meistens auf kurze allgemein gehaltene Erwiderungen. Er speiste bei Fairfax, der eben erst die Fahne für Karl II. erhoben hatte, als aber einer seiner Officiere sagte: „dieser Monk wird Karl Stuart zurückführen", schlug er mit dem Stocke nach ihm. Er empfing zwei Abgesandte des Rumpparlamentes mit allen erdenklichen Ehren, aber er duldete es, wenn die Deputationen, die ihn begrüßten, das Rumpparlament für eine völlig ungenügende Vertretung des englischen Volkes erklärten. So kam er nach St. Albans in die Nähe von London. Das Parlament hatte nachträglich seinen Einmarsch gut-

geheißen, war jedoch besorgt wegen seiner Absichten. Er forderte es auf, vor dem Einrücken seiner Truppen die Garnison von London zu entfernen, die erst kürzlich dem Staatsstreiche Fleetwoods und Lamberts gedient hatte. Es war eine starke Anmuthung, denn wenn man sie gewährte, so machte man den General zum Herrn der Stadt. Aber dem Parlamente blieb nichts anderes übrig, falls es sich nicht einer neuen Katastrophe aussetzen wollte. Schon gährte es in der City, Vane und Lambert waren heimlich zurückgekommen, die Truppen der Garnison wurden zum Aufstande verhetzt.

Man zog es vor, Monks Verlangen zu bewilligen. Am 3. Februar marschirte er an der Spitze seiner Veteranen ein, unter dem Schweigen der Bürgerschaft, die nicht wußte, was sie von ihm zu erwarten hatte. Als er dem Sprecher Lenthall begegnete, stieg er vom Pferde, um ihn zu begrüßen. Sie umarmten sich und tauschten schmeichelhafte Worte aus. Man wies dem General die Zimmer des Prinzen von Wales im Palast von Whitehall an. Im Parlamente empfing er den Dank des Hauses. Seine Erwiderung war die eines Mannes, der sich im Besitze der Macht weiß, jedoch der vorhandenen Regierung nicht zu nahe treten will. Er sprach nicht für die Zulassung der presbyterianischen Mitglieder und nicht für Berufung eines freien Parlamentes, aber er ließ durchblicken, daß er eine Ausfüllung der Lücken und Einhaltung eines Schlußtermines entschieden billige und für nothwendig halte. Er gab den Rath, weder den Kavalieren noch den Fanatikern Antheil an der Herrschaft zu gönnen, aber so wenig wie möglich politische Eide aufzulegen, um den Kreis der Anhänger des Gemeinwesens zu erweitern. Niemand war durch seine Worte recht befriedigt, am wenigsten die Bürger von London. In ihrer Masse hatten sich Royalismus und Presbyterianismus verbunden. Das parlamentarische Zerrbild des Rump war ihr ebenso verhaßt wie die Militärdiktatur Fleetwoods und Lamberts. Die Bürger waren in der Versammlung zu Westminster nicht durch ein einziges Mitglied ihrer Wahl vertreten. Der Gemeinderath erklärte, daß die City so lange keine Auflage zahlen würde, als bis sie in einem freien und vollständigen Parlamente repräsentirt sei. Ketten wurden über die Straßen gezogen, die Thore geschlossen, die Stadt setzte sich in Vertheidigungszustand.

Monk erhielt den Auftrag eine Anzahl von Bürgern zu verhaften und die Stadt zum Gehorsam zurückzuführen. Er gehorchte zum Staunen seiner Officiere. Am Morgen des 9. Februar drang er in die City ein, machte ein Wirtshaus nahe bei Guildhall zu seinem Hauptquartier, ließ Pfosten und Ketten entfernen und die ihm bezeichneten Bürger in den Tower verbringen. Das Parlament bestand auch auf Zerstörung der Thore und Auflösung des Gemeinderathes. Die republikanischen Machthaber triumphirten. Haselrig jubelte darüber, daß Monk mit Leib und Seele der ihrige sei. Aber in eben diesem Augenblick erklärte er seinen Abfall von ihnen. Er war gehorsam gewesen, um Herr der Ereignisse zu bleiben. Aber er wollte nicht, daß sein Sieg den Radikalen zu gute käme. Diese jedoch regten sich in

alter Weise. An der Spitze einer Schaar von Sektirern erschien Barbone, von dem die Versammlung der „Heiligen" ihren Namen hatte, vor dem Parlamente und forderte, daß niemand eine bürgerliche oder militärische Stelle bekleide, der nicht ausdrücklich die Herrschaft Karl Stuarts, wie jedes anderen monarchischen Prätendenten, und ein Haus der Peers abschwöre. Die Republikaner suchten Monks Truppen zu bearbeiten. Vane und Lambert waren noch immer in der Nähe. Monk mußte wünschen, das Vertrauen der Bürgerschaft zurückzugewinnen, deren politische Tendenzen den seinigen verwandt waren. Er sah sich von seinen Officieren gedrängt, dem Rumpparlament den Gehorsam zu kündigen. Seine Soldaten hatten sogar ihre Unlust nicht verborgen, bei dem Zerstörungswerk in der City gebraucht worden zu sein.

In der Nacht vom zehnten auf den elften Februar ließ er einen Brief an das Rumpparlament abfassen, in dem er kundgab, daß die Armee die Waffen ergriffen habe, nicht nur für die Zurückführung des Parlamentes, sondern auch für die Freiheit der Nation. Er tadelte die Begünstigung der Sektirer, das Vorhaben einen neuen Eid aufzulegen und forderte Erlaß der Ausschreiben zur Ausfüllung der vakanten Sitze, sowie Innehaltung des Schlußtermines, des 6. Mai. Sein Hauptquartier blieb in der City. Er lud sich beim Lord-Mayor zu Gaste, entschuldigte in Guildhall vor dem Gemeinderathe das Vorgekommene und machte Mittheilung von dem Inhalte seines Schreibens an den Rump. Die Bürgerschaft jubelte. Monks Soldaten ward Speise und Trank zugetragen, die Glocken läuteten, die Fenster in Barbones Hause wurden eingeworfen. Freudenfeuer wurden angezündet, an denen man, zur Verspottung des Rump, die Lendenstücke von Ochsen und Kälbern schmoren ließ. Das Rumpparlament suchte mit Monk zu unterhandeln, ernannte aber zugleich eine Kommission von fünf Mitgliedern für die Leitung des gesammten Militärwesens. Man wagte noch nicht Monk auszuschließen, stellte ihm jedoch u. a. Haselrig und den anabaptistisch gesinnten Obersten Alured an die Seite und verwarf den Vorschlag, daß ohne ihn keine Entscheidung getroffen werden dürfe. Um ihn zu versöhnen, wurde beschlossen, die Formel des politischen Eides zu mildern und die Ausschreiben für die Vornahme der Ergänzungswahlen vorzubereiten.

Aber Monk war inzwischen anderer Ansicht geworden. In der City war ihm der dringende Wunsch nach Zurückführung der ausgeschlossenen Mitglieder entgegengetreten. Von ihrem Erscheinen hofften Presbyterianer und Royalisten das Beste, während Ergänzungswahlen und Neuwahlen unter großen Beschränkungen für sie keinen Vortheil bringen konnten. Er ging vorsichtig zu Werke. Zunächst veranstaltete er eine Konferenz von Mitgliedern des Rump und einigen der Ausgeschlossenen, um jene zu bewegen, ihre Kollegen wieder aufzunehmen. Als dieser Versuch gescheitert war, ließ er sich von den Ausgeschlossenen versprechen, daß sie in genügender Weise für die Armee und ihr Kommando sorgen und die schleunige Einberufung eines neuen freien Parlamentes durchsetzen wollten. Am 21. Februar verließ er mit seinen

Truppen die City, traf mit den Ausgeschlossenen in Whitehall zusammen und sandte sie unter militärischer Begleitung nach Westminster. Sie nahmen ihre alten Sitze ein. Nur wenige der bisherigen Mitglieder entwichen vor ihnen aus dem Saale. Das Rumpparlament hatte dem langen Parlamente von 1648 Platz gemacht. Die wieder eingetretenen Mitglieder bildeten die Mehrheit. Sie knüpften ihre Arbeit aufs neue da an, wo sie bei ihrem Ausschluß abgebrochen war, widerriefen die Beschlüsse der damaligen Minderheit, ernannten Monk zum Generalkapitän und obersten Befehlshaber der gesammten Landmacht von England, Schottland und Irland. In dem Staatsrath, der erwählt wurde, nahm Monk die erste Stelle ein. Fairfax, Denzil Holles, William Waller und die meisten anderen Mitglieder mußten als entschiedene Gegner der Republik bezeichnet werden. Auch war es ein Zeichen der Zeit, daß die Entlassung gefangener Royalisten verfügt ward. Lambert hingegen, als gefährlichster Feind, wurde im Tower eingekerkert. Die City erhielt ihre Privilegien zurück und streckte dafür die Summe von 60,000 Pfund vor. In den Kirchen wurde die Urkunde von Liga und Covenant verlesen. Aus den amtlichen Stellungen wurden die Independenten verdrängt. Die Fluth des Presbyterianismus war in beständigem Steigen begriffen, aber die Presbyterianer von 1660 wie diejenigen von 1648 waren Royalisten und ebneten der Restauration den Weg. In Flugschriften und Straßenliedern wurde der legitime König gepriesen. Bei Festessen, welche einzelne Gilden zu Ehren Monks veranstalteten, trank man auf Karls II. Gesundheit. Auf dem Börsenplatz, wo einst ein Denkmal des hingerichteten Monarchen gestanden hatte, entfernte ein Mann am hellen Tage die an dem Postamente angebrachte Inschrift: „Der Tyrann ist verschwunden, der letzte der Könige; im ersten Jahre der wiederhergestellten englischen Freiheit 1648“ und rief, seinen Hut in die Höhe werfend: „Gott segne König Karl II.“

Die presbyterianischen Mitglieder des Parlamentes wagten indessen nicht, selbst die Zurückberufung des Königs zu beantragen. Noch stand ihnen eine Anzahl von Republikanern gegenüber. Auf der anderen Seite wollten die Royalisten alten Schlages, die Kavaliere im Lande, zu der Herbeiführung des Ereignisses mitwirken. So gewagt es sein mochte, sich ohne den Besitz von Bürgschaften der Restauration auszuliefern, einem neuen Parlamente die Entscheidung zu überlassen: der allgemeine dringende Ruf nach Ausschreibung von Neuwahlen ließ sich nicht länger überhören. Man beschloß, daß am 25. April ein vollständiges und freies Parlament zusammentreten solle ohne Repräsentanten von Schottland und Irland. Man kassirte die Eidesformel, nach der die Gewählten „der Republik ohne König oder Haus der Lords“ Treue hätten schwören müssen. Für die Wählbarkeit blieben große Beschränkungen bestehen, aber die Qualifikationen der Wähler wurden der Art erweitert, daß auch solche, welche die Waffen für den König getragen hatten, sich an der Wahlhandlung betheiligen durften. Dem Zusammentritt derjenigen Peers, die auf Seiten des langen Parlamentes gestanden hatten, sollte kein

Hinderniß in den Weg gelegt werden. Es war klar, auf welches Ziel man lossteuerte. Der Republikaner Scott forderte, daß man die Absendung einer Gesandtschaft an Karl Stuart verbiete. „Ich verlange," erwiderte ein presbyterianisches Mitglied, „daß wir vor unserer Trennung Zeugniß dafür ablegen, wie wir weder mit Herz noch Hand bei der Ermordung des Königs betheiligt gewesen sind, die wir vielmehr verabscheuen." „Und ich," gab Scott zurück, „obwohl ich nicht weiß, wohin ich heute meinen Kopf retten soll, erkläre, daß ich mit Herz und Hand dabei betheiligt war und wünsche mir keine größere Ehre, als daß man auf meinem Grabe lesen möge: Hier ruht ein Mann, der mit Herz und Hand zur Hinrichtung Karls I., des Königs von England, mitgewirkt hat." Ein großer Tumult erfolgte. Scott verließ mit einigen seiner Freunde den Saal. Unter diesen Eindrücken löste sich das lange Parlament am 16. März 1660 auf.

Monk hatte den Ereignissen ihren Lauf gelassen. In St. James, wo er sein Hauptquartier genommen hatte, empfing er Besuche von Vertretern aller Parteien, hörte ihre Vorschläge an, antwortete in seiner trockenen, unverbindlichen Art und behielt sich freie Hand für die Zukunft. Die Royalisten, die ihn umschwärmten, die Agenten Karls II. wußten noch immer nicht, ob sie ihm trauen dürften. Er hatte sich mehrmals gegen die Zurückrufung des Hauses Stuart erklärt, er hatte die Lords von 1648, die sich im Hause der Peers versammeln wollten, als sie die Presbyterianer wiederkehren sahen, mit Gewalt daran verhindert. Temperament und Berechnung wiesen ihn darauf hin nichts zu überstürzen. Je mehr Zeit er sich nahm, die widerstrebenden Elemente des Heeres unschädlich zu machen, desto sicherer konnte er an der Spitze blind ergebener Mannschaften etwas wagen. Je länger er mit seiner Entscheidung zurückhielt, desto höher mußte sein Ansehen steigen. Aber wenn dieser schwer zu durchschauende Mann nicht schon längst mit Bewußtsein der Restauration des Königthums vorgearbeitet hatte, so ließ er dem verbannten Stuart nun jedenfalls keinen Zweifel mehr darüber, daß er auf ihn rechnen könne. Drei Tage nach der Auflösung des langen Parlamentes sah er insgeheim einen Emissär Karls II. bei sich, einen Verwandten aus Devonshire, John Greenville, der schon längst gewünscht hatte, ihm einen Brief des Königs zu überliefern. Monk selbst gab nichts Schriftliches von sich, aber er rieth dem Könige, allgemeine Amnestie, mit Ausnahme einiger weniger, sowie Toleranz zu gewähren, den Verkauf der konfiscirten Güter anzuerkennen, sich aus spanischem Gebiete zu entfernen, da England und Spanien noch im Kriege seien, und in Holland den Gang der Dinge abzuwarten. Eben jene Bürgschaften schienen auch anderen zu genügen. Die City sprach sich gegenüber dem Staatsrathe in ganz ähnlichem Sinne aus. Weitergehende Forderungen, wie sie die Lords Manchester, Northumberland, Bedford, Denzil Holles und andere Politiker erhoben, konnten nicht auf die Gunst der öffentlichen Meinung rechnen.

Denn immer ungestümer forderte diese die Rückkehr des legitimen

Herrschers, die Wiederaufrichtung der alten Monarchie. Die Republik war hier ein künstlicher Nothbehelf gewesen, nicht aus dem Boden von Alt-England erwachsen. Sie hatte dem Engländer eine Erleichterung der finanziellen Lasten versprochen und hatte dieselben immer mehr gesteigert. Sie hatte ein stehendes Heer gebildet, das mehr als einmal zum Sturze der bürgerlichen Gewalt gebraucht worden war. In ihrem Namen waren Gewaltsamkeiten verübt worden, gegen welche alle Gewaltsamkeiten Karls I. verschwanden. Zu ihren Verfechtern hatten Fanatiker gehört, deren Zelotismus demjenigen William Lauds nichts nachgab. So lange ein schöpferischer Genius wie der Oliver Cromwells die Erhaltung der Ordnung im Inneren und die Wahrung der nationalen Ehre nach außen verbürgte, konnten tausende geblendet werden und den Zustand, den die Revolution geschaffen hatte, für dauernd halten. Mit seinem Tode war die Anarchie eingetreten, welche, von Stufe zu Stufe fortschreitend, der Restauration zahllose Anhänger erwarb. Vergeblich nahm der blinde Milton „die gute alte Sache" noch in Schutz, suchte er seinen Mitbürgern wiederum die allgemeinen Vorzüge der republikanischen von der monarchischen Verfassung nachzuweisen. Vergeblich warnte er sie mit den prophetischen Worten: „Wir werden vielleicht noch einmal um all das kämpfen müssen, wofür wir gekämpft haben, wir werden noch einmal die Opfer bringen müssen, die wir gebracht haben." Seine Stimme verhallte. Ein Aufstandsversuch Lamberts, der aus dem Tower entsprang, mißlang. Auf den Straßen Londons waren die Gegner des Königthums nicht mehr sicher vor thätlichen Angriffen, und die Konventikel von Sektirern wurden durch das Volk mit Gewalt gesprengt. Die Parlamentswahlen schlossen die Männer von republikanischer und independentischer Gesinnung fast völlig aus. Niemand hielt sich an die vorgeschriebenen Beschränkungen. Das Haus der Gemeinen zeigte ein durchaus royalistisch-presbyterianisches Gepräge, und gleichzeitig versammelte sich, von demselben Geiste durchdrungen, am 25. April das Haus der Lords.

Der kleine Hof Karls II. hatte in Brüssel die Entwickelung der Dinge mit Spannung verfolgt. Aus England, Schottland, Irland strömten die Erklärungen der Reue und der Ergebenheit beim Könige und seinen Rathgebern zusammen. Einer nach dem anderen suchte das Wrack der Republik rechtzeitig zu verlassen. Der Admiral Montague stellte Karl II. seine Flotte zur Verfügung. Lenthall, der Sprecher des langen Parlamentes, übersandte ihm seine Rathschläge. Thurloe ließ ihn wissen, daß er bereit sei, ihm zu dienen. An Monks Verläßlichkeit war nicht länger zu zweifeln, und Monk konnte sich nicht nur für England, sondern auch für Schottland und Irland verbürgen. Auf seinen Rath begab man sich vom Boden der spanischen Niederlande weg nach Breda, wo sich der leichtfertige, junge König sehr bald von einer großen Schaar getreuer Kavaliere umgeben sah. Von Breda (14. April) datirte auch eine königliche Deklaration, in der die verlangten Garantieen: Amnestie, Toleranz, Genehmigung der vorgekommenen Ver-

äußerungen gegeben wurden, mit dem Vorbehalt der Bestätigung durch das Parlament. Die Deklaration wurde Greenville überliefert, noch ehe Karl II. Breda erreicht hatte, und zu gleicher Zeit mit jener Deklaration königliche Briefe an die beiden Häuser, an die Behörden der City, die Admiräle und Monk zur Mittheilung an den Staatsrath und die Officiere. Monk war außerdem in einem Privatschreiben die Stelle eines Generalkapitäns der königlichen Streitkräfte zugesichert worden.

Als Greenville am 28. April vor dem Staatsrathe erschien und Monk das officielle Schreiben des Königs übergab, spielte dieser den Ueberraschten. Der Staatsrath beschloß, das Aktenstück ohne Erlaubniß des Parlamentes nicht zu eröffnen. Greenville wäre in Haft genommen worden, hätte Monk sich nicht für ihn verbürgt. Es war eine Komödie, deren Ende jeder voraussagen konnte. Am 1. Mai wurden die Schreiben des Königs sammt der Deklaration von Breda beiden Häusern zugestellt. In wenig Stunden wußte die ganze Stadt, was geschehen war, in wenig Tagen das ganze Land. Die Begeisterung der Volksmasse kannte keine Grenzen. Freudenfeuer loderten auf, die Glocken erklangen, auf den Straßen trank man die Gesundheit des Königs. Die beiden Häuser erklärten, daß „nach den alten Grundgesetzen des Reiches die Regierung aus König, Lords und Gemeinen bestehe", beschlossen den legitimen Herrscher zur Rückkehr einzuladen und erschöpften sich in ehrerbietigen Ausdrücken und klingenden Beweisen der Loyalität, in denen die städtischen Korporationen mit ihnen wetteiferten. Die Presbyterianer versuchten es noch, die wesentlichsten Akte des langen Parlamentes vor den Gefahren einer Reaktion zu schützen und die allgemeinen Versprechungen der Deklaration von Breda in gesetzliche Form zu bringen. Aber die Kavaliere und Monk wußten diese Versuche zu hindern. Keine einzige der Bills, welche vor der Rückkehr des Königs die politischen und kirchlichen Fragen lösen sollten, wurde vollendet. Die Regiciden konnten aus den wüthenden Angriffen, die sie erfuhren, schon ahnen, welches Schicksal ihnen trotz des königlichen Versprechens der Amnestie bevorstehen würde.

Der eine glühende Wunsch, den König sobald wie möglich wieder in London zu sehen, besiegte alle Erwägungen der Klugheit. Im Haag empfing Karl II. die Deputationen des Parlamentes, der City, der Geistlichkeit. Alles war vorbereitet zu seinem feierlichen Empfange, von der neuen Krone und dem neuen Scepter bis zu dem vergoldeten Prunkbette, das die Majestät nach den langen Irrfahrten des Exiles im väterlichen Palaste aufnehmen sollte. Noch einige Tage nahm er die Gastfreundschaft der Generalstaaten in Anspruch. Dann begab er sich mit seinen Brüdern und seinem glänzenden Gefolge nach Scheveningen, wo die englische Flotte vor Anker lag. Unter dem Donner der Kanonen bestieg er das Schiff, welches seinen Namen „Naseby" mit dem Namen „Karl" vertauschen mußte. Am 25. Mai landete er in Dover. Vier Tage später hielt er unter unermeßlichem Jubel des Volkes seinen Einzug in die Hauptstadt. „Es ist meine eigene Schuld,"

soll er ironisch gesagt haben, „daß ich nicht früher wiedergekommen bin, denn jedermann versichert mir, er hätte nach meiner Rückkehr geschmachtet."

Die Revolution war zu Ende. Aber ihre Geschichte war nicht verloren weder für England noch für die Menschheit. In diesem einen Staatswesen, das seiner insularen Abgeschlossenheit so viel verdankte, war den Tendenzen der absoluten Monarchie noch eben rechtzeitig eine Schranke gesetzt worden, während sie sich überall sonst auf dem Kontinente befestigte. Die zurückgekehrte Familie der Stuart nahm allerdings jene Tendenzen wieder auf, vergaß alle Lehren der Vergangenheit, machte sich zum Vasallen eines ausländischen Despoten, um die Freiheit ihres eigenen Volkes zu knechten. Aber die erste Revolution hatte die Möglichkeit für das Eintreten der zweiten geschaffen. Es gab hier Organe des Widerstandes, an denen die Kraft des Absolutismus sich brach. Das Uebergewicht des Parlamentes wurde anerkannt und die Umbildung des alten ständischen Staates in den modernen Verfassungsstaat gesichert. Auch gegen die religiösen Tendenzen der Revolution erfolgte zunächst ein Rückschlag. Der Puritanismus wurde aus dem Sieger der Verfolgte. Die kirchlichen Formen, die er geschaffen hatte, wurden zerbrochen. Das Joch, das er dem Leben des Einzelnen aufgelegt hatte, wurde abgeworfen. Ein neues Geschlecht trat auf, für welches die puritanischen Ideale ein Gegenstand des Spottes waren, und das sich durch die größte Ungebundenheit für den lange ertragenen Zwang zu rächen suchte. Aber gewisse Ideen des Puritanismus blieben deshalb nichtsdestominder eine beständig fortwirkende Kraft. Sie waren ein unzerstörbares Element des englischen Volkscharakters geworden. Sie fanden, vertieft und vom Beisatz starrer Vorurtheile befreit, auch bei anderen Völkern Eingang. Die Fragen der Toleranz, des Verhältnisses von Staat und Kirche, welche die größten Vorkämpfer des Puritanismus unter den Independenten beschäftigt hatten, konnten niemals wieder aus dem Bereiche der öffentlichen Verhandlung verschwinden, sondern gingen auf beiden Erdhälften in verschiedener Art einer allmählichen Lösung entgegen. Und wenn die spöttischen Reime Butlers und die frivolen Strophen Rochesters als literarische Merkwürdigkeiten wohl noch ein kümmerliches Dasein fristen, so bildet, was Milton von ewigen Wahrheiten in gebundener und ungebundener Rede ausgedrückt hat, ein Stück des großen geistigen Erbtheils der Menschheit, welches eine Generation der anderen überliefert.

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

Vollbilder.

Doppelvollbild.

Karte.



Oliver Cromwell.

Inhalts-Verzeichniß.

Zweites Buch.

Vom Beginne des Bürgerkrieges bis zur Hinrichtung Karls I.

Drittes Buch.

Vom Sturze des Königthums bis zum Beginne des Protektorates.

Viertes Buch.

Vom Beginne des Protektorates bis zur Wiederherstellung des Königthums.

Berichtigungen.

Seite 13 Zeile 29 ist zu lesen statt versönlichen: versöhnlichen.
" 23 " 23 " " " " ohne seiner Unterstützung: ohne der Unterstützung desselben.
" 169 " 12 " " " " 1645: 1646.
" 203 unter dem Porträt Miltons statt William Faithane: William Faithorne.

Auf der Karte zu Seite 127 ist als Jahr, in welchem das Werk von S. Rawson Gardiner erschienen ist, irrthümlicher Weise 1878 statt 1876 angegeben.

Stern, Alfred,

Geschichte der Revolution in England Mit Porträts, Illustrationen u. Karten

Berlin 1881